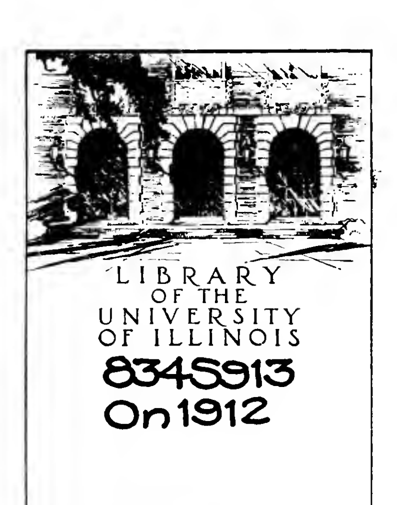

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
834S913
On1912



Der Nackte Mann



Der Nackte Mann

von

Emil Strauß

S. Fischer, Verlag, Berlin
1912

Der Nackte Mann



Erstes Kapitel

Am ersten Augustabend des Jahres sechzehnhundert und eins saßen Männer verschiedener Art im Gasthaus zur „Kanne" in der Markgräflich Badischen Stadt Pforzheim beim Weine. Alle Fenster des niedrigen Eckzimmers sowohl nach der Tränkgasse wie nach dem Mühlkanal standen offen und ließen den Zecherlärm in die schwüle Nacht hinaus.

An dem langen Haupttische horchten die übrigen stumm einem noch jungen Manne mit schmalem Mönchsgesichte, der mit der Faust die Schläfe stützend starr vor sich auf den Tisch blickte und mit erzwungener Langsamkeit sprach:

„Wenn Gott, wie die Kalvinisten wollen, in seinem geheimen und unwandelbaren Rate etliche wenige Menschen zur Seligkeit bestimmt hat, so daß sie nicht verloren gehen können, die Mehrzahl aber aus freiem Wohlgefallen zu ewiger Verdammnis, so daß sie nicht können erleuchtet, bekehrt und begnadet werden, — was folgt denn um Gottes willen aus diesem schrecklichen Greuel? — Nichts anderes als ein stäter Zweifel oder gar eine epikurische Sicherheit, so daß der

Mensch denkt: bist du nicht zur Seligkeit erwählt, so ist all dein Beten, Predigthören, Sakramentempfangen und alles, womit die Christen sich stärken sollen, umsonst! bist du aber erwählt, so kann dir nichts schaden, so wenig wie dem König David, und wenn du den gröbsten Exzeß begehst! — Christus hieß uns beten: Unser Vater im Himmel — führ uns nicht in Versuchung! erlöse uns von dem Bösen! vergib uns unsere Schuld! — Gott aber will uns gar nicht erlösen! er will uns gar nicht sein Reich zukommen lassen! er will gar nicht unser Vater sein —! Welch ein Komödienspiel trauen die Kalvinisten ihrem Gott zu! Gotteslästerung!"

Während die meisten Tischgenossen dem Advokaten Doktor Ebertz laut und eifrig ihre Zustimmung gaben, dröhnten vom Turme zehn langsame Stundenschläge, ohne doch die erregten Stimmen zu stören. Nur ein Herr in vornehmer Kleidung, der hochaufgerichtet mit gerunzelter Stirn und abwehrbereiter Miene oben am Tische saß, der horchte auf die Glocke, trank seinen Wein aus, strich mit der schmalen knochigen Hand rechts und links über den dünnen roggenblonden Schnurrbart und dann über den ebenso dünnen und blonden Kinnbart und winkte mit einem ernsten Blick seiner rund hervorgewölbten blauen Augen der Wirtstochter, die schon am Schenktisch wartete. Sie trat gefällig lächelnd neben ihn. Er fragte, mit fest aufeinandergepreßten Zähnen sprechend, nach seiner Schuldigkeit und zahlte.

Nun wurden auch die andern aufmerksam, schielten ärgerlich nach jenem hin und rückten unschlüssig auf den Sitzen. Ein jüngerer Mann aber, den sie Lutz nannten, der Zimmermeister Hans Aichelin, schnitt erst ein Gesicht und lachte durch die Nase, dann wandte er sich über den halben Tisch hinauf an den zahlenden Herrn und fragte, indem er sich bemühte, auch zwischen den zusammengepreßten Zähnen hindurch zu sprechen:

„Wollt Ihr uns schon verlassen, Herr Obervogt?“

„Es sind zehn Uhr!“ erwiderte dieser bedeutsam.

„Es sind zehn Uhr —?“ wiederholte Aichelin mit gespieltem Staunen; setzte dann aber mit der Hand abwinkend hinzu: „A — — morgen wirds wieder zehn.“

Der Obervogt Johann von Münster beachtete ihn weiter nicht, stand mit ernster Ruhe auf, war aber nicht viel größer als vorher im Sitzen; denn er hatte zu kurze Beine.

Da erhob sich auch weiterhin ein starkgebauter Mann, der lässig dagesessen hatte und nun fast an die Decke stieß, lächelte den Obervogt etwas kindlich an und sprach:

„Erlaubt, Herr Obervogt, daß ich mir Eure Pünktlichkeit zu nutze mache —“

„— und den Nachtgulden spare, gelt Apotheker!“ warf Aichelin rasch ein. „O, auch wir wissen die Ehre zu schätzen, daß uns der Herr Obervogt in persona — gratissima — Feierabend bietet! — — Übrigens, da

ihr doch über „ist“ und „bedeutet“ disputiert habt: Ist der Herr Obervogt Feierabend oder bedeutet er bloß Feierabend? In diesem Falle wart ich nämlich lieber, bis Feierabend — ist.“

Viele verhielten das Lachen nicht, manche schauten über die Unverfrorenheit erstaunt und vorwurfsvoll drein, der Obervogt tat, als hätte er nichts gehört, der Apotheker aber sagte mit vergnügtem Lächeln:

„Hier haben wir glücklich den Punkt, wo es auch der Herr Obervogt mit dem Doktor Martin Luther hält; — hätte er eine Kreide, so würde er auf den Tisch schreiben: das ist Polizeistunde! und würde es dreimal unterstreichen. Und was mich betrifft, ich bin ganz seiner Meinung.“

Alle waren froh, einen Anlaß zum Lachen zu haben, Aichelin aber schrie:

„Zahlen, Dorle! Aber nein, so spät in der Nacht kann ich 's Einmaleins nimmer; ich zahl morgen, da gehts in einem hin.“ Er zwinkerte dem Mädchen vergnügt zu und schnitt eine Grimasse, sie lachte, gab ihm, als er sich abdrehte, einen Schlag auf das Schulterblatt und sagte:

„Geh nur, Lutz, du bist mir sicher!“ Dann bückte sie sich, um aus der tiefhängenden Geldtasche eine Hand voll Münze herauszuwühlen, und rechnete mit andern ab.

Der Obervogt wartete noch, indem er umständlich

das Wehrgehenk hin- und herrückte, auch zu dem und jenem ein Wort sprach, bis der Aufbruch allgemein war, dann fragte er:

„Gehen wir? wir haben ja denselben Weg, Apotheker," und verließ mit dem großen, freundlich lächelnden die Wirtschaft. Andere schlossen sich an.

Auf der Gasse hielten sie, schauten zu den schweren Wolken hinauf, über die gerade ein Wetterleuchten fuhr, und sprachen von der Wahrscheinlichkeit, daß das Gewitter näherkäme. Nun trennten sich einige und schritten über das Kannenbrücklein der Auerbrücke zu, während die meisten mit dem Obervogt die Tränkgasse hinauf und dem Markt entgegengingen. Auf Meister Aichelin aber schien die freie Luft zu wirken, er fing plötzlich an, marschmäßig zu stampfen und zu brüllen und sich weder an die Gesellschaft des Obervogtes noch an die Rippenstöße des Notars Doktor Ebertz zu kehren, er bellte hinaus:

„Das Liedlein will sich endenn,
wir wöllent heime zu,
wir gehn schier an den Wändenn,
der Gluckſen hat kein Ruh;
ich durmel wie ein' Gans darein,
daß mir der Schädel kracht;
das schafft allein der gute Wein —
aldee zur guten Nacht!"

Wie besessen marschierte und torkelte er mitten durch

die Gasse, am Markt aber bog er ohne Abschied nach rechts in die Ochsengasse, immerfort gröhlend.

Der Obervogt blieb nachsehend stehen und sprach durch die zusammengepreßten Zähne hindurch:

„So 'n Beest! Man sollte ihn heimbringen! Wenn ihn die Scharwache so trifft, dann steckt sie ihn ins Narrenhäuschen."

Im Schutze der Dunkelheit blickte der Apotheker mitleidig über die Achsel auf den Obervogt hinab und dachte: wenn der Lutz besoffen ist, so bist du 's auch! der sucht nur den nächsten Weg zur „Kanne" zurück; laut aber antwortete er:

„Der findet den Weg, Herr Obervogt, wie Ihr ja seht. Bezechte sind wie Nachtwandler."

Indessen folgten einige der Anregung des Obervogtes, versprachen für den Betrunkenen zu sorgen, und liefen ihm nach. Bald verstummte seine Stimme.

Nun verabschiedete sich der Notar Doktor Ebertz und sagte zum Apotheker:

„Und nichts für ungut, Grieninger, daß ich einmal so hitzig wurde; aber du bist mir zu lau! Da ist mir ein rechter Papist lieber, ja, sogar ein Kalvinist, — so wenig ich ihnen recht geben kann."

„Ja — du hast deine Bibel und die Kirchenväter und den Luther im Griff wie ich meine Gläser und Schublädchen; könntest einen Pfaffen abgeben!"

„'S ist auch nötig," erwiderte der Notar, „man

muß jetzt immer gestiefelt und gespornt sein! Du sollest auch mehr Farbe bekennen!"

„Bekenn ich die nicht?" sprach Grieninger langsam.

„Der Apotheker," nahm der Obervogt das Wort, „gibt eben auch anderer Meinung Gehör, nach dem Spruche: prüfet alles und das Beste behaltet."

„Gut, dann will ich dem Apotheker einmal das Stafforter Buch zur Prüfung empfehlen; viel Gutes wird er freilich nicht davon übrig behalten — Und nun gute Nacht!" Damit verschwand Ebertz im Dunkel.

Obervogt und Apotheker schritten jetzt auf den Marktplatz vor, dessen Größe nur an wenigen, aus Häusern herausglimmenden Lichtern erkennbar war. Manchmal zuckte es über den schwarzen Himmel wie der Silberflügel eines Riesenvogels, dann sank ein Lichtschein herab auf den weiten, giebelumstarrten Platz und erlosch in der Berührung: eine helle Fläche war aufgetaucht, der obere Marktbrunnen mit dem Markgrafen war aus dem Dunkel gestiegen, Wasserstrahlen und Fenster hatten geblitzt, alte Fachwerkgiebel, die Renaissancefront und der Turm des Rathauses, die Bergstraße zum Schloß hinauf, von einem Torbau gesperrt, von der Masse der Schloßkirche und des hochgetürmten Schlosses überragt, hatte bleich aufgeleuchtet und war vergangen wie Atemhauch im Winter.

„Ein rechthaberischer Mensch dieser Doktor Ebertz!" fing der Obervogt wieder an.

„Als Jurist muß ers wohl sein!“ meinte der Apotheker.

„Dann soll er bei seiner Jurisprudenz bleiben! Was hat er überhaupt hier dreinzureden! er ist doch nicht aus der Markgrafschaft!“

„Das nicht; aber seine Frau ist von hier und hier hat er seine Praxis: warum soll er nicht mitreden? Und — es ließe sich ja behaupten, daß Westfalen auch nicht gerade zwischen Neckar und Rhein läge. Und Herr Commali ist ein Italiener und Herr Doktor Reuber ein Sachs oder Schlesinger oder weiß der Teufel, was, und so die markgräflichen Räte durch die Bank.“

Johann von Münster blieb stehen, warf sich in die Brust, drückte das Degengefäß hinab, so daß der Degen gravitätisch fast wagrecht nach hinten stand, und sprach in aufklärendem Tone:

„Wir sind durch das Vertrauen Ihrer Fürstlichen Gnaden ins Land berufen, und das Bewußtsein, klaffende Lücken auszufüllen und mit Selbstaufopferung am Wohle dieses Landes zu arbeiten, gibt uns einen höheren Titel von Landsmannschaft, von — innig verwurzelter Zugehörigkeit, als viele Landeskinder von sich rühmen könnten!“ Und das Haupt etwas neigend setzte er seinen Fuß weiter.

Der Apotheker freute sich, in der Dunkelheit des Augenblicks sich weit zurückbeugen, langsam nicken und

ein dummes Gesicht schneiden zu können, ehe er antwortete:

„Gewiß! Wer könnte das bezweifeln? Ich meinte ja nur so.“

„Und das Stafforter Buch —? das ist ein sehr gutes Buch! Habt Ihr es gelesen, Apotheker?“

„Hm — m!“ machte Grieninger kopfschüttelnd und setzte gutmütig hinzu:

„So was les ich nicht!“

„Solltet Ihr lesen! solltet Ihr lesen! Es wird darin nachgewiesen, daß die reformierte Lehre, die Ihre Fürstlichen Gnaden, der Herr Markgraf, bekennen und empfehlen, im Einklange steht nicht nur mit den Propheten, dem Evangelio und den Kirchenvätern, sondern auch mit der Lehre des Doktor Martin Luther selbst.“

In einem Tone, als ginge ihm ein neues Licht auf, sagte der Apotheker:

„So —? Sosoo! Aha!“

„Gewiß! Das solltet Ihr lesen! Gerade Ihr bei Eurer ruhigen und versöhnlichen Art könntet auf Eure Mitbürger einwirken und entscheidend dazu beitragen, daß sie sich den Verordnungen friedlich fügen und das neue, reinere Bekenntnis annehmen. Die Geduld unseres gnädigen Herrn ist schon übergroß, sie wird nicht ewig währen. Jedesmal, wenn ich zum Bericht in die Karlsburg komme, fragt der Markgraf, ob der lutherische Sauerteig noch nicht ausgefegt sei, ob nicht ein

schärferer Besen nottue! Wäre ich nicht — mit Besänftigen und Hoffnungmachen, Ihre Fürstlichen Gnaden hätten längst — eisernen — Zwang angewendet! Die — die werden schon sehen, wie weit sie's treiben!" Sich mehr und mehr erregend war er bei den schärfsten Tönen seiner hohen Stimme angekommen.

„Was Ihr nicht sagt, Herr Obervogt!" sprach der Apotheker in sehr bedrücktem Tone. „Steht es so? Mhm — mhm!"

„Ja!" schrie Johann von Münster „so steht es!"

Blitzscheine schwangen sich von Wolke zu Wolke über den ganzen Himmel hin, so daß dicht vor den Beiden der obere Marktbrunnen mit dem Steinbilde des Markgrafen Ernst eine ganze Weile in leise zuckendem Lichte stand und der Schloßberg mit dem Tor und den großen schattenreichen Häusern und Türmen seltsam in der Helle vor- und zurückschwankte. Langsam rumpelte ferner Donner hinterdrein.

„Nun wird es ja wohl ernst," sagte der Obervogt, „und man tut gut, unter Dach zu kommen. Es war mir angenehm, Apotheker."

„Habe die Ehre, Herr Obervogt! Geruhsame Nacht!" erwiderte der andere, indem er den großen Hut vom Kopfe schwang.

Herr von Münster dankte herablassend und eilte nach dem Amthause unten am Schloßberg.

Apotheker Grieninger blieb noch ein paar Augen-

blicke stehen und horchte den kurzen Schritten des andern nach, lachte vergnügt und brummte — wie der Obervogt — zwischen den festgeschlossenen Zähnen hindurch:

„So 'n Beest!" Lachend trat er zum Brunnen und ließ sich das kühle Wasser über die Hände laufen. Dann ging er über den Markt zurück, aber nach der rechten Seite hin, wo am Eck eines Gäßchens die Apotheke stand.

Auf sein Klopfen wurde die Tür geöffnet, die gleich in das Gewölbe hineinführte.

„Alles in Ordnung?" fragte er.

Der Apothekersknecht bejahte.

„Hast schon Feuer auf dem Herd? Das Wetter kommt zu uns."

„Noch nicht."

„Dann machs gleich!"

Der Knecht ging, nachdem er des Herrn Laterne an seinem Ämpelein entzündet hatte, zur Küche. Der Apotheker sah im Gewölbe umher und im Laboratorium mit den dunklen Essen, den kleinen burgartigen Herden und Destillierofentürmchen, und als er alles verwahrt fand, stieg er langsam hinab in den Keller und leuchtete nun von unten bis oben das ganze Haus ab und lächelte manchmal über seine eigene peinliche Sorgfalt, wie er ehedem über seinen Vater gelächelt hatte, wenn dieser allabendlich das Haus abschritt.

Im mittleren Stock vor der Schlafkammertür seiner Mutter hielt er still und lauschte; als er nicht gerufen wurde, schlich er mit verwundertem Brummen weiter. Endlich betrat er sein Zimmer im Oberstock.

Er stellte die Ampel auf den Nachttisch, öffnete das Fenster und schaute unwillkürlich über den Markt hinauf nach dem Schloßberg, wo der Obervogt verschwunden war.

Ist es möglich, — dachte er — daß ein ausgewachsener Mensch jeden Samstagabend in eine andere Wirtschaft sitzt, bloß um Schlag zehn Uhr aufzustehen und die Leute zur Polizeistunde zu zwingen! Und meint, man merke nichts, — weil er nichts merken will.

Ein paar Tropfen schlugen ihm ins Gesicht und brachten ihm zum Bewußtsein, daß er mit weiten Nüstern und saugender Lunge den warmen feuchten Wind atmete, der hastig den Markt herauftrieb und nach allen Seiten eindrang. Eine schwere üppige Luft, aus sonndurchglühten Wäldern vom einfallenden Regenwind aufgepeitscht und weitergejagt. Ihre Feuchtigkeit war voll von den starken Düften des Sommerwaldes. Der Mann trank sie begierig ein. Der Tannennadelduft, der aufdampfte, als der erste Tropfenschauer über den gerösteten braunen Nadelboden hinsprühte, der Brodem, der aus der lockeren schwarzen Walderde wich, als sie wie ein Schwamm all ihre Zellen voll

Wasser sog, der modrige Atem halbverwelkten Mooses, der fette Holzgeruch triefender Fichtenstämme, frischer belebender Pilzduft, der süße zärtliche Hauch überreifer Himbeeren — — alle wurden von des Apothekers geübten Sinnen erkannt und manchen träumte er auch hinein in diesen feuchtwarmen und doch so frischerregenden Luftstrom des nahen Tannenwaldes.

Wie oft hatte er das beim Kräutersuchen erlebt!

Und ein Sommertag kam ihm zurück, da war er als Bursche von sechzehn Jahren vom Vater Kräuter suchen geschickt worden. Er war die Hälden hinaufgestrichen und langsam nach dem Hagenschieß hinübergedrungen. Auf einer mit Büschen bewachsenen Lichtung sah er ein weißes Kopftuch und, ein Beerenweib vermutend, ging er hin. Da war es ein Mädchen, zwei, drei Jahre älter als er, das blickte ihn verwundert von unten bis oben an, schob dann lächelnd mit dem Arm — die Hände waren rot vom Safte der Beeren — ihr Kopftuch von dem krausen braunen Haar in den Nacken und sagte:

„Was willst denn du da? — A — gelt, du bist dem Apotheker! Ich war auch schon in der Apothek.“

„Woher bist denn du?“

„Dahinten her, weit!“ erwiderte sie und zeigte mit der roten Faust in der Luft herum, so daß es unklar blieb, ob sie von Osten, Süden oder Westen sei.

„Suchst Beeren?“ fragte er und nahm ihr ein Händlein voll aus dem Korb.

„Ja. Und du Kräuter?“

Beeren pflückend und essend schwätzte er eine Zeitlang mit ihr und ging dann weiter.

„Gib auch Obacht!“ rief sie hinter ihm drein, „wir kriegen noch ein Wetter.“

Er kreuzte durch den Wald nach den ihm bekannten Standorten und füllte Netz und Tasche, bis er plötzlich den Wald tief dunkel werden sah. Und kaum ein Laut war zu hören. Er spähte empor, sah dunkelgrau treibende Wolken über bewegten Kronen, während die Luft um ihn noch ganz schwer stille stand. Überrascht und unsicher nahm er sein Bündel auf und lief in der Richtung, wo er vor einiger Zeit das Mädchen gesehen hatte. Dann dachte er, es sei wohl klüger, die Tiefenbronner Straße zu gewinnen, die den Wald durchschneidet; aber wie er sich nach dieser umtat, da tauchte das Mädchen in der Ferne aus dem Wald und kam ihm gemächlich mit dem vollen Korb entgegen.

„Wohin?“ fragte sie.

„Heim, wenns langt!“

„Ho —“ lachte sie, „es langt nimmer.“

„Weißt keinen Holzmacherschopf?“

„Da herum nicht. Aber komm nur mit mir! ich weiß schon, wohin.“

Er faßte den Henkel ihres Korbes und half ihr tragen, während sie weglos den Hochwald durchquerten. Nicht lange, so stiegen sie über halbverwachsenes Mauerwerk, und das Mädchen nahm seinen Korb wieder allein, da sie im Gestrüpp hintereinander gehen mußten. Sie kamen zu umbuschten und vermoosten Mauertrümmern, die noch bis zu Mannshöhe aus dem Boden ragten. Vor einer niedrigen Nische, die auf der andern Seite durch Geröll verschlossen war, blieb das Mädchen stehen, stellte den Korb ab und sprach:

„Da werden wir nicht naß und können noch zugucken."

Sie setzte sich, den Oberkörper an die Wand lehnend, in die Nische, zog die schweren Schuhe von den heißen Füßen und rückte den Beerenkorb neben sich, füllte sich den Mund und nickte dem Buben aufmunternd zu.

Der aber sah sich verwundert in den Trümmern um. Die Mauer war vergipst wie eine Zimmerwand; wo sie angebrochen war, zeigten sich im Innern Tonröhren; Tonröhrenstücke lagen im übergrünten Schutt, Backsteine, große Ziegelbrocken und Topfscherben. Endlich blickte er kopfschüttelnd das Mädchen an und fragte, wo sie wären.

„Im Heidenschloß."

„Heidenschloß —? Da war ich ja noch gar nie! Was für Heiden?"

„Halt Heiden!" erwiderte sie achselzuckend. „Viel-

leicht vor der Sündflut. Da — steh nicht lang rum! Setz dich! Da regnets ja schon."

Der Bub legte seine Tasche als Polster zurecht, gab dem Mädchen das Bündel, sich darauf zu lehnen, und setzte sich.

Ein erster Tropfenschauer zischte durch das Laub und klatschte auf den Boden, löste eine feuchtfrische Duftwelle und trug sie in den Trümmern hin und her. Auf einem Mauerrest stand ein zierliches Birkenbäumchen leuchtend vor der tiefen Dunkelheit der Tannen und zeigte ängstlich wimmelnd die weiße Seite des Laubes.

Der Apothekersbub teilte mit dem Mädchen sein Brot und seinen Speck und sie aßen vergnüglich, während das Wetter losging. Sie schrien auf, wenn ein starker Blitz krachte, sie zählten, wie lang es dauerte, bis der Donner nachkam, und erschraken, als bei einem schweren Schlage der zitternde Boden hohl unter ihnen dröhnte. Aber ohne sich lange bei dem Schrecken aufzuhalten, nahm das Mädchen einen Schuh und pochte kräftig gegen die Erde, und als es auch jetzt beim stärksten Schlage hohl klang, sagte sie befriedigt: „Ein Keller!"

„Vielleicht ein Schatz!" sprach der Bub halblaut mit großen Augen.

„Ein Schatz —?" wiederholte sie, steckte ein paar Beeren in den Mund und äugte lachend zu ihm hinüber.

„Warum nicht?"

„Warum nicht —? — Hm — — Die so ein

Schloß zerstören, suchen vorher auch nach. — Kannst ja einmal sehen! Aber — hast ja das Herz nicht dazu."

„Ich —? Warum nicht?"

Sie zuckte die Achseln und schaute nach der andern Seite; dann wandte sie ihm über die Schulter hin ihre lustigen Augen wieder zu und fragte:

„Hast schon einmal ein Mädel geküßt?"

„Freilich! mehr als einmal."

„Wen denn?"

„Du kennst sie ja doch nicht!" entgegnete er ausweichend, denn er meinte seine Schwester, und an andere Mädchen hatte er noch nicht gedacht.

„Ich glaub dirs ja doch nicht!" Sie warf sich auf ihren Ellbogen zurück und steckte sich eine Beere in den Mund. „Bist ja noch ein viel zu dummer Bub!"

„Hör auf damit!" rief er ärgerlich, „sonst —"

„Sonst —?" sie neigte sich so nah zu ihm hinüber, daß er ihren himbeersüßen Atem roch, und blickte ihm groß in die Augen.

„Jawohl!" rief er in knabenhafter Streitlust, ohne das Flackern ihrer Augen zu verstehen.

Sie lachte gezwungen und ließ sich wieder zurücksinken: „Wie stehts mit dem Schatz? — im Keller? Wann suchst ihn?"

„Gleich! Kannst mitgehen! dich überzeugen."

„Jetzt in dem Regen aber grad nicht. Ho — was es gießt!"

Das Wasser stürzte wie ein Vorhang herab.

„Willst denn keine Beeren?“ fragte sie. „Ich esse immer allein.“ Sie nahm eine große wurfgerecht zwischen Daumen und Zeigefinger: „Mund auf und Augen zu!“

Er machte zwar die Augen nicht zu, fing aber mit dem Mund richtig die Beere auf.

„Schau — du bist doch nicht so dumm!“ sagte sie mit schmeichelndem Blick.

„So? dann gib mir noch ein paar!“ bat er, die hohle Hand hinhaltend.

Sie füllte sie ihm schweigend, und es überrieselte ihn seltsam, als sie ihm dann seine gefüllte Hand mit ihren untergehaltenen klebrigen Händen zurückschob.

Er aß; sie schwieg, atmete hörbar und sah ihm fast lauernd zu.

„Prachtsbeeren!“ sagte er schließlich, „so schön und süß sind sie selten.“

Sie sah ihn blinzelnd an und lachte dann plötzlich, wie von einem Spaß erfüllt, gell hinaus. Aufgeregt an ihrem Hemdbändel zupfend fragte sie:

„Hast gern Beeren?“

„Und wie!“

„Weißt auch die schönsten Beeren und die euch Mannsleuten die liebsten sind?“

„Was für?“ fragte er, verwundert über ihre tonlose Stimme und ihren fast bösen Blick.

„Die!“ und sie riß ihr Hemd vor der Brust auseinander.

Entsetzt starrte der Bub die entblößten Brüste an, die sich unter dem braungebrannten Hals milchweiß und zierlich vorwölbten und wie in rosaroten Beeren endigten, das Blut schoß ihm ins Gesicht und eine Angst würgte ihn.

Das Mädchen mußte über seine Unschuld lachen, sie streckte die Hand nach ihm und flüsterte ungeduldig:

„Dummer Bub!“

Da empfand er blitzschnell ihre Brust, ihren Hals, ihren Mund, ihre Augen, ihren vorgestreckten Arm, er packte ihre Hand mit pressender Kraft und aufschluchzend riß er sich an das Mädchen hin.

„Herrgottsakrament!“ brummte der Apotheker, legte den Rock ab, zog die Schuhe aus und ging leise in der Stube hin und her.

Das war vor mehr als zwanzig Jahren, und nun war er immer noch Junggeselle. Mädchen hatten ihm ja nicht gefehlt seitdem; aber bei Lebzeiten seines Vaters, der ein grobes Regiment im Hause geführt hatte, wär es ihm nicht eingefallen zu heiraten; und in den paar Jahren seit des Vaters Tode war es eben so weiter gegangen. Die Mutter versah die Wirtschaft, und es war hübsch, mit der heiteren alten Frau zu hausen. Zwar lief er manchmal der Pela Breitschwert in den Weg, der Tochter des Altbürgermeisters; die zwingende

Notwendigkeit, um sie anzuhalten, war ihm noch nicht aufgegangen.

Er stand wieder am Fenster. Das Wetter kam nicht näher, die würzige Waldluft quoll unerschöpflich über die Häuser.

Jedenfalls war es unlustig, abends in ein dunkles Haus heimzukehren, in ein dunkles, ödes Schlafzimmer zu treten und in ein leeres Bett zu kriechen!

Er blieb unzufrieden und vorwurfsvoll vor seinem Lager stehen und betrachtete es, als trüge es die Schuld. Er warf, um es noch abkühlen zu lassen, die Decke zurück und schaute plötzlich höchst verdutzt drein; denn das Bett war nicht leer. Da lag etwas wie ein Mensch, — wie ein Weib! — nur nicht groß genug dazu! — nur nicht aus leuchtendem atmendem Fleisch, — sondern dunkelglänzend — — mürbgebacken — aus Brezelteig — ein Weiblein gut drei Fuß lang, zwar etwas platt geraten; aber der Kopf war durch einen wohlgeflochtenen Zopfkranz und die Brust durch zwei schneckennudelförmige Hügel gekennzeichnet.

Er lachte laut hinaus.

„Das nennt man einen Wink mit dem Zaunpfahl! So eine Mutter! so eine großartige Mutter! Hat schon einer so eine lustige Mutter gehabt!" rief er und faßte das Brezelweiblein, betrachtete es und entdeckte noch am Ringfinger eingebacken ein kleines goldenes Reif-

chen, das die Mutter von ihrer Kinderzeit her treulich verwahrt hatte. Diese Hingabe rührte ihn. Dem Wunsche der Mutter nachsinnend, besah er das Weiblein, klopfte mit dem Zeigefinger gegen die Rückseite, roch daran und legte es befriedigt wieder auf das Bett.

„Ja —" murmelte er, „wenn man sich die Frau so eigens nach dem Familiengeschmack backen könnte. Aber wer ist sicher, was er sich ins Haus pflanzt?"

Er blickte zum Fenster hinaus und konnte, da der Himmel sich gelichtet hatte, und von dem breiten Silberrand einer Wolke der Widerschein des verdeckten Mondes herableuchtete, die Häuser des Marktes und auf der anderen Seite unten das des Altbürgermeisters Breitschwert unterscheiden.

„Sie ist ja auch kein heuriges Häslein mehr, die Pele!" murmelte er, wieder zurücktretend: „Man muß es halt wagen: und kalt Blut!"

Er nahm die Puppe, roch noch einmal daran und widerstand dem Gelüsten nicht, sie zu versuchen. Er brach ihr den Kopf ab, setzte sich auf den Bettrand und aß. Und er fiel so in Gedanken, daß er gar nicht darauf achtete, was er aß, und noch geraume Zeit nachher sitzen blieb.

Erst als der Nachtwächter unten vorbeikam und an der Haustür rüttelnd versuchte, ob sie auch gut verschlossen sei, dachte der Apotheker an die Nachtruhe, legte das Weiblein auf den Tisch und sich zu Bett.

Zweites Kapitel

Nachdem der Apotheker des andern Morgens im Laboratorium und Gewölbe nachgesehen und die nötigen Befehle gegeben hatte, ging er hinauf in das Wohnzimmer des mittleren Stockes, wo er an Feiertagen mit der Mutter allein die Mahlzeiten zu halten pflegte; werktags aßen sie unten mit dem Gesinde.

Die Mutter hörte ihn und kam sofort in das Zimmer.

Er fragte sie nach ihrem Befinden und setzte hinzu:

„Mutter, Ihr habt Euch wohl vor dem Gewitter so tief in die Federn verkrochen, daß Ihr mich nicht an Eurer Tür habt vorbeigehen hören!“

„Ja gewiß,“ erwiderte sie, „drum hab ich auch nichts davon gemerkt, daß du noch stundenlang vor Gewitterangst über mir hin- und hergetrippelt bist; ich wäre sonst natürlich hinaufgekommen und hätte versucht, das Kind zu beruhigen.“

„Schade, schade,“ sprach er und beobachtete lächelnd ihre Miene.

Sie blickte weg und prüfte den gedeckten Tisch, an dem sie sich niedergelassen hatten. Da brachte auch schon die Magd die Morgensuppe, und als sie wieder gegangen war, unterhielten sich Mutter und Sohn über alles mögliche, nur nicht über das, was sie am ernsthaftesten beschäftigte.

Er berichtete, daß er sich am vergangenen Abend damit vergnügt habe, dem Obervogt nachzugehen, der seit einiger Zeit am Samstag die Wirtshäuser unsicher mache. Diesmal sei 's auf die „Kanne" abgesehen gewesen und, wie es den Fanatikern so unwillkürlich gehe, in kurzem sei der Obervogt bei seinem Thema gewesen und habe über die einzig wahre Religion, den reformierten Glauben, gesprochen, womit der Kalvinismus gemeint sei. Die meisten hätten sich weiter nicht aufgeregt, nur der Advokat Ebertz, ein leichtbegeisterter, ehrlicher Mensch, der alles ernst nehme, sei heftig geworden, besonders als der junge Zimmermeister Aichelin sich den frechen Spaß machte, den Aussprüchen und Ansichten des Obervogts beizupflichten und sie mit der harmlosesten Miene der Welt durch ausgesucht alberne Erklärungen und Beweise zu stützen. Schließlich sei wohl auch dem Vogt aufgegangen, daß die Bundesgenossenschaft des Lutz nicht ganz sauber sei, er habe gewiß einen dauerhaften Ärger heimgetragen, obschon es ihm ja wieder gelungen sei, Punkt zehn die Zecher aufzuscheuchen und so den Nachtwächter, der Feierabend zu bieten hätte, vor Bestechungsversuchen zu bewahren.

„Sehr geschickt zu seinem Amte scheint dieser Herr von Münster ja nicht zu sein," sagte die Mutter, „aber ich hab doch etwas für ihn übrig. Es ist nett und rührend mit anzusehen, wie er immer, sooft er

in die Nähe kommt, über den Markt herüber geht und, sooft er ausreitet, bis vor das Menzingische Haus trabt, anhält, verehrend zu der jungen Witwe hinaufgrüßt und dann einfach wieder umkehrt. Er versucht nicht zu tun, als führte ihn sein Weg vorbei: er geht hin, wie er zur Kirche geht, verrichtet seine Andacht und zieht ab."

„Ja, ja," meinte der Sohn „und läßt sich auslachen von den Leuten!"

„Es ist meist nicht so übel, worüber die Leute lachen!" entgegnete die alte Frau, „mir gefällt es. Aber auch die junge Frau von Menzingen freut mich. Sie versteht es, dem armen Teufel so unbefangen freundlich für seinen Gruß zu danken, daß jeder glauben könnte, es geschehe zum erstenmal. Nun, das ist so mein Sondervergnügen, und ich bins zufrieden, daß es keiner teilt. — Aber der Markgraf scheint seine Leute nicht zu kennen."

„Wie sollte er sie kennen, da sie ihm doch nach dem Munde reden! Sie tun, als wollten sie dasselbe wie er, und so meint er, sie wollten das Rechte."

„Das Rechte!" wiederholte die Mutter nachdenklich nickend. „Das muß man unsern Markgrafen lassen, das Rechte wollen sie — oder möchten sie! Mein Vater, der noch aus der Zeit des guten Markgrafen Christoph kam, aber ein ehrgeiziger und gewalttätiger Mann war, der schüttelte oftmals unzufrieden den

Kopf und sagte: ‚Seltsame Fürsten, unsere Markgrafen! im Grunde ist ihnen das Gute wichtiger als ihre Macht; eher schenken sie ein gutes Recht hin, als daß sie ein strittiges an sich reißen! So wird man nicht groß!‘ — Nun, wie ichs verstehe, ist das Gute immer noch das Größte. Eben drum ist mir auch bang um unsern jetzigen. Ist das ein ruheloser Mann! Was fängt der nicht alles an! Daß er Gelehrte ins Land ruft und eine hohe Schule gründet, Schlösser baut und Kanäle durchs Land gräbt, Bauern und Vieh aus Holland kommen läßt und Mustergüter schafft, um die Landwirtschaft zu heben, und was nicht noch — das wäre alles schön und gut! Aber daß er die Waisen seines katholischen Bruders Jakob dem Vertrag zuwider reformiert erziehen läßt und mit den katholischen Fürsten und dem Kaiser darüber Streit bekommt, — daß er sich in die Straßburger Händel mischt und im Elsaß Krieg führt; — daß er seinem Vetter Eduard Fortunat — der ja ein Lump ist — das Land besetzt und wieder den Kaiser gegen sich hat; — daß er gar noch sein lutherisches Land kalvinisch machen will und den Augsburger Religionsfrieden und die Konkordienformel und die lutherischen Fürsten und gar noch den Kaiser aufreizt, — das ist nicht klug und geht auch nicht gut aus.“

„Und nun kommt die Reihe an uns mit dem Kalvinismus!“

Die Frau hob ernst den Finger:

„Da gibts ein Unglück! In uns verrechnet er sich. Die Pforzheimer sind nicht so kusch wie seine Durlacher drunten.“

„Ich weiß nicht,“ sprach der Sohn achselzuckend, „wie sie im Ernstfall dazu stehen werden.“

Die Mutter schüttelte die Hand:

„Die geben nicht nach.“

„Ist oder bedeutet — der Unterschied ist doch kein Blut wert! Und er hat doch im Grunde recht, daß er nicht zwei Bekenntnisse im Lande haben will.“

„Eben —! drum hätte er nicht anfangen sollen. Das ganze Land war gut lutherisch, was muß er den Frieden stören! Übrigens — man kann ein Heide und Türke sein und wird doch sagen müssen: ‚das bedeutet mein Blut‘ ist eine Schulmeisterei, langweilig und nüchtern wie ein Mund voll warmen Wassers; aber ‚trinket, das ist mein Blut!‘ das ist schreckhaft wunderbar, das durchschauert mich wie ein Zauber — — und du weißt, ich bin keine von den Frömmsten. Gleichwohl aber,“ setzte sie aufstehend hinzu, „wollen wir uns jetzt zur Kirche fertig machen, es muß bald läuten.“ Einen Augenblick blieb sie zwischen Tisch und Stuhl stehen, reckte sich ohne jede begleitende Bewegung zu ihrer äußersten Höhe, wie sie es immer beim Aufstehen tat, und ging dann mit langsamem Schritt in ihr Schlafzimmer.

Und gleich beim ersten Läuten kam sie im schwarzen Gewand und weißen Faltenkragen und weißen Kopfputz aus ihrer Tür und wandelte stattlich und gelassen über den Markt hinab und durch die Ochsengasse zur Stadtkirche, wie sie es seit vierzig Jahren gewohnt war.

Ihr Sohn, der Apotheker und Ratsherr, hatte es nicht so eilig, er blieb gerne bis zum letzten Augenblick in der Apotheke; denn es konnte ja immer noch ein Hilfsbedürftiger kommen und ihm guten Grund geben, die Kirche zu versäumen. Als er mit Degen, Kette und großem Hut geschmückt durch das Gewölbe ging, stand bei dem Gehilfen Bissigkummer ein Bauer aus Brötzingen und wollte ein Tränklein für sein Kind, das einen schrecklichen Durchfall habe, und er bat sehr um Eile, damit er noch vor Schluß des Tores hinauskäme. Bissigkummer tat, als sähe er seinen Herrn gar nicht, fragte und hantierte eifrig drauflos, weil er auch einmal gerne von der Verspätung Nutzen gezogen hätte, er beruhigte den Bauer und versicherte, wegen eines Kranken müsse der Torwart auch während der Kirche aufschließen. Da war er nun nicht wenig überrascht, als Grieninger diesmal nur anhörte, um was es sich handle, und fortging mit den Worten:

„Machs gut, Bissigkummer, und laß dir nur Zeit, daß es recht wird.“

Der Geselle schaute dem Herrn groß nach. Dann

nahm er sich wieder mit möglichst vielen Umständen seines Tränkleins an, ging hin und her und ab und zu und fragte zwischenhinein den Bauer nach seiner Familie, seinem Lebenslauf, seinem Vieh, nach dem ganzen Handel und Wandel des Dorfes Brötzingen.

Herr Grieninger blieb vor seiner Haustüre stehen und blickte auf den Markt, der sonnig dalag mit einem Schattenrand auf der andern Seite. Er ließ, gegen die Sonne blinzelnd, die Blicke über die jenseitigen Häuser streifen, vom Rathaus oben mit Turm und Freitreppe bis hinab zum untern Eckhaus, über dem die Sonne stand und in dem Pele Breitschwert wohnte. Die letzten Kirchgänger sputeten sich, um nicht den Kirchenrügern, die seit neuem schärfer aufpassen mußten, in die Finger zu fallen. Vom Schloßberg her kam, den Schatten der andern Seite verschmähend, fast mitten über den Platz der Obervogt Johann von Münster, in schwarzer Gewandung, großem gefälteltem Kragen und hohem, schmalrandigem Hut.

Grieninger schritt, ohne ihn zu beachten, schräg über den Platz und ließ sich von ihm einholen.

In einem Atem mit der Begrüßung fragte der Obervogt eifrig:

„Was macht denn der Mensch da?"

„Wo — wer?"

„Der hier!" betonte der Obervogt, indem er auf

den Fischbrunnen deutete, der vor der unteren Häuserreihe des Marktes stand.

Ein Mann, in wergen Tuch gekleidet, machte an dem Zapfen, der den Abfluß des großen Brunnenbeckens verschloß, aufgeregt herum, bis ein armsdicker Wasserstrahl in die Sonne herausrauschte: kläglich vor sich hinredend schaute er in den Wasserschwall, setzte dann, unachtend des ihn übersprühenden Sprenggusses, den Zapfen an und trieb ihn mit einem Holzschlegel wieder fest.

„Das ist der Enderle," erwiderte der Apotheker, als sei die Frage nicht der Antwort wert.

„Der Enderle —? Ja — was hat er da zu tun — während der Kirche?"

„Ach, der ist doch nicht ganz recht."

„Nicht ganz recht — was heißt das?"

„Ihr kennt den Enderle noch nicht, Herr Obervogt?"

„Nein!" sagte dieser kurz und sah dem Enderle zu, der nun mit seinem Holzschlegel in der Hand eiligst mitten über den Markt hinauflief zum oberen Marktbrunnen.

„Der Enderle —" fing Grieninger langsam weitergehend wieder an; „ja — Ihr seid noch nicht so lange hier: also wenns brennt, so lassen wir die Brunnen in die Gasse laufen und verwahren den Ablauf nach den Seitengassen durch Bretter, so daß also das Wasser in

der Gasse stehen bleibt und gleich vor dem brennenden Hause geschöpft werden kann."

„Ja, ja, das weiß ich schon!" warf der Obervogt ein, „das macht man nicht nur hier so."

„Gut, gut! Und da ist also einmal ein Kind des Enderle, ein vierjähriges Mädel, dem Brand nachgelaufen und in das Bächlein auf der Gasse gestürzt; es muß schlimm gefallen sein, blieb liegen und als mans endlich in acht nahm, da wars ertrunken. Und das hat dem guten Enderlin einen Stoß versetzt, daß er seitdem wunderlich ist."

„Wunderlich — auch so ein Wort! Wunderlich — das heißt also verrückt."

„Verrückt? — Nein!" sprach Grieninger gutmütig. „Halt wunderlich!"

„Also wunderlich! So! na, jetzt weiß ichs ja!" versetzte Herr von Münster scharf.

„Ja, bei uns sagt man so. Er ist sonst ganz vernünftig und treibt sein Handwerk; nur wenn er an einem Brunnen vorbeikommt, versucht er, ob der Zapfen sitzt. Und während der Kirche, wenn viele kleine Kinder allein sind, dann rennt er mit dem Schlegel in der Stadt herum von Brunnen zu Brunnen; und wenn wir gar einmal Feuerlärm haben, dann ist er ganz aus dem Häuschen."

„Die Leute sind auch zu leichtsinnig mit ihren Kindern! Sollen sie zu Hause lassen!"

„Ja," brummte der Apotheker und zuckte mit den breiten Schultern und ließ es ungewiß, über wen er sie zuckte.

Unterdessen waren sie durch die Ochsengasse an das große Gebäudeviereck des ehemaligen Dominikanerklosters gekommen, dessen Kirche seit der Reformation als lutherische Stadtkirche diente. Die Straße war schon ruhig, zur Kirche klang Orgelspiel heraus, die Tür stand noch offen, weil der Obervogt noch nicht in seinem Stuhle saß. Er aber kam absichtlich immer erst während des Orgelspiels, um als strenger Kalvinist diesem heidnischen Unfug seine Mißachtung kundzutun.

Er ging, während Grieninger leise seinen Platz aufsuchte, mit ungedämpften Schritten zu seinem Stuhle gegenüber der Kanzel, blieb darin stehen, nahm den Degen aus dem Gehenk, stützte ihn vor sich auf den Boden, legte die Hände darauf und schaute, strack aufgerichtet, einige Momente geradeaus. Dann lehnte er den Degen in eine Ecke des Gestühls und setzte sich. Ungefähr aufschauend traf sein Blick auf das Wandgemälde, das über den Pfeilerbögen in breitem Streifen um das ganze Mittelschiff der Kirche hinlief. In hellen freudigen Farben und streng konturierten Formen war der Strom der Menschen durch Stadt, Feld und Wald hingemalt, wie er sich jeweils staut um ein Beispiel christlichen Lebens, Kampfes und Todes, wie der Mensch sich demütigt und erbaut, stärkt und

beschwingt im Anschauen der Wunder Gottes und der noch fruchtbareren Wundertaten gotterfüllter Menschen. Es war ein Festzug christlichen Glaubens, was da oben, still und unstörbar, um die versammelte Gemeinde den Zauberreigen schritt. Aber des Obervogts Auge fuhr wie vor einer Versuchung von dem Bilde zurück und heftete sich nun fest auf die Kanzelwandung, die glücklicherweise nur mit zierlich geschnitztem gotischem Rankenwerk geschmückt war. Die Wandgemälde empörten ihn als schriftwidriges Heidenwerk und Verlockung zum Götzendienst und erinnerten ihn zugleich an eine erlittene Demütigung. Denn gleich nach seinem Amtsantritt hatte er den Antrag gestellt, die noch aus papistischer Zeit übriggebliebenen Heiligenfiguren und Wandgemälde zu entfernen und zu übertünchen. Die Gemeinde aber hatte nicht gewollt und der Superintendent Ungerer hatte sich sogar nicht geschämt, zu sagen, er brauche die Bilder und könne sie nicht entbehren; es säßen so viel ungeschulte Leute in der Kirche, die nicht imstande seien, eine halbe Stunde lang einem Gedankengange zu folgen, und die nun in den Bildern den besten Ersatz für die Predigt fänden: bald hier, bald dort sitzend ließen sich die Leute nun von diesem, nun von jenem Bilde eine wohlbekannte Geschichte und Heilslehre in Erinnerung bringen und sich so bei ernsten und andächtigen Gedanken festhalten, anstatt daß sie vor Langerweile an ihre alltäglichen Nichtigkeiten

und Lumpereien dächten. Münster hatte nicht durchdringen können; sich aber eine kleine Genugtuung geschaffen, indem er in der selten benutzten Schloßkirche droben nicht nur die Wandbilder, sondern überhaupt das ganze steinrote Innere kalkweiß überstreichen und dadurch das warme weiche, wunderbar reiche Leben des roten Sandsteins ersticken ließ.

Stirnrunzelnd dachte er einen Augenblick an jene Niederlage und fiel dann mit der ganzen Kraft seiner Stimme in den Gesang ein. Aber wie jedesmal störte ihn der Klang der Orgel, den er nicht zu überschreien vermochte, und wieder dachte er, ein Kopfschütteln unterdrückend: wie kann nur irgendein Mensch in einem tanzhausartig ausgemalten Raum, wo sein Lobgesang von den heiseren Trompeten- und Dudelsackstimmen, dem Husten und Schnarchen einer Orgel übertönt wird, ungestörte Andacht empfinden! Unbegreiflich! — —

Der Superintendent Benediktus Ungerer stieg langsam zur Kanzel empor, neigte seinen Kahlkopf über die gefalteten Hände und blickte dann ruhig über die Gemeinde hin. Er war ein hagerer Siebziger. Nur noch ein dünnes Kränzlein weißen Haares hing ihm von Ohr zu Ohr um das steile Hinterhaupt, aus dem vergeistigten derben länglichen Gesichte leuchteten helle lebhafte Augen, ein weißer Bart floß ihm gleichmäßig breit vom Kinn.

Und dann sprach er über Christi Wort in der Bergpredigt: „Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe!“ Er erzählte von Moses und Jeremias Kämpfen mit den falschen Propheten, von ihren Klagen und Warnungen; wie Jesus in der Wüste mit dem Meister der falschen Propheten, dem Versucher selbst, rang und ihn, in welcher Gestalt und Verlockung er auch erscheinen mochte, untrüglich erkannte und bestand; wie Gottes Sohn aber auch fernerhin nicht Ruhe hatte vor den Pfiffen und Schlichen des Bösen, wie er in der Schule, auf dem Markt, auf Schritt und Tritt von den falschen Propheten gestört und in listige Fragen verstrickt wurde und wie er sie geduldig immer wieder zunichte machte, wenn auch nur so beiläufig, wie eine Hausfrau, in der Stubenecke ein Spinnweb entdeckend, ein Steckelein nimmt, das Spinnweb abstreift und ins Feuer wirft. Er legte dar, wie der Christenmensch, obschon im Besitze der ewigen Wahrheit, fort und fort auf der Hut sein müsse vor den Einflüsterungen der falschen Propheten, die nie ruhen. Kaum habe Luther die Zäune und Schlagbäume und Krambuden vor dem Wunderquell des göttlichen Wortes abgerissen, so daß wir unmittelbar aus dem klaren Felsenborn trinken könnten, da seien andere auch schon wieder geschäftig, das Wasser zu trüben und zu färben, das Wort zu drehen und zu

deuteln nach der Nüchternheit ihrer Herzen, die Heilsgewißheit zu verreden und zu ersetzen durch eine unbarmherzige, verhärtende, eine mahometanische Prädestination. Nicht immer sei es leicht, diese Wölfe im Schafsgewande zu erkennen, nicht immer — damit spielte er geradezu auf die Tracht der kalvinischen Prediger an — nicht immer trügen sie den spitzen Bart und das schwarze Mäntelchen — —

Da geschah ein Poltern gegenüber der Kanzel, und Hut und Schwert aufraffend sprang der Obervogt aus seinem Kirchenstuhle vor und im breiten Hauptgange stehen bleibend, rief er zur Kanzel hinauf:

„Still! Kein Wort weiter, Herr Superintendent!"

Es wurde laut in der Kirche, viele standen auf, Rufe ertönten:

„Was gibts denn da?"

„Maul halten!"

„Nausschmeißen!"

Der alte Herr auf der Kanzel aber hatte sich strack aufgerichtet, ein streitlustiger Schein flog aus seinen grauen Augen, und mit gebietender Handbewegung über die Menge hin rief er:

„Ruhe, Geliebte im Herrn! Es scheint, der Herr Obervogt wünschen das Wort. Hören wir!"

„Jawohl!" erwiderte Münster gereizt, „gewiß habe ich das Wort und Euch entziehe ich es, Herr Superintendent! Lange genug habe ich zugesehen, wie die

Verordnungen Ihrer Fürstlichen Gnaden des Herrn Markgrafen umgangen und mißachtet werden. Ihr habt zu predigen nach dem Stafforter Buch, das unser gnädiger Herr Markgraf Euch in die Hand gegeben hat!"

„Ich habe zu lehren," unterbrach ihn der Geistliche, indem er die Hand hart auf die Bibel legte, „den reinen Glauben nach dem Worte Gottes!" und er schlug bekräftigend mit der Hand auf das Buch.

„Und ich," schrie der Obervogt außer sich, indem er das mitten an der Scheide gefaßte Schwert drohend emporstreckte, „ich will Euern Glauben zuschanden machen! Meine Geduld ist zu Ende!"

„Oho! Oho!" rief es dicht um ihn her, und umblickend sah er, daß die Leute ihre Plätze verlassen hatten und ihn schon eng umstanden. Er drehte sich langsam herum und schaute einen nach dem andern herrisch und geringschätzig von oben bis unten an, begegnete aber nur unerschrockenen Augen, wenn nicht höhnisch grinsenden Mäulern. Der junge Zimmermeister Aichelin stand auch vorne dran, zischte einen klanglosen drohenden Pfiff hervor, hob den Finger und sagte:

„Feierabend!"

Herr von Münster sah darüber hin.

Der Superintendent aber sprach wieder ruhig von der Kanzel herab:

„Meine Lieben, mir scheint, der Herr Obervogt behagen sich nicht in unserer Mitte und wünschen uns zu verlassen; macht Platz!“

Johann von Münster winkte mit einer kleinen gnädigen Handbewegung zum Superintendenten hinauf und sprach wie zu einem voreifrigen Lakaien:

„Ich danke, ich danke.“ Dann sah er, die Hand mit dem Schwert vor die Brust legend, noch einmal zornig umher und rief: „Ihr sollt an mich denken! Ich werde euch zuschanden machen!“

„Das steht in Gottes Hand,“ entgegnete unverwirrbar der Geistliche. Dann faltete er die Hände und sprach laut:

„Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort!“

Vor dem Obervogt hatte sich nun in dem Gedräng ein knappes Gäßlein geöffnet; darauf sah er hin, das Schwert immer noch vor die Brust pressend, lächelte beglückt und sagte, indem er vorschritt:

„Die Pforte ist eng und der Weg ist schmal, spricht der Herr.“

Die Leute hörten es und drängten hastig in ihre Stühle, so daß alsbald der breite Mittelweg ganz frei war; ja, einer sprang auch zum Tor und riß beide Flügel auf.

Der Obervogt ließ sichs nicht anfechten, stolz aufgerichtet trappte er auf seinen kurzen Beinen durch die mäuschenstill zuschauende Gemeinde, verzog auch nicht

die Miene, als er vor Austritt noch hören mußte, wie der Organist, des Pfarrers letzte Worte aufnehmend, präludierte, und die Gemeinde mit drängender Begeisterung einfiel in Luthers Lied:

„Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort!
und steure deiner Feinde Mord,
die Jesum Christum, deinen Sohn,
wollen stürzen von seinem Thron.“

Drittes Kapitel

Nach Schluß des Gottesdienstes drängten alle eilig zu den Türen hinaus, blieben draußen von Schritt zu Schritt stehen und füllten die ganze Straße mit lauten, streitenden und lachenden Gruppen. Der Bürgermeister Jakob Simmerer aber und einige des Rates, darunter der Apotheker, folgten dem Superintendenten in die Sakristei, um seine Meinung und Absicht zu hören.

Der alte Herr sagte ruhig und ernst, er werde noch heute seine Beschwerde über die Störung der Predigt an den Markgrafen senden, sei aber auf einen Kampf gefaßt. Ernst Friedrich sei längst erbittert darüber, daß der von ihm gewünschte Kalvinismus in Pforzheim nicht Boden gewinne, habe ja darum auch diesen heißspornigen Vogt hergeschickt und werde nun gewiß die Gelegenheit, mit Gewalt die Tür aufzustoßen, nicht versäumen. Es sei aber von der Glaubenstreue und dem öfters bewährten festen Sinn der Pforzheimer zu erwarten, daß sie von ihrem Glauben nicht weichen und von ihrem Recht nichts nachgeben würden, zumal sie im Notfall der Hilfe des Reiches und der evangelischen Fürsten sicher sein könnten; der Kalvinismus sei ja gar nicht im Religionsfrieden begriffen, weshalb die Kalvinisten ja auch nicht bei ihrem Namen genannt sein wollten und ihre Irrtümer als ‚reformierten Glauben' hereinspicken möchten. Er sei bereit.

Der Bürgermeister drückte dem Geistlichen die Hand, versicherte ihn seines unbedingten Beistandes und sprach, auf die Ratsverwandten blickend, die Überzeugung aus, daß sie in dieser Sache mit ihm einig seien. Die andern beeilten sich, beizupflichten, der Apotheker aber konnte nicht unterlassen, zu bedauern, daß der leidige Zufall dem Obervogt und also dem Markgrafen eine Handhabe biete.

Der Pfarrer schüttelte lächelnd den Kopf und erwiderte:

„Mein lieber Sohn Michael, du kennst mich lange genug, um zu wissen, daß der Zufall selten mit meinen Worten spielt; er hat auch diesmal keine Schuld. Gewiß lag es meinem Willen ferne, eine Störung des Gottesdienstes zu veranlassen; aber dem Widersacher auf die Nase herauszusagen, daß ich und wir alle seine Umtriebe kennen, wohl in acht nehmen und verschmähen, — das gehört zu meinem Gottesdienst! Wenn jemandes Geduld ein Recht hat, zu Ende zu sein, so ist es die meinige. Ich bin der Seelsorger, nicht dieser Herr von Münster. Er benutzt seine Amtsgewalt, um die Leute, wie er mit ihnen zu tun hat, in ihrem Glauben zu beunruhigen und Zweifel an ihrem Seelenheil in sie zu werfen, Traktätchen zu verteilen, in denen unser lutherischer Glaube bemängelt und verleumdet wird; — ja, offen der Form unseres Gottesdienstes, unseres Abendmahles und Gebetes Ge-

ringschätzung zu erweisen, — vieles so nebenher unter dem Schein der Besorgtheit und Nächstenliebe, aber unablässig und immer wieder. Ich wäre ein schwacher Diener des Herrn, wenn ich den Moment versäumte, dem Manne die Grenze zu zeigen. Gefällt ihm unser Glaube und Gottesdienst nicht, so halte er sich ferne! Ist er ermächtigt, einen andern Glauben einzuführen, so versuche er es offen und ehrlich! Dazu wollte ich ihn zwingen. Wenn Krieg sein soll, gut! dann aber mit dem Schwert! das Gift ist mir zu schlecht."

„Ja," sagte hartnäckig der Apotheker, indem er die Brauen runzelte und mit dem Kopfe zuckte, „ich weiß nicht. Wir wären vielleicht durch geduldigen Widerstand besser zum Ziele gekommen. Wir hätten sie ermüdet, eines Tages wäre der Markgraf gestorben — apoplektisch ist er ja — und sein Nachfolger Georg Friedrich ist lutherisch. Jetzt wird es ernst, wer weiß, wie es ausgeht!"

Der alte Herr lächelte kurz wie zu etwas Wohlbekanntem, dann schüttelte er den Kopf und sagte mit Nachdruck:

„Ermüde du einen Fanatiker! bürge mir dafür, daß es Gott gefällt, den Markgrafen abzurufen, um uns Zeugnis und Kampf zu sparen! bürge mir dafür, daß in unserer Gemeinde alles standhaft bleibt und sich nicht anstecken läßt! — selbst dann gefällt mir dein Plan noch nicht. Lieber will ich selbst dem Mark-

grafen Schwert gegen Schwert gegenübertreten, als seinen Tod wünschen, um nicht bekennen und nicht kämpfen zu müssen!"

„Also wieder und immer wieder Streit und Feindschaft," sprach Grieninger kopfschüttelnd, „um Unterscheidungen und Haarspaltereien!" und wandte sich, zu gehen.

„Halt, mein Sohn!" rief der Superintendent und packte ihn mit hartem Griff am Arme. „Nicht um Haarspaltereien; aber gewiß um Unterscheidungen! immer wieder, solange es nötig ist! Das bißchen Kraft und Frieden unseres Lebens ruht auf dem Glauben an unsere Erlösung durch Christi Blut, im Vertrauen auf dieses gewaltige Wunder, an dessen Kraft jeder Verlangende teilhat, und käme sein Verlangen auch erst mit dem letzten Hauche eines verirrten Lebens. Wer uns das kleinere Wunder abstreitet, daß nämlich Brot und Wein des Abendmahles verwandelt und verwandelnd als Leib und Blut Christi in uns eingehen, der greift das umfassende Wunder der Erlösung überhaupt an. Und wer lehrt, daß Gott uns schon vor der Geburt zu Seligkeit oder Verdammnis bestimmt habe, der macht dadurch Christi Blut überflüssig. Und die müssen von uns geschieden sein! Wir — wir sind der Gnade Gottes bedürftig und wir sind des Wunders der Reinigung und Erlösung bedürftig!" Er gab jedem einzelnen die Hand, dem

Apotheker, indem er ihm bedeutungsvoll zunickte und mit dem Finger drohte, und wandte sich ab; worauf die übrigen die Sakristei verließen.

„Der Superintendent hat recht," sprach der Bürgermeister mit Nachdruck, während sie durch die leere Kirche nach der Straße schritten.

„Ich bestreite ja das Recht nicht," erwiderte Grieninger, „ich bestreite nur die Notwendigkeit, sich um dergleichen die Hälse zu brechen."

„Die Notwendigkeit, Hälse zu brechen," sprach lächelnd Alt-Peter Gößlin, ein schlanker weißhaariger Alter, und schlug die lederfarbigen Handschuhe, die er in der feinen ringgeschmückten Hand trug, dem Apotheker auf die breite Brust, „die Notwendigkeit, Hälse zu brechen, ist immer da, es fehlt nur manchmal am Vorwand."

„So schlimm wird es nicht sein," meinte der Weißbeck Deimling.

„Ernst Friedrich gibt nicht nach, dafür kennt man ihn; und wenn wir auch nicht nachgeben — —"

„Dann muß halt er doch nachgeben!" warf der Bürgermeister mit bitterem Lachen ein. „Wir tun's nicht! Es wäre das erste Mal. Sein Vater hat's erfahren. Er wird sich's überlegen."

Auf der Straße wurden sie alsbald getrennt, indem der eine von dieser, der andere von jener der dastehenden Gruppen angerufen und ausgefragt wurde. Bald

hier, bald da stehen bleibend setzte der Apotheker seinen Weg fort, bis er auf den dicken Altbürgermeister Breitschwert stieß, der mit seiner Tochter Pele, dem markgräflichen Rat Siegwart und noch einigen an der Straßenecke stand und Unheil prophezeite. Nach Art abgetretener Machthaber kritisierte der alte Herr mitleidlos alles, was geschah, und legte es dem einsichtslosen Nachfolger zur Last. Grieninger hielt an, hörte eine Weile zu und fragte dann im Tone des belehrungsdurstigen Schülers:

„Ach, Herr Altbürgermeister, wenn ich fragen darf, was würdet Ihr jetzt tun in diesem schwierigen Falle?"

Der Alte schaute mit seinen blauen Weinäuglein zu dem Fragenden kurz und scharf auf, nahm seinen altmodisch schmalrandigen Hut vom Kopf, wischte sich mit dem Rücken der zitternden Hand den Schweiß von der Stirn und sagte langsam und entschieden:

„Der Fall ist nicht schwierig. Was geschehen ist, das ist geschehen: ich würde also — was der Simmerer auch tun wird — den Glauben und die Rechte der Gemeinde aufs äußerste verfechten."

„Ihr scherzt," sprach mit unsicherer Miene Martin Siegwart. „Ihr würdet doch nicht den erleuchteten Willen unseres Herrn bekämpfen! Wie oft schon hab ich mit Euch von diesen Möglichkeiten gesprochen, noch nie aber hätte ich annehmen dürfen —"

„Das ist was anderes!“ unterbrach der Altbürgermeister. „Beim Wein redet und spekuliert man und gibt dem andern nach, was er haben will; aber im Ernst — da gibt das Blut an, was zu tun ist. Der Markgraf soll uns in Frieden lassen! Es ist —“ er blickte mit leichtem Stirnrunzeln an seiner Tochter Pele vorbei — „es ist kein Mensch in der Stadt und der Umgegend, der nach einem kalvinischen Pfaffen verlangt.“

„Oho!“ brummte der Rat Siegwart, „es sind ihrer schon da. Sie trauen sich nur nicht vor.“

„Es wird sich zeigen, wie viele da sind. Jetzt wird es Vorteil bringen, kalvinisch zu sein, da werden wir sie zählen können.“ Der dicke Mann machte sich breitbeinig auf den Heimweg, da er den Bürgermeister Simmerer kommen sah; mit dem wollte er nicht zusammentreffen.

„Ihr schaut ja so streitlustig drein, Jungfer Pele!“ begann Grieninger, neben ihr hingehend. „Ihr haltet's gewiß mit dem Rat Siegwart?“

Sie verzog den Mund und blickte stirnrunzelnd beiseite.

Grieninger schmunzelte und fuhr unbekümmert fort: „Man sagt ja, Ihr wäret von Euerm Besuch im kalvinischen Heidelberg sozusagen auch im schwarzen Mäntelchen und Spitzbart heimgekehrt.“

Sie errötete und mußte lachen.

„Ich finde das sehr apart,“ fuhr er fort, „aber gefährlich.“

„Gefährlich —?“ wiederholte sie und blickte ihn ernst fragend an.

„Ja, gefährlich für uns! Ich fürchte für das Luthertum unserer Stadt viel mehr von Euch als vom Markgrafen.“

Sie fühlte, wie scharf und bewundernd er sie betrachtete, wie er ihre Miene prüfte und wie sein Blick dann über ihre schlanke, wohlgerüstete und freibewegte Gestalt niederglitt. Das tat ihr wohl, sie lächelte glücklich und sprach, indem sie vor ihm vorbeiblickte:

„Ich dank Euch! Es ist viel wert, wenn man seine Macht und Gefährlichkeit kennt.“

„O weh! o weh!“ machte er bedenklich. „Hätt ich mir träumen lassen, daß Ihr Eure Macht nicht kennt, so würde ich mich gehütet haben, sie Euch zu verraten; denn als Ratsherr der Stadt bin ich sehr beunruhigt durch sie und als Giftmischer frage ich mich ernstlich, ob es nicht geraten wäre, Euch durch ein kräftiges Tränklein unschädlich zu machen.“

Sie sah ihm kurz in die Augen, lachte lustig auf, wie wenn es sich um ein Einverständnis gegen einen Dritten handelte, und fragte:

„Da Ihr Euch nun schon einmal zu so großmütiger Aufrichtigkeit habt verführen lassen, ist es

wohl erlaubt, zu fragen, was für ein Gift Ihr im Sinne habt?"

„A —" rief er stehen bleibend und sie mit unbefangenem Behagen betrachtend, „Ihr habt vom König Mithridates gehört, Jungfer Pele, der sich aus Angst vor Vergiftung an Gift gewöhnte, und wollt es auch so machen!" Er winkte lachend mit der Hand ab und fuhr weitergehend fort: „Mein Gift könnt Ihr nicht durch Gewöhnung unwirksam machen. Je öfter Ihr es nehmt, um so stärker wirkt es, und wenn ich Euch dann schließlich die richtige Mischung und Dosis gebe, dann seid Ihr erst recht verloren!"

Er drehte den Kopf nach ihr und sah sie an. Sie erwiderte seinen Blick nicht, sie hielt den Kopf geneigt und die Miene etwas starr, fast als erwarte sie einen Schlag. Das rührte ihn und er setzte mit weicher Stimme hinzu:

„Ich kann es Euch drum auch gerne sagen, wenn Ihr mich so schön drum bittet —" Wieder zögerte er und betrachtete ihr etwas scharfes Profil, die feinen dunklen Brauen und Wimpern bei den hellen blauen Augen und die Blässe, die nun ihr unbewegtes Gesicht überzog, — da mußten sie anhalten, sie waren bei den Voranschreitenden und dem Hause Breitschwert angekommen.

„Verdammt, da sind wir schon!" sagte er und sah sie etwas betroffen und unsicher an.

„Schade!“ erwiderte sie lächelnd, aber tonlos.

Da wandte sich der Apotheker zu Breitschwert und sprach:

„Herr Altbürgermeister, wir haben nun eigentlich noch gar nicht recht miteinander über das große Ereignis des Tages gesprochen; wenn Ihr mich zu einem Glas von Euerm Eilfinger einlüdet, ich wär imstand und nähm es an — die Genehmigung Eurer Tochter Pele vorausgesetzt.“

„Ich meine —“ warf sie ein, „ich meine, unser Eilfinger wäre zu gut für so einen Giftmischer! Die ganze Zeit hat er nichts als vom Vergiften erzählt.“

„So? dann ist es dir nicht besser ergangen als mir!“ brummte der Vater. „Auch mich hat der Rat Siegwart mit seinen Geschäften unterhalten, mit seinen markgräflichen Ratsschmerzen. Aber da doch gerade Sonntag ist, wollen wir Böses mit Gutem vergelten und versuchen, ob unser Eilfinger die Herren zur Vernunft bringt.“

Sie traten ins Haus, durchschritten den weiten kühlen, mit roten Steinplatten belegten Hausflur und stiegen die im Hintergrund breit empfangende Treppe hinauf. Dann hielt sich Pele zurück, während die Männer in das vordere Zimmer gingen. Sie setzten sich an den Tisch in der Ecke neben dem offenen Fenster, das noch im Schatten lag, sie sahen die bunt-

gekleideten Menschen in Gruppen auf dem Markte stehen, ihre lauten Reden mit erregten Gebärden begleiten, auseinanderlaufen und andere Gruppen bilden und auch, wenn sie sich auf den Heimweg machten, sich noch manchmal umdrehen und zurückrufen, da und dort im Vorbeigehen ihre Erregung äußern. Grieninger schaute versonnen auf das farbige Bild, das sich um den Fischbrunnen bewegte. Die Sonne drängte zwischen den schattenden Giebeln der unteren Markthäuserreihe ihre Strahlenschicht herab, glitt über das Brunnenbild des Tobias mit dem Fische nieder und riß unten in dem riesigen Wasserbecken aus den Strudeln der einfallenden Wasser grelle Spiegelblitze heraus, und um den Brunnen herum verschoben sich die roten und grünen, schwarzen und weißen, gelben und violetten Gewänder unaufhörlich, flammten prunkend in der Sonne auf, beruhigten und klärten sich im Schatten, erregte Stimmen wogten hin und her, auf und ab, — der Apotheker starrte in das Wechselspiel der Farben und Lichter und dachte: „Hm — nimmst sie! Sie ist nicht übel. Sie gefällt dir heute sogar ungemein. Es kostet dich ja fast Mühe, nicht albern zu werden, — angenommen, daß du es noch nicht warst!“

Unterdessen war der Markgräfliche Rat Siegwart durch das Treiben auf dem Platze wieder zum Thema des Tages zurückgebracht worden und sprach hitzig auf

den Altbürgermeister ein, da kam Pele mit dem Eilfinger.

„Ich —“ endete Siegwart in drohendem Tone, nahm der eingießenden Pele das Weinglas noch unter dem Kruge weg und trank es ohne weiteres halb aus; dann fuhr er fort: „wenn ich der Markgraf wäre, ich wüßte schon, was ich täte!“

Der Apotheker horchte auf und warf einen verwunderten Blick nach dem Sprecher; dann drehte er sein Glas zwischen den Fingern, rückte es etwas von sich und sagte zu Pele, die eben den Krug abstellte:

„Tut mir die Ehre, Jungfer Pele!“ und nachdem sie ihm aus seinem Glas einen kleinen Schluck zugetrunken, setzte er lächelnd hinzu: „S ist wegen der Vergifterei, zu meiner Beruhigung!“ und tat ihr Bescheid.

„Nun, Siegwart, schieß los, was tätst du denn, wenn du Markgraf wärst?“ fragte er dann.

„Ja —“ erwiderte dieser und blickte beiseite durchs Fenster, „so fragt man die Leut aus!“

Der alte Breitschwert sah schmunzelnd vor sich auf den Tisch und wischte sich mit dem Handrücken den Wein aus dem Bart.

„Laß dich nicht bitten, Siegwart!“ fuhr der Apotheker fort. „Da ich schwerlich von heut auf morgen Markgraf werde, so besteht ja wenig Gefahr, daß ich dir deinen Plan wegschnappe.“

„Was ich tun würde —?“ rief Siegwart, indem er zur Bekräftigung stirnrunzelnd und drohend nickte: „Den Alten, den Ungerer, würde ich mir nach Durlach holen und eintürmen! und von dem frechen Pöbel würde ich mir auch eine Handvoll langen und in den Baslerturm legen bei Wasser und Brot, bis sie lind werden wie Handschuhleder!“

„Ich hoffe, der Markgraf wird nichts dergleichen versuchen!“ erwiderte der Altbürgermeister ruhig.

„Bist du ein Wüterich, Siegwart!“ sprach der Apotheker mit erstaunter Miene. „So kenn ich dich ja gar nicht! Da wundert's mich nicht, daß du mit deinem Weib nicht ausgekommen bist! Ich dachte immer, der kriegerische Teil sei sie! Schau, schau!“

„Laß das!“ wehrte der Rat hastig ab und blickte lauernd nach Pele. Die aber ging gerade zur Tür, um in der Küche nach dem Rechten zu sehen, und schien den Anspielungen des Apothekers keine Aufmerksamkeit zu schenken. Da fuhr Siegwart rasch mit erhobener Stimme fort:

„Soll man's dem Pöbel etwa hingehen lassen, daß sie den Herrn Obervogt bedrohen?! Natürlich der Lutz vorne dran und der lange Gerwig und noch so ein paar Flößer aus der Au!“

„Er soll froh sein, daß er so weggekommen ist, der Herr Obervogt! Ich — hab gedacht: gleich packt ihn

einer und schmeißt ihn an die Wand, daß er hängen bleibt!"

Der Altbürgermeister nickte zustimmend mit dem Kopf, indem er einen Moment die schwimmenden Äuglein schloß; dann sprach er:

„Ganz meine Ansicht, Apotheker! Ich muß sagen: abgesehen davon, daß der Ungerer angefangen hat, abgesehen davon hat er sich sehr gut betragen und die Gemeinde auch. Wäre der Vogt still geblieben, so hätt' er volles Recht gehabt, den Ungerer hinterher zu strafen und — meinetwegen — abzusetzen; statt dessen hat er den Gottesdienst gestört, geschimpft und gedroht und sein Recht verspielt. Jetzt hat er's mit ganz Pforzheim zu tun und ist im Unrecht."

„Erlaubt, erlaubt!" rief Siegwart, „das ursprüngliche Unrecht des Superintendenten bleibt bestehen —"

Der Apotheker ahnte eine endlose Auseinandersetzung, um die es ihm nicht zu tun war, drum benutzte er den Stundenschlag, der gerade zögernd über den Marktplatz wandelte, und fuhr rasch auf, trank aus, entschuldigte sich mit seiner Vergeßlichkeit und nahm kurz Abschied.

Er wollte noch Pele sehen, drum schritt er schwer auftretend und langsam über den oberen Flur und die Treppe hinab. Das Herz pochte ihm unruhig; er sagte zu sich selbst: alter Esel! Als er auf dem breiten Treppenabsatz war, vernahm er oben von der Küche

her leichte Schritte und Rauschen eines Frauengewandes: er blieb stehen und sah an dem dunklen Geländer Pele fast weißgekleidet entlang kommen. Sein Herz schlug heftig und rasch wie die Füße eines Wettläufers knapp vor dem Ziel. Er trat einen Schritt zurück, lehnte sich an die Wand und sprach hinauf:

„Ich denke doch auch, ich muß mich von Euch verabschieden, Jungfer Pele. — Gerade heut!“

Sie hielt einen Augenblick, die Hand auf die Brüstung legend, hinunterschauend; dann schritt sie weiter, bog um das Geländer und kam mit raschen, ungleich gleitenden Schritten die breiten Stufen herab auf Grieninger zu. Sie trug eine große weiße Kleidschürze und hielt ein spitzes Küchenmesser in der Linken.

„Gerade heute —?“ wiederholte sie.

„Gerade heute —!“ wiederholte er auch, etwas ratlos, und sah das Mädchen an. Vier Augen begegneten einander, dann senkte Pele die ihrigen. Da sah er, wie gerötet ihre Ohren waren unter dem braunen Kraushaar, und roch den Bratenduft, den sie mitbrachte; das erleichterte ihn. Er sah an ihr hinunter, erblickte das Messer und fragte, ihre Hand am Gelenk ergreifend:

„Was soll denn das Messer?“

Sie betrachtete es überrascht und erwiderte:

„Ich glaube, ich habe das Messer ganz nötig — gegen Eure Anschläge!" und sie drehte in seiner Faust die Hand mit dem Messer wehrhaft hin und her. Da faßte er noch fester, daß sie das Gelenk nicht mehr rühren konnte, neigte sich über die Hand, wobei er an der Messerschneide einige kurzgeschnittene Röhrchen Schnittlauch erblickte, und er küßte den glatten weißen Handrücken. In diesem Momente öffnete sich die Hand und ließ das Messer fallen, daß es spitz in den Boden fuhr. Grieninger richtete sich schweratmend auf, schaute Pele an, doch nicht in die Augen, ergriff plötzlich auch ihre rechte Hand, legte sie flach auf seine Brust und sprach:

„Pele — wenn ein ausgewachsener Mann neben einem Mädchen so wahnsinniges Herzklopfen kriegt — —, und wenn er sich neben ihr ohnmächtig fühlt wie ein Bub von fünfzehn Jahren, — da müßt er's ihr doch eigentlich sagen, — damit sie ihm helfen kann!"

Sie hielt ganz still und schaute ihn nicht an.

Da ließ er ihre Hände los, faßte sie mit beiden Armen und hob sie empor, preßte sie an seine Brust, daß ihr die Rippen krachten, und küßte sie auf ihren schönen überrascht lächelnden Mund. In einer plötzlichen Knabenlaune faßte er sie traggerechter und eilte mit ihr die Treppen hinab und bis zur Haustür, wo er sie heftig küßte und abstellte.

Sie zupfte sich unwillkürlich zurecht und sagte lächelnd:

„Nun — die fünfzehnjährige Ohnmacht wäre ja glücklich kuriert!“

„Pele!“ rief er, „Herr — Gott — Strambach —! Ist es denn wahr?“

„Wenn einer schon so lästerlich drauf fluchen kann, da muß es doch wohl wahr sein.“

„Verzeih, ich bin sonst ein ziemlich gesitteter Bursch; aber in so einem Fall hat auch der liebe Gott eine Freude an einem starken Wort. Also — Pele —?“ Er tippte sich und ihr auf die Brust: „— ich — und du?“ Er schaute sie groß an und dachte, er hätte sich keine Bessere und Schönere aussuchen können.

„— und des Nachbars Kuh —“, fuhr sie lachend fort, „und am End auch noch des Müllers Esel —? Eine schöne Gegend, das muß ich sagen!“

Er schloß sie an sich, sah ihr innig in die Augen und flüsterte:

„Ich könnte dich grad fressen —! Du schmeckst so gut nach Sauerbraten.“

Sie schrie auf vor Vergnügen und sagte:

„Nur gut, daß ich in die Küche geguckt habe! Übrigens ist's brav, daß du mich an meinen Braten erinnerst! Ich muß nach ihm sehen. Dein Abschied ist ja so schon etwas — grenzenlos ausgefallen.“ Sie richtete sich auf und strich mit beiden Händen über die

frischen Falten der weißen Schürze hinab, die ihren schlanken Leib umspannte, und lächelte Grieninger verwundert und vertraut zugleich an.

Er erwiderte ihren Blick, er betrachtete sie von oben bis unten und nickte.

„Eine schöne Apothekerin gibt das! Hut runter!"

Sie wurde rot, sie fühlte sich durch und durch erglühen von dieser Huldigung, die noch von einem geliebten Manne zu hören, sie fast nicht mehr gehofft hatte. Sie wich seinem Blicke aus, ihre Hand tastete nach der Kette auf seiner Brust und schlang sie um den Zeigefinger, sie mußte tief aufatmen, ihr Auge suchte scheu und flink nach dem seinigen, und schluchzend warf sie plötzlich die Arme um seinen Hals und drängte sich an ihn. Gerührt und erschüttert fühlte er dieses reife, selbstbewußte Weib so hilflos an seiner Brust, er empfand, daß sich hier ein Leben, ein Schicksal erfülle, wo er selbst nur einen Entschluß ausführte, und diese Bereicherung und Heiligung seines Vorhabens durchzückte ihn als ein unerwartetes Glück: alle Laune war von ihm gewichen, er war erfüllt von dem heißen Wunsch und Ernste, diesem Mädchen, das sich einem doch so fremden Manne hingab, von ihm ein geträumtes Glück erwartete, in ihm seine Erlösung fand, diesem armen Weibe zart und gut zu sein. Er preßte sie mit behutsamer Kraft an sich, er streichelte ihre Wangen und ihren Kopf, küßte ihr

Haar, ihre Stirn, ihre geschlossenen Augen, an deren Wimpern kleine Tränlein vorsickerten, und sprach ihr Liebesnamen zu. Da beruhigte sie sich. Bald zog sie, die Hände über seinem Nacken verschränkend, seinen Kopf zu sich nieder, küßte ihn und sah ihm, mit offener Dankbarkeit zunickend, in die Augen.

„Gelt, ich bin ein einfältiges, altes Ding!"

„Ein liebes Ding bist du!" versetzte er. „Nun sag mir aber, daß ich mich gleich darauf freuen kann, wo seid Ihr heute nachmittag zu finden?"

„Wir gehen auf den Lindenplatz hinunter, an das Ambrusthaus; ohne das tut's der Vater nicht. Vielleicht auch noch aufs Rennfeld hinaus, aber das ist selten."

„Gut, ich komme auf den Lindenplatz. Da wollen wir einmal den Leuten eine Komödie vorspielen!"

Sie umarmten sich; an der Tür aber kehrte er um, sprang die halbe Treppe hinauf, zog das Messer aus dem Boden und, als es Pela ihm unten abnehmen wollte, steckte er es ein und sagte:

„Nein, das nehm ich mit, das gehört mir! Aber gestohlen! Geraubt!"

Sie schüttelte lachend den Kopf. Dann trennten sie sich. Als sie seinen Schritt draußen verhallen hörte, stieg sie langsam die Treppe hinauf und ging wieder in die Küche.

Grieninger aß mit seiner Mutter zu Mittag, sprach mit ihr über den kirchlichen Vorfall, und nachher, bei ihr sitzen bleibend, fragte er nachdenklich:

„Mutter, sagt, wie kommt es eigentlich, daß es mit meinem Glauben so schwach bestellt ist?"

Sie sah ihn prüfend an und entgegnete:

„Wie meinst du das? Sprich!"

„Nun — fast alles, was die Leute so aufregt, bewegt mich kaum. Jesus — davon sprech ich nicht, das ist wunderbar und gewiß göttlich, und wer ihm nachfolgen kann, der wird sicherlich selig leben und sterben. Und auch wer ihm nicht folgen kann, hat Hilfe an ihm. Ich — kann ihm nicht folgen, und da fängt nun das Seltsame an: ich kann nicht fühlen und glauben, daß ich damit unrecht tue oder auch nur etwas versäume und verscherze, sondern ich habe nur das unbedingte Gefühl, daß ich halt anders bin. Von Jesus abgesehen, versteh ich aber die ganze biblische Geschichte nicht."

„Die biblische Geschichte —?" wiederholte die alte Frau.

„Ja! Sieh einmal: Gott, der allmächtige, erschafft den Menschen nach seinem Bilde; aber der Mensch gerät nicht, wie Gott ihn will, und wird nun dafür gestraft. Trotz aller Strafe folgen die Menschen immer weniger und werden drum ersäuft. Nur Noah, der beste, wird verschont und soll eine neue bessere Menschheit zeugen. Natürlich kann er's auch nicht besser als

der liebe Gott, und die neue Menschheit muß wieder fortwährend dafür bestraft werden. Um sie zu bessern, schickt Gott den Moses und die vier großen und die zwölf kleinen Propheten; da aber auch sie nichts ausrichten, entschließt sich Gott, in Menschengestalt selbst auf die Erde herabzusteigen und die armen Menschen endgültig zu bekehren und zu erlösen, — und es mißlingt ihm wieder!

Ist das nicht ungeheuer!

Ist da nicht der Jupiter, von dem wir in der Schule gelesen haben, ein anderer Gott? Der hat nicht nur Menschen, sondern viele Götter unter sich und, wenn sie aufbegehren, kann er sie zwingen. Alles vermag er auch nicht, das Schicksal ist über ihm, dagegen kann er nichts; aber er erkennt das ehrlich an, ist heiter und versteht Spaß, während der in der Bibel nur immer mit seiner Allmacht prahlt und droht und wettert und wütet und nichts zuweg bringt. So hab ich auch für die Erlösung durch Christi Blut kein Verständnis. Hier sind wir auf einer ganz erträglichen Erde und haben den Trieb, sie immer erträglicher und wohnlicher zu machen und möglichst viel aus dem Boden und aus unserm Kopf und Herzen herauszuziehen. Das find ich schön, das gefällt mir, davon brauch ich nicht erlöst zu werden. Gewiß, Engel sind wir nicht; aber wenn wir alle nur gut wären, müßten wir uns nach dem Bösen sehnen. Jetzt sehnen wir

uns nach dem Guten, und auch das gefällt mir besser. Ab und zu kommt ein göttlicher Held wie Jesus und belehrt uns und hilft uns weiter — könnt es schöner sein? Daß sie ihn ans Kreuz schlugen, war ja schändlich, — hat aber auch gänzlich seinen Zweck verfehlt, — und gerade das ist auch wieder schön! Da haben sie kürzlich — der Wörtwein hat mir's erzählt — da haben im vergangenen Jahr die Pfaffen zu Rom auch einen weisen Mann verbrannt, der hieß Jordanus Brunus, war ein Philosoph, und weil er vieles dachte und sagte, das den Pfaffen nicht in den Kram paßt, haben sie ihn verbrannt. Wörtwein, der Pfaff, war noch wunderbar entrüstet über den Ketzer, der einfach den Kopf wegdrehte, als sie ihm auf dem Scheiterhaufen zum Trost das Kruzifix hinstreckten. Ich tat natürlich auch sehr empört, und da erzählte mir der Wörtwein vieles von jenen Ketzereien, daß er z. B. gelehrt hat, die Welt sei unendlich, und solcher Sonnen, wie die unserige, gäbe es viele. Und Gott sei nicht außer der Welt, sondern er sei und lebe und wirke in allen Dingen und Wesen. Das ist auch geheimnisvoll; aber man kann sich doch was dabei denken! — Wie dumm aber doch wieder die schlauen Pfaffen sind: hätten sie ihn gewähren lassen, ich und die meisten würden nichts von ihm erfahren haben. Er war auf der Flucht vor ihnen auch in Deutschland, in Wittenberg, Straßburg, Frankfurt, — ich bin viel-

leicht auf der Reise mit ihm am Wirtstisch gesessen, — habe nichts von ihm gehört; da verbrennen ihn die Hunde in Rom, damit ich erfahre, es hat wieder einer gelebt! Ist das nicht schön! — Also — Sündenfall — Erlösung — Christi Blut — warum glaub ich nicht daran? Warum fühl ich das alles ganz anders als die andern?"

Die alte Frau sah ihn benommen an und sprach leise:

„Weil du der Sohn deines Vaters bist —"

„Ja — ihr habt mich doch immer zur Kirche angehalten!"

„Gewiß! Mehr aber nicht! Vater sagte, darin müßtest du selber deinen Weg finden! Und hätten wir dich in deinen jungen Jahren beunruhigt, wer weiß, wie es ausgegangen wäre! Und das Blut hat es bei dir ja auch getan!"

„Das Blut —" wiederholte er sinnend.

„Ja," erwiderte sie, „weißt du, als die Grieninger noch große Bauern waren —"

„Ja — sie sind's ja noch, drüben am Asberg!"

„Gewiß, und sie sollen schon auf ihren Höfen gesessen sein, ehe das Christentum ins Land kam. Und sie haben nie was von ihm wissen wollen und bis vor zweihundert Jahren — heißt es — haben sie nach uraltem Brauche ihre Ehen geschlossen und sich der Trauung in der Kirche geweigert. Schließlich mußten

sie sich eben fügen. Sie taten, wozu man sie zwingen konnte, und dachten, was sie wollten. Wie wir es immer noch halten."

Michel sah seine Mutter nachdenklich an und sagte zögernd:

„Das Blut —?!" und nickte mehrmals langsam mit dem Kopfe.

„Du kennst ja wohl die Geschichte vom Heiligen Grieninger, der die Probe aufs Exempel gemacht hat?" fuhr die Mutter nach einer Weile fort.

„Vom — Heiligen — Grieninger —?!" fragte der Sohn lachend. „Keine Spur! Was ist denn das?"

„Nun, dann ist's ja an der Zeit, daß ich sie dir erzähle, damit euch euere Geschlechtssage nicht noch verloren geht. Sie kann sich hören lassen.

Also, es ist auch einmal ein Grieninger gewesen, der gläubig war und fromm. Er ging am liebsten in die Kirche und konnte kein Genüge finden an Beten und Beichten, Fasten und Büßen. Und als er gar inne ward, wie fremd all dies seinen Leuten sei, da erschütterte ihn der Schreck dermaßen, daß er beschloß, sich zur Sühnung der Familie zu opfern. Er verließ die Seinigen, zog tief in den Wald und wurde Einsiedler. Er baute sich eine klägliche Hütte, er hackte den Boden einer Lichtung mit einem hakenförmigen Aste um und pflanzte Rüben, er sammelte Eicheln

und Beeren und Holzäpfel zur Nahrung, er kasteite und geißelte sich, er lobte Gott und die Heiligen und betete für die Bekehrung und das Seelenheil seiner verlorenen Sippe Tag und Nacht. Er fiel vom Fleisch und wurde dürr zum Anzünden, und nur sein blondes Haar wuchs und gedieh, weil er es, auch zur Buße, nicht abschnitt. Bald bedeckte sein Bart ihm die ganze Brust und wehte ihm bei Wind rechts und links unter den Armen durch. Da ward ihm einmal, als er im Gebet vor seinem Kreuz kniete, bewußt, daß er mit eitlem Wohlgefallen den Bart betrachtete, der wie ein Schurz vom Halse hinabhing, und daß er berechnete, wie lang das Haar wohl noch brauche, um den Boden zu berühren. Er entsetzte sich über diese Sündhaftigkeit und flehte Gott um Verzeihung an, er stand auf und sah sich nach einem Gerät um, womit er den Bart abschneiden könnte. Da er nicht einmal scharfe Steine hatte, so nahm er schließlich den Bart in den Mund und biß ihn ab, bis er kein Haar mehr mit den Zähnen erreichen konnte. Je verwahrloster und unmenschlicher er nun aussah, um so strenger verbreitete sich der Geruch seiner Heiligkeit und zog die Andächtigen aus weitester Ferne herbei. Er nahm sich ihrer aber nicht an. Er beteuerte demütig, daß seine Buße und Bitte noch lange nicht einmal für sein eigenes und der Seinigen Seelenheil genüge, und schickte die Leute von sich. So bekam er wieder Ruhe im Wald

und konnte sich ungestört seinen Bußübungen hingeben und sich an den Verzückungen und Gesichten erquicken, dergleichen sich ja bei Leuten einstellt, die nichts Rechtes essen. Da sah er eines Nachts im Traum seinen Schutzengel, der mit bekümmertem Blick und Kopfschütteln vor ihm stand, die Hand erhob und sprach: ‚O weh, o weh, Grieninger! Du wirst noch einmal Gott betrüben, durch Trunk oder durch Wollust oder durch Totschlag!‘ Danach verging der Engel. Der Waldbruder wachte vor Sündenangst auf, bedachte seinen Traum und forschte, wie er sich die Warnung zunutze machen und die Schuld abwenden könnte. Endlich glaubte er am sichersten zu gehen, wenn er die leichteste der drei Sünden freiwillig auf sich nähme und dadurch der Möglichkeit der beiden andern zuvorkäme. Er eilte sofort zum Walde hinaus, suchte einen Bauern und schickte ihn zu den Seinigen mit der Bitte, es sollte eines der Geschwister zu ihm kommen und Wein mitbringen. Alsbald füllte seine Schwester einen Korb mit Wein und Gebratenem und Gebackenem und machte sich auf. Der Bruder empfing sie mit ungewohnter Herzlichkeit; verriet aber, da er ihr ungläubiges Lachen scheute, nichts von seinem Traum, er sagte bloß, er habe ein großes Verlangen gehabt, einmal wieder mit einem Geschwister ein Glas zu leeren. Die Schwester war voller Freude, sie richtete die Klause her, so gut es ging, dann aßen und tranken

sie miteinander. Sie erzählte ihm, was in der Familie vorgefallen war, er erinnerte sich alter Geschichten, sie wurden grundvergnügt, und die Schwester gab sich heimlich der Hoffnung hin, er werde wieder Vernunft annehmen und ein ordentlicher Mensch werden. Aber — der gute heilige Grieninger konnte keinen Wein mehr vertragen, er geriet aus dem Häuschen und fing gar an, seiner Schwestet schön zu tun. Erst beachtete sie es nicht. Wie er zudringlicher wurde, wehrte sie ihn kräftig ab. Aber dadurch reizte sie ihn nur immer mehr, so daß er sich schließlich gar nicht mehr kannte und der Schwester Gewalt antat. Als er wieder zu sich kam und begriff, welche Untat er begangen hatte, da geriet er in solche Wut über die Verführerin, daß er verzweifelt über sie herfiel und die Unschuldige erwürgte. Erschöpft saß er dann neben der Toten und beruhigte sich und besann sich und erkannte, wie er im Bestreben, mit der geringen Sünde der Trunkenheit schlau durchzuschlüpfen, alle drei Sünden zusammen begangen, alle Gnade verloren habe und ein Auswurf seiner Sippe geworden sei. Und wieder säumte er nicht lange. Er nahm seine arme Schwester auf den Rücken und machte sich auf den Weg nach dem väterlichen Hofe. Aber unzählige Male mußte er ausruhen, immer wieder brach sein entkräfteter Körper unter der furchtbaren Last zusammen, ehe er im Dorfe ankam und sich dem Gerichte stellte.

So erging es also dem Grieninger, dem seine Familie zu schlecht war und der ein Heiliger werden wollte."

Wartend blickte die alte Frau ihren Sohn an; aber seine Augen gingen versonnen nach anderer Richtung. Da wandte sie sich, um ihn nicht zu stören, zum offenen Fenster und betrachtete die Menschen, die schon wieder, ungewöhnlich zahlreich und erregt, den großen sonnigen Marktplatz belebten.

Michels Blicke glitten aber eine ganze Weile nachdenklich über das hellbraune Getäfel der gegenüberliegenden Wand hin und her, die zierlich geschnitzten Halbsäulen hinauf, das von ihnen getragene Gesims voll Kannen und seltenen Gläsern entlang, und verglich die verschiedenen Renaissancefensterformen, die zwischen den Säulen, schwach profiliert und mit helleren Hölzern ausgelegt, abwechselten; endlich schaute er wieder auf und sagte zögernd:

„Da wir doch gerade vom Glauben sprechen und von unserer Art, — was würdet Ihr zu Pela Breitschwert sagen, Mutter?"

„Pele —?" fragte sie und ihr Gesicht, im Beobachten des Treibens auf dem Markte ernst geworden, heiterte sich auf.

„Ja, Pele!" wiederholte er. „Man sagt, sie sei in Heidelberg kalvinisch geworden und tue sehr eifrig."

Die Mutter nickte überlegend mehrmals mit dem Kopf und sagte dann:

„Der — Eifer stammt aus Liebeskummer! Sie hatte sich damals ja den Gößlin, den Gardehauptmann beim Markgrafen, in den Kopf gesetzt —.“

„Ich weiß,“ warf der Sohn ruhig ein.

„— und als daraus nichts werden wollte, hat sich das Herz eben auf diese Umtriebe eingelassen. Wenn so ein Mädel plötzlich fromm wird, ist immer eine getäuschte Liebe schuld. Und Peles gekränktem Stolz mag der kalvinische Auserwähltendünkel ein rechter Balsam gewesen sein. Das läßt sich denken! — — Das würde ich nicht wichtig nehmen. Laß sie ruhig gewähren! das gibt sich schon.“

„Und im übrigen, Mutter, hättet Ihr nichts dagegen —?“

„Pele ist schön und stark gewachsen und geht leicht und frei und ist gesund von oben bis unten, da fehlt nichts. Ein bißchen trotzig und stolz; — aber das schadet nichts. Ich hab sie immer gemocht.“

„Was ist denn das für ein Pferdegetrappel?!“ fragte Michel und horchte auf.

Die Mutter blickte den Markt hinauf und sagte:

„Der Metzger Essig. Er reitet nach der Brötzinger Gasse hin.“

„Aha, der hat den Postritt! Da kommt er aus der Pfarrei und wird die Beschwerde vom Super-

intendenten nach Durlach zu tragen haben. Der Alte hat sich getummelt.“

Dann schwiegen die beiden, bis die Mutter schließlich noch einmal sagte:

„Nein, Pele ist gut beieinander, da fehlt nichts, — — unbeschrien!“

Viertes Kapitel

Durch den schattigen Korridor des Markgräflichen Schlosses Karlsburg in Durlach rollte und polterte auf kleinen Scheibenrädern ein gelb und rot lackiertes Korbwägelein voller Puppen und Spielzeug, gezogen von einem zarten, überschlanken Kinde von etwa zehn Jahren, dem, unter einem blutroten Seidenhäubchen hervorfallend, weißblonde Korkzieherlocken das schmale, weit über seine Jahre entwickelte Gesicht umgaben. Bei jedem zweiten Schritte sah das Kind nach dem Fuhrwerklein um und nickte und sprach den Insassen zu. So zog es an den tiefen Nischen der hohen und breiten Fenster und Türen vorbei, bis endlich links eine Tür mit beiden Flügeln offenstand und einen schmalen Balkon mit pilastergetragener Brüstung sehen ließ. Hier lenkte das Kind ein, schob das Wägelchen so in die Balkonecke, daß die Deichsel wie eine Fahnenstange zwischen zwei Pilastern in den Hof hinausragte, und in den Wagenkorb hineinsehend schnalzte es mit der Zunge, schlug lockend mit der Hand auf den Schenkel und rief:

„Komm, Ami, komm! Allez, hopp!“

Alsbald regte sich zwischen den Decken und Spielsachen eine dunkelbraune Masse, die wie eine Handvoll verwirrter Wolle ausgesehen hatte, stellte sich auf unsichtbare Beine, riß einen kleinen rosigen Rachen auf

und kläffte, setzte die Vorderfüße gegen die Korbwand, kratzte ungeduldig mit den Klauen darüber und kläffte, es sprang rücksichtslos über den ganzen Wageninhalt hin und her und kläffte tiefentrüstet: es klang so dünn und kurzatmig und ohnmächtig wie ein Puppenschrei. Das Mädchen sah belustigt zu, bog den aufgeschossenen Leib über das Puppenbett hinab, ergriff mit den durchsichtigen Händen den kleinen Hund und nahm ihn sich aufrichtend an die Brust. Aber das aufgeregte Tier kratzte und zauste so ungebärdig an des Kindes Kleid herum, daß die Kleine schalt:

„Wart, du wüster Kerl, du!“ und Ami vor sich auf den Boden setzte. Sofort rannte das Tierchen wie aufgezogen quer über den Gang nach dem nächsten Türpfosten, beschnüffelte und bespritzte ihn und rannte unzufrieden kläffend weiter.

Das Kind war Prinzessin Jacobea, des frühverstorbenen Markgrafen Jacob von Baden jüngste Tochter, die mit ihrer Schwester Anna von ihrem Oheim, dem Markgrafen Ernst Friedrich, wider Testament und Vertrag nicht den katholischen Vormündern überlassen, sondern kalvinisch erzogen wurde. Von zartem kränklichem Körper, über ihr Alter hochgewachsen, nachdenklich und reif, liebte sie es, sich von dem Treiben der Schwester und Gespielen abzusondern, irgendeinen fernen ruhigen Winkel aufzusuchen und dort einsam vor sich hinzuspielen.

Nachdem Ami, nicht größer als ein Kindermüffchen über die Steinfließen dahinrollend, verschwunden war, holte Jacobea einen roten Hansel aus dem Wägelchen, der an den auseinandergestreckten Armen je ein Becken trug, und setzte ihn auf die Ausbauchung eines Pilasters. Sie zog eine Handvoll hölzerner Geschirrlein hervor, zierlich gedrechselte Tellerchen und Täßchen, Schüsselchen und Krügchen und ordnete sie auf der Balkonbrüstung. Dann warf sie den ganzen übrigen Inhalt des Wagens auf den Boden und begann, sorgfältig das Spreuersäcklein schüttelnd und klopfend, ihren Kindern das Bett zu machen. Als das Leintuch faltenlos glattgestrichen und das Kopfkissen schön gebauscht war, nahm sie ihre Puppe auf, eine Staatspuppe in knisterndem Seidenkleid mit Stuartkragen, enggeschnürtem Leib und faltenreichem Rock, ein Geschenk ihres Oheims Ernst Friedrich. Vor Jahren in dem neuangetretenen Landesteil des katholisch verstorbenen Bruders Jacob die Pfarreien prüfend, hatte er auf einem Altar eine kostbar gekleidete kleine Madonna gefunden, hatte sie im Gedanken an seinen kleinen Liebling Jacobea mitgenommen, des Heiligenscheins und der verdächtigen Kleidung beraubt und einer Kammerfrau zum Ausstatten gegeben. So war Madonna eine Staatspuppe geworden, schien sich aber unter den warmblauen Augen und in den weichen Händen Jacobeas so wohl zu fühlen wie in der kalten

Einsamkeit der Kirche, ihre Wangen glänzten so rosig und ihr Mund lächelte so süß wie vordem. Jacobea ließ Madam — wie sie jetzt hieß — auf der Balkonbrüstung spazieren, Verbeugungen und Kniefälle machen, schwang sie hin und her und tanzte mit ihr; dann zog sie ihr die Kleider aus, legte sie zu Bett, und gab ihr eine silberne Klapper in den Arm. Nun kam Schorsch an die Reihe, der war dem Kinde fast noch lieber als Madam. Er war nur ein langer hölzerner Bauklotz, den sie einmal von ihrem Gespielen Wolfdietrich von Gemmingen geschenkt bekommen und durch Umwickelung mit leinenen, wollenen und seidenen Lappen zu einem unverkennbar menschenähnlichen Wesen umgeschaffen hatte. Sie entkleidete ihn völlig, ohne zu merken, daß er nur ein Bauklotz sei, zog ihm dann wieder das Hemd an und band es mit der alten Silberlitze fest, die sonst erst über den rotseidenen Mantel geschlungen wurde. Als sie das Seidenstück zu den andern Kleidern legen wollte, fiel ihr eine neue Verwendung ein: sie zog den Wagen etwas zurück, band den roten Streifen vorn an die Deichsel, schob diese wieder zwischen den Pilastern hinaus und vergnügte sich eine Weile, über die Brüstung hinab zuzusehen, wie das Fähnlein in der Luft wehte. Und als sie dabei den an einem Tor postierten Trabanten bemerkte, rief sie hinunter:

„Du! Trabant! da guck einmal!“

Er nickte freundlich und grüßte mit der Hellebarde über den weiten Hof herauf.

Dann deckte Jacobea die Puppen schön zu und griff nach einem grünen Wollball. Sie trat in den Gang zurück, warf den Ball empor und fing ihn rechts und links auf verschiedene Weise, sie warf ihn und ließ ihn von der Handfläche wie vom Handrücken wieder emporprallen, sie spielte all ihre Ballkünste durch und merkte gar nicht, daß Ami zwei näherschreitende Männer erbittert umkläffte. Die Herren grüßten das Kind mit tiefgezogenen Hüten und ehrerbietigen Verbeugungen und traten in eine nahe Tür, wobei der eine dem andern einen ungeschickten Stoß mit dem Degen versetzte; es gab eine Verwirrung und Entschuldigung, dann verschwanden die beiden. Jacobea spielte weiter; als sie aber noch einen Herrn kommen hörte, da warf sie den Ball in den Korb, zog unter den Sachen am Boden einen Rosenkranz hervor und befestigte ihn an der Balkonecke hinter dem Wägelchen, suchte auch ein Andachtsbüchlein heraus und, sobald der Herr hinter ihrem Rücken vorbei — und in das Zimmer gegangen war, kniete sie vor dem Kruzifix nieder, bekreuzte sich und betete. Danach setzte sie sich auf der erhöhten Schwelle nieder, dem Gang den Rücken wendend, las in dem Büchlein und betrachtete die Bilder. Sie kehrte sich nicht daran, daß bald wieder Schritte erklangen und begleitet von Amis hilflosem Gekläff näherkamen.

Es waren zwei hochgewachsene Männer gleichen Alters. Der rechtsgehende war schwarz gekleidet und trug um den Hals ein blaues Band, an dem ein goldenes Ordenskreuz auf der mächtigen Brust hing, auf dem feingefältelten Mühlsteinkragen saß ein gerötetes Gesicht mit trotzig emporlachenden blauen Augen; der in gerader Linie über die Backen zurückgestrichene Schnurrbart und der spitze Kinnbart waren blondrot, während das kurzgeschnittene Haar, das noch unter dem schrägsitzenden Hütchen sichtbar ward, rotbraun erschien. Sein Oberkörper war schwer, und daß er sich mit dem linken Arme auf den rechten seines Begleiters stützte, war bei der etwas zähen und schweren Bewegung seiner Beine begreiflich. Der andere war ebenso groß und breitschultrig, aber jugendlich schlank; er schritt leicht und bequem, sein lederbraun gebranntes Gesicht mit scharfer feiner Nase, hellem Bart und hellen Brauen hatte einen nachdenklichen Zug, während die Kopfhaltung eine gewohnheitsmäßige Aufmerksamkeit und Bereitschaft ausdrückte.

„Man muß sie zu allem zwingen!“ rief der Beleibte. „Ich hab ihnen den Kanal gegraben und das Land entwässert: — meinst du, es gehe ihnen von selbst auf, daß sie nun anders wirtschaften müssen als vorher mit ihren versäuerten Sumpfwiesen? Es soll mich nicht wundern, wenn sie nächstens kommen und mir vorwerfen, daß sie jetzt Mist auf die Wiesen führen

müssen, während das Gras vorher in der Nässe ungedüngt wuchs, — wenn es auch nichts taugte! Man mag reden und raten, soviel man will, sie glotzen einen an, kratzen sich in ihrem lausigen Haar — und wollen halt nicht! Verstehst du, daß man nicht wollen kann? Nicht wollen! Mir würgt es das Herz, wenn ich denke, ich dürfte nicht wollen! — Ja, wenn ich das Neue so einschwärzen könnte, als sei es schon bei den Großvätern üblich gewesen! — wie sich die neuen Adligen gleich einen Stammbaum zusammenlügen! — Ich muß sie halt zwingen. Ich lasse mir noch mehr Holländer kommen! Auf jeden Hof, der frei wird, muß mir ein Holländer und holländisch Vieh! Wenn sie merken, daß der gedeiht, dann treibt sie schon der Neid, ihm über den Zaun zu gucken und abzuspicken, was er kann! Ich ertrag es nicht, daß es anderswo besser sein soll als bei uns! — Den Kläffer da —" unterbrach er sich, beugte sich ein wenig und machte: „ksch — ksch — — den ertrag ich übrigens auch nicht mehr lange! Wo kommt das Ungetüm her?"

„Prinzessin Jacobea wird nicht weit sein", erwiderte der Begleiter, und nach einigen Schritten sahen sie die Kleine tief über ihr Büchlein hinabgebogen auf der Balkontürschwelle sitzen. Sie schien nichts zu hören. Da ließ der Beleibte den Arm des andern los, trat leise hin und zupfte sie an einer ihrer

Schläfenlocken. Sie wandte aufblickend den Kopf und erwiderte sein herzliches Nicken:

„Ich hab Euch wohl gehört, Oheim, aber ich hab Euch nicht stören wollen.“

Er fuhr ihr über das helle Haar, das an glatten Stellen fast wie Elfenbein glänzte, und sprach:

„Störe mich nur! Von dir lasse ich mich gerne stören. Oder fürchtest du dich am Ende vor dem Gößlin?“

Sie lachte auf und rief diesem zu:

„Leuprant —! ich und vor dir mich fürchten! — Freilich, er wird mich jetzt wieder auslachen und sagen, so ein großes Ding soll nicht mehr mit dem Hansel und dem Schorsch und den Geschirrlein spielen; aber am liebsten tät er selbst mitmachen!“

„Ich auch!“ erwiderte der Oheim lächelnd, er betrachtete die Madonna, die mit süßer Miene aus dem Bett aufschaute, und er schmunzelte, indem er an ihren tiefen Fall und an den von papistischem Plunder gereinigten Altar dachte. Plötzlich aber ward sein Blick finster, er fragte: „Was liest du?“ und nahm dem Kinde das Gebetbüchlein aus der Hand. Er erblickte ein Heiligenbild, wurde tiefrot im Gesicht, seine Stirnader trat wie ein Wurm heraus, er knirschte mit den Zähnen und warf das Büchlein weit weg. Es flog in langem Bogen hinaus und wie eine vom Habicht gezauste Taube Federn läßt, so verlor es auf seinem Weg einen Schwarm von einliegenden Heiligenbildern und

fiel mit dem roten Ledereinband nach oben ins grüne Gras des sonnigen Schloßhofes, während die Bilderzettel noch schwankend durch die stille Luft sanken.

Jacobea sah dem Buche nach und rief:

„Das arme Buch!“ Dann erhob sie sich rasch, umschlang mit dem einen Arm den Markgrafen, ergriff mit der andern Hand seine Hand und, ihren dünnen Leib eng an ihn drängend und den Kopf zu ihm emporddrehend, rief sie: „Oheim, zürnt mir nicht! Seid wieder lieb! Ich kann doch nichts machen!“

„Du sollst von diesem papistischen Götzendienst lassen!“ schrie er.

Sie schüttelte mit begütigendem Lächeln den Kopf, dann sagte sie:

„Aber, Oheim, wie soll ich denn das machen?! Das ist doch nicht möglich! Wenn Ihr mir alle Bücher und Bilder wegnehmt, so kommen nachts im Schlaf die Heiligen selber zu mir und stärken mich und helfen mir treu und standhaft sein. Das muß ich doch! — Gelt, Ihr meint es auch nicht so!“

Sie schaute mit so klaren, unschuldigen und tapferen Augen zu ihm auf, daß er ihr schmales altes Kindergesicht zart zwischen die Hände nahm und gespannt prüfte, und im Betrachten der vertrauten reinen, unversehrten Züge fühlte er plötzlich, daß dieses Kind nicht an Haß und Bosheit glaube, er fühlte sich entwaffnet und tief verwirrt, er starrte über sie weg und

schüttelte langsam den Kopf, er ließ sie los, wandte sich und schritt mit verdunkelter Stirn rasch auf jene Tür zu, hinter der die andern Herrn verschwunden waren. Er stieß sie auf und warf sie heftig zurück, so daß sie dem lauschenden Lakaien, der nicht flink genug war, hart an den Schädel schlug. Er durchschritt den Vorraum und betrat den Sitzungssaal, die aufstehenden und sich verbeugenden Herrn seines Rates begrüßte er, ohne sie anzuschauen, mit einem leichten Winke der Hand, ging ungewöhnlich eilig zu seinem Sitze am Kopfende des Tisches und begann alsbald in den daliegenden Papieren zu blättern.

Des Markgrafen Begleiter, sein Jugendfreund, der Garde- und Trabantenhauptmann Leuprant Gößlin, Sohn des Pforzheimer Altbürgermeisters Alt-Peter Gößlin, war bei dem Zornesausbruch seines Herrn sofort umgekehrt, den Korridor zurückgeschritten, die nächste Treppe hinabgestiegen und erschien unten im Schloßhof, als Jacobea, von ihrem Oheim allein gelassen, sich über den Balkon lehnte und nach dem roten, von Vergoldung blinkenden Lederband und den verstreuten Bildern im Grase ausschaute. Er ging gelassen über den Platz, hob das Buch auf, sammelte die Bildchen und trat wieder in das Haus. Mit gleichmäßigem Schritte kam er den Gang entlang und war etwas enttäuscht, den Markgrafen nicht mehr bei dem Kinde zu finden. Er runzelte unzu-

frieden die Stirn, während er das Buch auf das Puppenbettchen legte, dann fragte er Jacobeen:

„Hat der Oheim nicht nach mir gefragt?"

Sie schüttelte den Kopf und setzte mit schwimmenden Augen hinzu:

„O, ich hab ihn so erzürnt! Und den Rosenkranz da hat er noch nicht einmal gesehen! Es tut mir so leid; aber ich konnte doch das Buch nicht verstecken, als ihr kamet! Nicht wahr?"

„Gewiß nicht! Und der Oheim zürnt dir auch nicht. Er braust nur rasch auf; sicherlich war es ihm gleich wieder leid."

Das Kind ergriff dankbar seine Hand, legte zutraulich den Kopf an seinen Arm und bat:

„Ach, bleibe noch ein bißchen bei mir! ich bin so traurig."

Da lehnte er sich gegen das Balkongeländer und erwiderte lächelnd:

„Sie werden drin ja zur Not ohne mich fertig werden!"

„Weißt du, Leuprant," fing sie mit bekümmerter Miene an, „wenn der Oheim nur zur Mutter Gottes beten wollte! Die würde gewiß für ihn bitten und sorgen, daß er nicht mehr so leicht in Zorn fiele."

Gößlin strich ihr zärtlich über die krankhaft feine blasse und weiche Hand, sah ihr in die ernsten Augen und erwiderte nichts.

„Du antwortest mir nicht," sprach sie vorwurfsvoll, seine Hand pressend und ziehend, „wie wenn ich zu dumm wäre! Aber ich verstehe immer alles, was ihr redet. Sage mir, was du meinst! Ich sage dir ja auch, was ich denke. Warum wollt ihr nicht zur Mutter Gottes beten?"

Er hob das Kind empor und setzte es auf die Balkonbrüstung, an der er lehnte, umschlang es mit seinem Arm und sagte, vor sich hinschauend:

„Warum? Weil wirs nicht verstehen. Ihr habt es als Kinder gelernt, drum betet ihr zur Madonna und zu den Heiligen und, wenn ihr fromm seid, helfen sie euch. Uns dagegen hat man gelehrt: Christus ist der Helfer, an ihn muß man sich wenden!" Er sah sie an, die in angespanntem Denken an ihm vorbeiblickte, und er fuhr fort: „Wenn du eine Bitte an deinen Oheim hast, steckst du dich dann hinter mich oder sonst jemand, der deinen Wunsch beim Herrn anbringen soll, oder gehst du selbst zu ihm?"

„Ich gehe selbst."

„Genau so meinen wir, es sei kein Vermittler mit Christus nötig, kein anderer Vermittler als unser Glaube an ihn, unser Heilsbegehren, unser Wille, ihm ähnlich zu werden."

Sie schaute ihn überrascht mit großen Augen an und entgegnete kopfschüttelnd:

„Aber! Mein Oheim ist doch ein Mensch, und was

ich von ihm will, ist ja doch nichts Rechtes, ein Hund oder ein Kleid! Christus aber ist unser Heiland und unser Richter — da fürchten wir uns doch! Wir sind doch voll Sünde und verdienen seine Hilfe gar nicht. Darum gehen wir zu den Heiligen, die für uns bitten. Und wenn ihm das mißfiele, so würden sie uns doch nicht helfen. Und sie helfen uns doch! O! wie oft hat mir die Mutter Gottes schon geholfen!"

„Ja, Kind," murmelte er, „da hast du recht."

„Nein," rief sie erregt, „du sagst mir wieder nicht alles!"

„Ich würde dir gern alles sagen, wenn ich es wüßte. Du bist fest in deinem Glauben und hast deine Glaubenserfahrung, darum läßt sich nichts dagegen sagen; und ich bin fest in meinem Glauben, — — drum hat mich ja auch dein Oheim nicht kalvinisch machen können."

„Warum ist mein Oheim kalvinisch geworden und mein seliger Vater katholisch, wenn sie doch lutherisch erzogen waren? Du sagtest, es käme auf die Erziehung an!"

Er zuckte mit den Achseln und sprach:

„Du mußt mich nicht fragen; das begreif ich so wenig wie du. Deinen hochseligen Vater, den Markgrafen Jacob, hab ich nicht genauer gekannt. Daß dein Oheim, den ich vom fünften Jahr an kenne, kalvinisch wurde, das nimmt mich freilich weiter nicht

wunder: er war immer unduldsam, von seiner Sendung durchdrungen, keinem Zweifel zugänglich. — Es mag so sein, daß jeder seinen Glauben mit auf die Welt bringt, aber erst nach und nach erkennen lernt; viele wissen ja nie recht, was sie eigentlich glauben, weil sie mit ihrem Glauben nie in die Enge kommen."

Sie schüttelte den Kopf und entgegnete:

„Es kann nur einen wahren Glauben geben!"

„Aber, wer ihn erkennen will, muß sein Leben dran setzen!"

„Aber ich kenn ihn doch!" rief sie.

„Ja — drum laß dir ihn nicht stören — und halte fest an ihm — und danke Gott dafür!" Er sprach gedämpft und stockend und es klang, als wollte er noch mehr sagen; aber er verstummte und schaute versonnen vor sich hin. Da schwieg auch Jacobea.

Der Markgraf hatte unterdessen eine Zeitlang in den Schriftstücken, die seinen schweren Tisch bedeckten, eifrig gelesen. Nun warf er sich in seinen Stuhl zurück, reckte sich, stützte seine Hände fast unter den Achseln in die Seiten, so daß sich die Brust gewaltsam vorwölbte, und überlegen durch die Nase lachend sprach er:

„Das trifft sich ja gut. Seine Majestät der Kaiser befiehlt mir, all meiner Vorstellungen ungeachtet, aufs neue, die obere Markgrafschaft Baden-Baden dem Herzog Maximilian von Bayern als Administrator zu

übergeben, bis mein Streit mit meinem Vetter, dem Markgrafen Eduard Fortunatus, beigelegt sei. Zugleich bekomme ich Nachricht, daß Eduard Fortunat von seinen Reisen, die er zur Hetze gegen mich unternommen hatte, ohne Erfolg zurückgekehrt ist, daß ich also wieder vor Gift und Hinterhalt und Zauberei auf der Hut sein muß. Doktor Reuber, nehmt Euch der Antwort an Seine Majestät den Kaiser an! Es scheint, daß man in der kaiserlichen Kanzlei die Rechtslage noch nicht verstanden hat — oder nicht verstehen will: laßts Euch also nicht verdrießen, die Sache noch einmal ab ovo zu beginnen. Erinnert an den Teilungsvertrag der beiden Markgrafschaften von 1535, in welchem festgesetzt ward, daß im Verschuldungsfalle des einen Teils der andere Teil Mitschuldner sein müsse und dafür das Recht habe, den verschuldeten Teil zu besetzen und bis zur Entschädigung in Pfand zu halten, eben damit das Gesamthaus keinen Gebietsschaden erleide. Betont mit allem Nachdruck, daß dieser Fall eintrat, als Markgraf Eduard Fortunatus von Baden-Baden sein Land so verwirtschaftet und überschuldet hatte, daß die Fugger im Begriff waren, ihre Hand darauf zu legen, daß es also nicht nur mein Recht, sondern meine unvermeidliche Pflicht war, die obere Markgrafschaft zu besetzen und mir als Administrator huldigen zu lassen. Der Kugel, dem Gift und der Zauberei des Eduard Fortunat bin ich bisher leidlich

entgangen" — er stampfte zornig mit den durch des Vetters Zauberkünste halbgelähmten Beinen —, dann fuhr er fort: „ich hoffe auch dem Mißverständnisse und dem katholischen Übelwollen des Kaisers mit Gottes Hilfe zu trotzen." Er schlug einen kurzen Fausthieb auf den Tisch, fuhr empor und stand einen Augenblick mit zorngerötetem Antlitz in die Ferne schauend da; dann setzte er sich, mit der Hand zur Begütigung durch die Luft fahrend, und sprach ruhig: „Schreibt rechtsbewußt, gelassen, unnachgiebig!"

Er reichte dem Rate Jost Reuber das kaiserliche Schreiben und suchte wieder in seinen Papieren, hob aber, als habe er etwas versäumt, noch einmal den Kopf und fragte, in die Runde blickend:

„Oder — ist einer der Herren Räte anderer Meinung?"

Da er nur Zustimmung fand, so ließ er den Blick zu den Briefen und Akten zurückkehren. Da war ein zweites Schreiben aus der kaiserlichen Kanzlei, das ihm aufs neue befahl, die Töchter seines verstorbenen Bruders Jacob den katholischen Vormündern zu übergeben, und das ihm im Weigerungsfalle mit der Reichsacht drohte. Er war keineswegs geneigt, die beiden Mädchen, von denen er besonders das jüngere zärtlich liebte, wieder von sich zu lassen, nicht einmal zu ihrer eigenen Mutter, die in zweiter Ehe mit dem Grafen

von Hohenzollern vermählt war; nachdem er sich aber vorhin gegen den kleinen Liebling hatte hinreißen lassen, machte ihm jetzt der Gedanke, rücksichtslos über sie bestimmen zu sollen, nicht geringes Unbehagen; er beauftragte drum nur mit kurzen Worten die Räte, die Sache bis zur nächsten Sitzung in Erwägung zu ziehen und auf Wege zur Umgehung des Befehles zu sinnen.

Dann griff er nach dem Berichte des Pforzheimer Obervogts Johann von Münster und der dabeiliegenden Beschwerde des Superintendenten Ungerer. Langsam blätternd überflog er noch einmal die Seiten, warf den Räten nur das Wort: „Pforzheim!" hin, fügte auffahrend hinzu: „Jetzt krieg ich sie, die Hartschädel!" und ging einige Male hinter seinem Stuhle hin und her. Dann setzte er sich wieder, blickte die Versammelten an und fragte:

„Hat vielleicht jemand eigene Nachricht über die Pforzheimer Begebenheit erhalten?"

Der und jener hatte das und jenes erzählen hören, der Geheimrat von Storschedel aber sprach:

„Meine Schwester Menzingen, die sich zur Zeit in Pforzheim aufhält, hat mir von dem Vorfall am Sonntag geschrieben und zwar ungefähr dasselbe, was der Superintendent schreibt."

Der Markgraf runzelte die Stirn. Freiherr von Storschedel setzte hinzu:

„Der Brief steht zu Ew. Fürstl. Gnaden Verfügung.“

Der Markgraf erwiderte ablehnend:

„Ich danke. Wenn er nichts anderes sagt als der des Superintendenten, so ist er entbehrlich.“

„Er schien mir das Gewicht der Beschwerde des Superintendenten zu verdoppeln,“ versetzte der Geheimrat.

„Mir nicht!“ entgegnete der Fürst nachdrücklich und starrte in die Luft.

Empört blickte von Storschedel seinen Herrn an und schien nach einem scharfen Wort zu suchen, sprach aber nicht, biß auf seine Lippen und setzte sich mit zögernder, zäher Langsamkeit.

„Hauptmann Gößlin!“ rief der Markgraf, sich nach ihm umschauend, fragte: „Wo ist denn der Hauptmann?“, ergriff, ohne die Antwort abzuwarten, die vor ihm stehende Messingglocke, schüttelte sie heftig und wartete stirnrunzelnd, bis der Diener zur Tür hereintrat und sich des Befehls gewärtig hinstellte.

„Hauptmann Gößlin!“ befahl der Fürst und blieb, als der Diener wieder abgetreten war, nachdenklich still. Er dachte an Jacobea, an den Widerstand, den er wie in Pforzheim so auch bei ihr traf, und der Gedanke, daß Gößlin wohl bei ihr geblieben sei, um sie zu beruhigen, erregte seinen Trotz. Gewiß, der Zornesausbruch war überflüssig, aber sein Wille und Ziel

war gut! Aberglauben und Irrtum auszurotten, die kristallene Durchsichtigkeit der göttlichen Wahrheit den Menschen zu zeigen, zu schenken, aufzuzwingen, das war seine Pflicht! Weiß dieses Kind, was ihm frommt? Weiß es der Wollenweber und Flößer, der kaum am Sonntag eine Stunde lang an seiner Seele Heil denkt?

Hauptmann Gößlin trat ein und mit leichtem Schritt auf den Markgrafen zu, neigte seine hohe Gestalt und murmelte:

„Ew. Fürstl. Gnaden befehlen" —

Ernst Friedrich sah ihm prüfend in die lebenslang vertrauten Augen und konnte nichts als die gewohnte ernste Ruhe finden; nur zuletzt zogen sich die Brauen zusammen, um ein aufstrahlendes Lächeln zu verdecken. Der Markgraf empfand den freundschaftlichen Grund des Lächelns, unwillkürlich lächelte er mit und sprach:

„Ich danke." Dann wies er mit der Hand nach Gößlins Stuhl und fuhr, als jener Platz genommen hatte, fort:

„Hast du besondere Nachrichten über den Vorfall in der Pforzheimer Kirche?"

„Ich habe all die Übertreibungen gehört, die durch die Gassen laufen und in den Weinstuben zum Überdruß wiederholt werden: daß der Obervogt in der Kirche verprügelt worden sei, daß er den Superintendenten von der Kanzel weg verhaftet habe, und

was des Unsinns mehr ist. Zuverlässiger Bericht aber sagt mir nur dasselbe, was der Obervogt selbst meldet, daß nämlich Herr von Münster mit bedauerlichem Miß- oder Ungeschick seine guten Karten verspielt habe."

„Seine — guten Karten — verspielt?" wiederholte Ernst Friedrich und setzte mit schwerem Kopfnicken hinzu: „Mhm! Die Dinge lägen demnach so, daß Wir nicht umhin könnten, Unserm Obervogt Unsere Mißbilligung auszusprechen!"

Hauptmann Gößlin verbeugte sich mit regungsloser Miene, unter den Räten war eine kleine Bewegung, Räuspern und Murmeln der Überraschung.

„Und mit Superintendent Ungerer — was machen Wir mit dem?"

„Nachdem der Superintendent," begann Gößlin, „zwar den ersten Anstoß gegeben, dann aber eine würdige und friedfertige Haltung zu wahren und größeres Ärgernis zu verhindern wußte" —

„— könnten Wir ihm Unsere Anerkennung nicht versagen, meinst du?"

„— würde es vielleicht genügen, ihn in den Tadel gegen den Obervogt einzuschließen, meinte ich. Ew. Fürstl. Gnaden Vorschlag scheint mir allerdings bedeutend feiner zu sein."

„Also," sprach der Fürst mit ungeduldigen Blicken,

„eine Komödie, einen Kirmesspaß möchtest du daraus gemacht haben!“

„Ich könnte mir keine weisere Erledigung denken,“ entgegnete der Hauptmann mit unbefangener Miene.

„Du friedlicher Krieger, du!“ rief der Markgraf und lachte ihn mit überlegen blitzenden Augen an. „Verzeih, ich bin anderer Meinung!“

Gößlin lächelte bescheiden und setzte sich bequemer in den Stuhl zurück.

„Rat Tischelin, dürfen wir Euere Ansicht hören?“ fragte der Fürst.

Tischelin erhob sich, riß die runden Augen auf, zwischen denen eine Gurkennase herabhing, wiegte sich befangen vor und zurück, so daß sein rundes Bäuchlein von der Tischkante jeweils eingedrückt wurde und sich dann wieder rund spannte, und mit unsicheren Seitenblicken sprach er:

„Die Pforzheimer haben bisher getan, als gelte Ew. Fürstl. Gnaden Religionserlaß nicht für sie. In väterlicher Geduld haben Ew. Fürstl. Gnaden immer noch Nachsicht zu üben geruht. Nun hat der Superintendent Ungerer mit teuflischem Undanke gelohnt, indem er das Bekenntnis Ew. Fürstl. Gnaden dem Spotte preisgab. Ich würde glauben, mich eines ähnlichen Undanks schuldig zu machen, wenn ich Ew. Fürstl. Gnaden riete, in der von der eigensinnigen Stadt verschmähten Geduld und Güte zu verharren.“

Er schielte mit seinen Kugelaugen rechts und links über die lange Nase hinweg, ließ sein Bäuchlein noch einmal von der Tischkante zurückprallen und setzte sich.

Die meisten Häupter bewegten sich zu gewichtigem Nicken des Einverständnisses.

„Ja," fing der Markgraf leichthin an, „die Sache liegt ja sehr einfach. Ein Pfarrer, der die landesherrlichen Verfügungen mißachtet, der sogar hetzt gegen den Willen des Landesvaters, ist unbrauchbar: Superintendent Ungerer ist abgesetzt! Wen setzen wir an seine Stelle, welchen unserer getreuen reformierten Diener?" Mit dieser Frage wandte er sich an die Räte Paul und Reuber.

Doktor Jost Reuber erhob sich, ein zierlicher Gelehrter, neigte sein feines, bartloses Gesicht auf die Seite, ließ die Augen versonnen stehen, hob den hageren Finger der rechten Hand, ganz als lauschte er auf einen fernen Laut, und sprach zögernd mit kindlich pfiffigem Lächeln:

„Ja — das ist die Frage! Wen tun wir da hin? Das erfordert reifliches Nachdenken! — — Ich — denke, es eilt gar nicht damit." Er blickte sehr vergnügt um sich. „Die Pforzheimer — die sind ein trotziges Volk! — Quadratschädel, wie Ew. Fürstl. Gnaden zu sagen beliebte! Wenn wir ihnen gleich einen reformierten Superintendenten schicken, — wer weiß, wie sie ihm aufspielen! Darum ist mein Rat,

..ssen wir sie erst weich werden! Lassen wir sie ohne Seelsorger! Lassen wir sie fühlen, was Unduldsamkeit heißt! Wir lassen sie Hunger und Durst kriegen nach dem Segen des göttlichen Wortes, daß sie in sich gehen! Ja — wir setzen nicht nur den Superintendenten ab," er schaute verschmitzt im Kreise herum, nickte und zwinkerte triumphierend, „wir ziehen sie allesamt ein, auch den Pfarrer in der Altenstadt und den Helfer und den Spital!" Er schaute tiefbetroffen nach allen Seiten, nickte traurig und sprach: „Dann gut Nacht um sechse! — — — Nach zwei Wochen, nach drei Wochen schicken wir sorgsam ausgewählte reformierte Geistliche zum Ersatz und wir können gewiß sein, daß die Pforzheimer für die neue Seelsorge — — dankbar sein werden." Er prüfte offen die Mienen der anderen Räte und wandte sich dann zum Markgrafen mit den Worten: „Ich hoffe, daß Ew. Fürstl. Gnaden an diesem Vorschlag etwas Brauchbares finden."

„Hm", machte der Fürst und sah überlegend vor sich hin. „Nicht übel! Nicht übel! Es hat was für sich! Vielleicht vermeiden wir so jeden weiteren Widerstand. — Seid klug wie die Schlangen! Ja! Gut! So wird's gemacht! Morgen früh geht die Suspendierung der Geistlichen nach Pforzheim. Alles andere bitte ich vorzubereiten."

Geheimrat von Storschedel erhob sich. Er war

blaß, seine hellen flachliegenden Augen zuckten über die gegenübersitzenden Räte hin und her, dann senkte er stirnrunzelnd den Kopf und schloß die Augen; endlich wandte er sich mit einer Verbeugung an seinen Fürsten und sprach mit eintöniger Stimme:

„Es trifft sich, daß mit dem Angriff auf das Religionsbekenntnis der Stadt Pforzheim ich als Angehöriger der Stadt wie als Bekenner des lutherischen Glaubens mitbedroht werde. Auch nur den Anteil eines überstimmten Ratsmitgliedes an den Plänen und Entschlüssen gegen Pforzheim zu haben, ist mir so unerträglich wie der Gedanke, mit gegnerischen Wünschen im Rate Ew. Fürstl. Gnaden zu sitzen: geruhen Ew. Fürstl. Gnaden mich meines Amtes als Landhofmeister und Geheimrat zu entlasten."

Der Markgraf blickte unter zusammengeschobenen Brauen finster auf den Redenden hin, während seine blasse Linke seinen roten Kinnbart zwirbelte; dann richtete er sich auf, ließ die Linke hart auf den Tisch fallen, stemmte die Rechte in die Seite und sprach kühl:

„Freiherr von Storschedel, wer nicht für mich ist, der ist wider mich! Ich muß Euer Gesuch genehmigen."

Storschedel trat vor den Fürsten hin, verbeugte sich tief und verließ den Saal.

Ernst Friedrich sah eine Weile nachdenklich über die Schulter zum Fenster hinaus, über den noch jungen Schloßpark, über Felder und Wiesen hinweg zum Turmberg, dessen gestreckte, rebenbepflanzte Pyramide voll Sonne lag und dessen Wartturm in einen flimmerndblauen, heißen Himmel auftrotzte —, dann als des Weggegangenen Schritte verklungen waren, hob er ein wenig die Hand gegen die Räte und sagte:

„Ich danke den Herren."

Alle verließen tiefgrüßend das Zimmer, nur Gößlin blieb wie bisher scheinbar teilnahmlos sitzen.

„Nun?" fragte der Fürst, als sie allein waren, „willst du mir auch den Strohsack vor die Tür werfen wie der Storschedel?"

„Ich denke nicht daran."

„Du bist doch nicht weniger Lutheraner und Pforzheimer als er!"

„Mein Luthertum leidet hier keine Not, und meiner Heimat kann ich jedenfalls mehr nützen, wenn ich hier bleibe und versuche, den Herrn Reuber und Commali und Peblitz gelegentlich einen Prügel durch die Räder zu schieben, — am meisten freilich glaube ich damit dir zu nützen."

„Ja", brummte der Markgraf, „du bist wieder einmal anderer Ansicht!" Er zuckte mit den Achseln und sah über die Schulter zum Fenster hinaus. Von der Aussicht gefesselt, rückte er plötzlich den Sessel herum,

lehnte sich bequem zurück und sagte mit abwägenden Blicken:

„Da haben wir einen Fehler gemacht! Wenn das so weiter wächst, werden wir vom Turmberg bald nichts mehr sehen. Die Parkbäume, die rechts an die Allee stoßen, in zehn Jahren verdecken die uns den halben Bergzug. Das darf nicht sein!“

Er sprang auf und trat zum Fenster, wohin ihm Gößlin folgte.

„Die Anlage,“ sprach dieser, „ist eben vom weißen Saal aus berechnet! Von dort läuft die Allee aus.“

„Ich kann doch nicht immer in den weißen Saal, wenn ich den Turmberg sehen will! Und wenn wir im weißen Saal sind, dann gucken wir nicht nach dem Turmberg! Wir müssen das ändern, sonst haben wir eines Tages nichts als Bäume vor der Nase! Ohne diesen Höhenzug — — kann ich gar nicht sein.“ Er blickte gespannt hinaus und versuchte, sich aus dem Vorhandenen das Bild des Gewünschten aufzubauen.

„Es wird nichts übrig bleiben, als die Allee zu verbreitern,“ meinte der Hauptmann.

„Ja — aber dazu ist der Park nicht tief genug. Und das Belvedere am Ende der Allee stimmt dann auch nicht mehr! — — Ich muß mit dem Gärtner und dem Architekten reden!“

Zögernd wandte sich Ernst Friedrich, durchmaß mit langsamen Schritten das Gemach, überstrich mit un=

willkürlich prüfendem Blick das dunkle Getäfel und den breiten Turm des blau und gelb gemalten Kachelofens, durchschritt das Vorzimmer, wo der Lakai die Flurtür aufriß; hier aber drehte er sich nach Gößlin um, legte seine linke Hand in dessen Arm und trat mit ihm hinaus.

Fast am andern Ende des Ganges zog Jacobea mit ihrem rollenden Wägelein dahin, und die beiden sahen ihr schweigend zu, bis sie um die Ecke verschwand.

„Ja, ja," fing der Markgraf an, „ich weiß wohl, ich kann dir's nicht mehr recht machen."

„Umgekehrt" —

„Zwar in der Sache mit Eduard Fortunat gibst du mir ja recht; aber in den Religionssachen willst du nun einmal nicht einsehen, daß ich recht habe."

„Ich will schon. Ich kann nicht."

„Willst nicht! Meinst du, es tue mir nicht weh, wenn ich das Kind da vorne in seinem Glauben beunruhige? Aber es handelt sich eben um mehr als das Kind! Mein Großvater Ernst und mein Großoheim Bernhard von Baden war evangelisch, ebenso dessen Sohn Philibert; als er starb, da nahmen die katholischen Vormünder den Knaben weg und erzogen ihn katholisch und machten auch das Land wieder katholisch, und kein Kaiser hat sich darum gekümmert und Einsprache erhoben. Im Gegenteil, das ging ihm

in den Sack! Drum haben wir in unsern badischen Stammländern verschiedene Religion. Und wie wenn's an zwei Markgrafschaften nicht schon zu viel wäre, haben, als mein Vater zu früh starb, unsere Vormünder die eine Markgrafschaft gegen des Vaters Bestimmung wieder unter uns drei geteilt — also vier Markgrafschaften statt einer! Und richtig, Bruder Jakob geht her und wird katholisch und zwingt seinen Hochberger Teil auch dazu. Nun, Gott hat ihn ja abgerufen, ehe er es durchsetzte wider das Recht; kein Kaiser hätte ihn daran gehindert! Ja, warum soll denn gerade ich zurückhaltend und nachgiebig sein? — Für das willkürliche Recht des Kaisers werd ich jederzeit die üblichen Kanzleiphrasen bereit haben, aber soweit mein bißchen Macht reicht, soweit setz ich sie durch. Nachgeben werd ich erst, wann ich muß. Baden hab ich jetzt!" Er streckte den rechten Arm aus, hielt die Hand weit offen vor sich hin und schloß sie langsam mit festem Druck. „Eduard Fortunat und seine Bankerte kommen mir nicht mehr hinein! So fällt, wenn ich kinderlos bleibe, die ganze Markgrafschaft wieder zusammen an meinen Bruder. Siehst du nicht Gottes Willen und Plan darin, daß mein Bruder Jakob so früh und sein nachgeborenes Söhnchen alsbald wieder starb; ebenso darin, daß Eduard Fortunatus seine Markgrafschaft verschuldete, so daß ich nach dem alten Vertrag sie antreten mußte, und darin, daß er keine

ebenbürtige Ehe geschlossen hat, seine Kinder also keinen Anspruch haben? daß sich so alles in meinen Händen sammelt? — ja, auch darin, daß ich ohne Kinder bleibe und nach meinem Tode mein Bruder oder sein Sohn wieder den ganzen Besitz vereinigen muß? Kannst du diesen Weg und Zwang des göttlichen Willens verkennen? Verstehst du nicht, daß ich, der ich von dieser Notwendigkeit und Bestimmung durchdrungen und ausgefüllt bin wie vom Blute meiner Adern, daß ich mich nicht mit zarten Bedenken und Rücksichten beunruhigen lassen mag?"

Sie waren im Gespräche umgekehrt und wieder umgekehrt und hielten nun vor einer Tür.

„Das begreife ich," erwiderte Gößlin. „Nur verstehe ich nicht, wie du dann selbst noch ein drittes Bekenntnis ins Land bringen magst! Wenn wir Evangelischen uns spalten und miteinander händeln, dann werden die Päpstlichen bald wieder die Hand in unserer Tasche haben!"

Der Markgraf schüttelte schon während Leuprants Worten den Kopf und sprach nun lächelnd:

„Ein drittes Bekenntnis? Glaube mir, es wird das einzige sein! Wir werden euch alle mitreißen. Du nimmst mir jetzt übel, daß ich die Pforzheimer zwingen will" — er schlug sich mit den gespreizten weißen Händen auf die breite Brust — „hat's mich denn nicht auch gezwungen?"

Die Tür, vor der sie sprachen, wurde weit aufgetan, und eine hochgewachsene, kostbar gekleidete Frau ward innerhalb sichtbar, ein weicher Hals, ein weißes Gesicht, ein roter Mund, der an eine große Wunde gemahnte, graue, sehnsüchtige Augen. Sie lächelte den Markgrafen an, öffnete dabei den großen roten Mund, daß die starken Zähne leuchteten, und streckte ihm eine schmale, den runden Arm fast zu zierlich fortsetzende Hand entgegen.

Als wäre er in einen Hinterhalt geraten und in ein Netz, das keine Bewegung mehr zuließ, so starrte der Fürst aus seinen Gedanken heraus das weiße Gesicht an, gab sich dem zehrenden Blicke der schönen Augen hin, genoß wie einen Traumtrank den schmerzlichen Ausdruck, der beim Lächeln den etwas tierischen Reiz des Mundes und der Zähne rührend beseelte, trat hin und küßte die Hand, während Leuprant sich tief verbeugte. Dann drehte sich der Markgraf zu dem Freunde zurück und sagte stirnrunzelnd und mit Mühe zum Thema zurückfindend:

„Die Pforzheimer — die — die sollen wollen, dann müssen sie nicht!“ und war schon wieder, wie der Eisenspan vom Magnet in Besitz genommen wird, an der Seite seiner schönen Gemahlin.

Diese erwiderte den ehrfürchtigen Gruß des Hauptmanns Gößlin mit einem freigebigen Blick ihrer glänzenden Augen, ergriff den Arm ihres Gatten und

schmiegte sich an ihn, während ihre freie Hand geschwind noch dem türschließenden Pagen in die dunklen Locken fuhr, daß er den Schmerz kaum verbeißen konnte und die Luft laut durch die Zähne einsog.

Fünftes Kapitel

Der Apotheker Michael Grieninger, seine Mutter und seine Braut Pela waren in dem steinernen Gartenhäuschen des großen Gartens im Schlappergäßlein vor dem Brötzinger Tor. Sie saßen bei offener Tür in dem dunklen kühlen Erdgeschoß, das einem Keller glich, zur Aufbewahrung der Geräte, zur vorläufigen Aufschüttung der Früchte und Kräuter und zu allerlei Arbeiten diente, auch einen Kochherd und die Treppe zu dem darübergelegenen luftigen und sonnigen Gartensälchen enthielt. Auf dem Boden standen Körbe und Körbchen voller Äpfel, Birnen und Himbeeren, auf dem Tisch ein steinerner Mostkrug, ein paar Holzbecher, ein irdener Teller mit einem Brotrest und ein zweiter mit Birnenstielen, Pflaumensteinen und Apfelbutzen.

Die drei saßen ausruhsam zurückgelehnt da, die Frauen in hellen Waschkleidern, mit gelüfteten Hälsen, der Mann in Hemdsärmeln. Ihre Gesichter waren immer noch gerötet von der Arbeit in der Sonne, und das Blau und Grau ihrer Augen leuchtete noch einmal so stark; sie blickten aus dem kühlen Schatten durch das weite Tor hinaus auf die sonnigen Beete, in das Farbenspiel der Blumenrabatten, in die fruchtbeladenen Bäume, die so still standen, daß die Glanzlichter der Blätter wie Brennspiegel aus dem dunkelgrünen Laub

herausstachen; sie plauderten über die Ernte, über das Einkochen und Aufbewahren der Früchte und horchten manchmal still auf den Kinderlärm in den Nachbargärten.

„Die haben gut vergnügt sein!" murmelte der Apotheker lächelnd.

Pela nickte und horchte, mit träumenden Augen.

Die Mutter aber, die Michels Lächeln empfand, fragte: „Wieso?"

„O," erwiderte er, „weil sie halt schon da sind! — weil ihre Eltern aufgeboten und getraut, und sie selber getauft und in Genuß aller ihrem Alter entsprechenden Heilswahrheiten gesetzt sind, eh es dem Markgrafen oder seinen Räten einfiel, uns den christlichen Brotkorb hochzuhängen."

„Aber, aber!" mahnte Pela, „du sollst nicht über ernste Dinge spöttisch reden!"

„Ich werde bei nächster Gelegenheit über spöttliche Dinge ernst reden, dann gleicht sich's aus. Übrigens rede ich ernst: drei Wochen schon schmachten und bangen wir nach geistlichem Beistand! Seit drei Wochen keine Predigt, kein Aufgebot, keine Trauung, keine Taufe, kein Begräbnis! Die ältesten Kopfwackler hüten sich, zu sterben, der Doktor Müller wagt kein kräftiges Tränklein mehr zu verschreiben, aus Angst, er brächte einen ohne Segen ins Grab!"

„Es sind genug gestorben!" warf Pela mit ver-

weisendem Stirnrunzeln ein. „Der alte Lötterlein, der Hans Frauenpreis“.

„Ja, diese gottlosen Schwartenhälse,“ rief Michel schmunzelnd, „die haben natürlich die Gelegenheit benutzt und sich gedrückt! Die haben schon immer gesungen:

‚Viel lieber ist mir das Pumperleinpum
als aller Pfaffen Gebrumm!‘

Aber all die andern, jung und alt, groß und klein, der ganze Käs'! — Nun der Rat Sigwart wird's ja triumphierend nach der Karlsburg vermelden, daß die Stadt wie Hagars Sohn in der Wüste verschmachtend auf dem Bauche liegt und mit der Zunge im Sand wühlt! Und ich wollte ja zu dem ganzen Elend noch gar nichts sagen, wenn es nicht mir selbst an den Bindriemen ginge! Ist das eine Art, daß ein ordnungsliebender Bürger wie ich nicht ordnungsgemäß heiraten kann! Morgen müßten wir aufgeboten werden.“

„Es geschieht dir ganz recht!“ versetzte Pela mit krampfhaftem Kopfnicken und Stirnrunzeln. „Du gehörst auch zu denen, die nicht wollen. Spür du nur, wie es tut! Wenn der ehrbare Rat Rat annähme, hätten wir längst wieder Pfarrer. Warum wollt ihr nicht reformierte? Sie sind so gut wie die lutherischen.“

„Weil wir halt nicht wollen! Wenn wir wollten,

so hätten wir nicht auf den Wunsch des Herrn Markgrafen und des Herrn von Münster gewartet!"

„Ihr werdet sie jetzt doch nehmen müssen!" erwiderte Pela hartnäckig. „Die Leute halten es nicht mehr lange so aus, die brauchen eine Kirche und einen Pfarrer: sonst wäre nicht gestern die ganze Stadt auf den Kirchhof gelaufen, wo der Advokat Ebertz sein Kind beerdigt und am Grab gesprochen hat. Wenn sie schon so weit sind, daß sie das für eine Predigt nehmen, dann werden sie Gott sei Dank sagen, wenn ein reformierter Prediger kommt!"

„Holla, holla!" sagte Michel.

„Warum warst du nicht auch auf dem Kirchhof, Pele?" fragte die alte Frau, die bisher stillvergnügt zugehört hatte. „Es war sehr schön. Kein Pfarrer hätte es besser machen können."

„Nein!" lehnte Pela die Zumutung kurz ab. „Ebertz, der ist auch so ein Hetzer!"

„Kein Hetzer!" entgegnete ruhig die alte Frau. „Er ist gut lutherisch und will sich zu nichts anderm zwingen lassen. Das ist recht. Er hat auch ganz ruhig über das Kind gesprochen, das nur acht Tage gelebt und von seinem Vater die Nottaufe bekommen hat und nun auch von ihm beerdigt worden ist. Er hat die Leute durchaus nicht aufgereizt, sondern beruhigt und auf ihren Glauben verwiesen. Er hat ihnen gesagt, daß diese Zeit eine Probe ihres Gottvertrauens

und ihrer christlichen Nächstenliebe sei, und daß sie die Probe nur durch Friedfertigkeit und Standhaftigkeit bestehen könnten. Viel Leute baten ihn nachher, er möchte doch öfter Gelegenheit finden, zu ihnen zu sprechen."

„Wie wär's, Pele," fragte Michel mit unterdrücktem Lächeln, „wie wär's, wenn wir uns von Doktor Ebertz die Nottrauung geben ließen?"

Das Mädchen hätte gerne gelacht, war aber durch den Widerspruch der andern gereizt und verletzt, sie wollte nicht mehr mitmachen, erhob sich mit unbewegter Miene, sagte mit sanft zurückweisender Stimme:

„Nein!" und nahm den Teller mit dem Abfall, um ihn zu leeren.

Michel trat zu ihr, legte die Hand auf ihren Arm und sagte:

„Schatz, versteh mich auch recht! Wir geben natürlich, sobald deine reformierten Prädikanten da sind, unsere Nottrauung bei ihnen in Reparatur!"

Nun mußte sie doch lachen und rief:

„Und so einen Taugenichts soll ich heiraten!"

„Ja, das mußt du!" sagte er und sah ihr ernst in die Augen. „Unbedingt! Du kannst ein gutes Werk an ihm tun!"

Sein ernster Ton tat ihr wohl, sie nickte ihm mit warmen Blicken zu und sprach lächelnd: „Darum ist mir's auch zu tun! nur darum!"

Sie ergriff seine Hand und zog ihn mit hinaus. Er raffte mit der freien Hand eine Gießkanne auf und wandelte mit Pela den Mittelweg hinab zum Mühlkanal, der die untere Gartenmauer bespülte. Durch eine Lücke in der Mauer führten acht bis zehn Stufen hinab ins Wasser. Unwillkürlich setzten beide zugleich, Pela rechts ihren Teller, Michel links seine Gießkanne auf der Treppenwange ab und stiegen hinunter, bis sie auf der Stufe standen, die nur selten durch einen stärkeren Schwall erreicht und eben noch feucht gehalten wurde. Sie neigten sich vor und blickten den Bach hinauf, bis wo er sich rauschend durch das Gatter der Stadtmauer hereindrängte, und hinab, bis er sich auf dem Weg zur Zwingelmühle unter der Vorstadtbrücke verlor. Sie schauten über die Gärten und Zimmerplätze des gegenüberliegenden Ufers auf den Wehrgang der Stadtmauer und auf die darüberragende Waldhöhe, die, von der niedergleitenden Sonne überstrahlt, in hellblauem Dunste stand. Sie netzten die Spitzen ihrer Stiefel in dem klaren Wasser, das über unzählige bunte Scherben dahineilte.

Michel drückte auf Pelas Arm und sprach:

„Komm, setzen wir uns!“ und sie setzten sich.

Und als sie sich rechts und links von Mauern, hinten von den Stufen und vorn vom Wasser eingeengt wie in einem heimlichen Kämmerlein fanden, da legte der Ratsherr Grieninger den Arm um Pela

und zog sie an sich und küßte sie. Dann blickte er sich um, ob auch nicht die Mutter zusähe, und stand auf, ob sie auch nicht den Weg herkäme, und neigte sich vor und forschte nach rechts und links, ob niemand jenseits des Baches nahe, dann setzte er sich wieder zu ihr, zog sie an sich und schaute ihr ins Gesicht. Und wie ein jedes in den Zügen des andern die Spuren davon sah, daß die Jugendblüte dahin sei, da ward es wehmütig gerührt und nun auch des eigenen Alters bewußt, und im Gefühle von Verlust und Schuld, in Bangen nach Trost und Vergütung umarmten und küßten sie sich mit schmerzlicher Innigkeit, hingegeben und dankbar.

Dann streckte er wieder den Kopf vor und in die Höhe und lugte nach der Sicherheit aus, und Pela sprach, seine Hand drückend:

„Wir sind rechte Kindsköpfe!"

„Man muß alles nachholen!" erwiderte er, „das Leben schenkt einem nichts."

„Nun — diese Pflicht läßt sich ertragen," meinte sie.

Sie sprachen und erzählten sich allerlei Kleinigkeiten, die ihrem Herzen so wichtig waren, daß sie vor der Mutter nicht davon reden konnten, und wurden endlich doch durch die langsam nahenden Schritte der alten Frau aufgeschreckt. Sie blieben Hand in Hand sitzen und blickten nur beide, einander zugewandt, nach ihr

um, so daß die Sonne, zwischen ihnen durchscheinend, ihre Wangen beleuchtete und ihr Haar durchgleißte.

„Nun —“ sagte die Mutter, „ihr habt es schön hier!“

„Ja, Mutter,“ erwiderte Michel, „wir habens wirklich schön hier. Kein Wunder, daß wir alles liegen und stehen lassen und vergessen!“

Sie standen auf, Pela leerte ihre Abfallteller auf den Haufen, Michel füllte seine Kanne und ging zu seinen Beeten. Und während er noch vielmal zum Wasser wieder zurücklief, richtete das Mädchen mit hausfraulicher Freude, was sie an Obst und Gemüse mit nach Hause tragen wollte, in den Hängkorb. Damit fertig und zufrieden, sah sie sich nach der künftigen Schwiegermutter um und fand sie an den Rabatten hingehend und einen Blumenstrauß bindend. Sie empfand eine kleine Eifersucht, es kränkte sie, daß sie damit nicht zuvorgekommen sei; aber gleich war sie wieder gestimmt, als die alte Frau sagte:

„Sieh, wie gut es mir geht! Nun hab ich doch wieder eine Tochter, die mir das Geschäft abnimmt, und ich kann Blumen pflücken.“

Der Apotheker war bald auch mit Gießen fertig, er zog sich an und trat zu den Frauen:

„Können wir gehen? Es ist Samstag, und da gibt es immer noch zu tun vor Feierabend. Wenn der Jakob den Hof und die Gasse gefegt hat, kann er

noch mit dem Karren heraus und die vollen Körbe holen."

Die Frauen nahmen jede ihren Hängkorb, und Michel schloß das Gartenhaus ab. Sie durchquerten den Garten und traten durch das Mauerpförtlein hinaus auf die Schlappergasse, die vom Bach herauf von Gärten eingefaßt war und nur am oberen Ende einige Gebäude zeigte. Langsam schritten sie im Schatten der Mauern hinauf gegen die Häuser der Vorstadt.

Da erschienen auf der Vorstadtstraße von links nach rechts ziehend, mit kurzklappenden, tänzelnden Schritten zwei schneeweiße vornehmgeschirrte Wagenpferde und hinter ihnen noch zwei ebenso weiße, ebenso geschirrte, ebenso tänzelnde und trappelnde Pferde und dahinter ein großer markgräflicher Reisewagen und darin drei schwarzgekleidete Herren mit Spitzbärten und auf dem bevorzugten Platz ein vornehm gekleideter Mann mit gezwungen ernster Miene. Der Apotheker und die Frauen blieben noch in der Schlappergasse stehen und sahen zu, wie das Gefährt im schrägliegenden Schatten des linken Eckhauses klarfarbig und heiter vorbeistolzierte.

„Aha!" brummte der Apotheker und spähte unter den herabgedrückten Brauen nach den Gesichtern der Insassen.

„Ist das nicht der Herr von Peblitz, der Statthalter?" fragte die Mutter, als der Wagen vorbei war

und nur noch ein bunter Schweif von Weibern und Kindern hinterdreinzottelte.

„Das ist der Statthalter!“ erwiderte der Sohn, „und er bringt der Pele ihre drei ersehnten kalvinischen Prädikanten! — Sie werden zum Grabentor hinausfahren und oben herum ins Schloß.“

„Schöne Pferdchen!“ sprach Pela.

Wie sie aber nach rechts ums Eck biegend den Wagen wieder zu Gesicht bekamen, da fuhr er doch nicht links hinauf zum Grabentor, sondern gradeswegs aufs Brötzinger Tor zu, das die Vorstadt von der Stadt schied. Und aus den drei Zipfeln der Vorstadt rannten die Neugierigen zusammen, sahen und blieben schwatzend stehen oder trottelten des Weiteren gewärtig in gemessener Entfernung hinter dem langsam dahintrappelnden Gefährte drein.

Dieses rollte die Brötzinger Gasse hin, die schon ganz voll Schatten lag und nur noch mit ihren hohen Giebeln in das Sonnenlicht reichte. Die trippelnden und abgleitenden Hufe der vier Rößlein und die über das Pflaster holpernden Räder erfüllten die enge Gasse mit so dröhnendem und schmetterndem Lärm, daß alle, die in den Häusern waren, an die Fenster und unter die Tür kamen. Mancher Bürger wandte sich mit einem derben Worte wieder ab, Weiber und Kinder aber ließen sich die Schaulust nicht verkümmern. Ging es an einem Herrschaftshause vorbei, so lehnte sich der

Statthalter aus dem Wagen und grüßte höflich hinauf, die Grüße der Bürgersleute erwiderte er mit unbeirrbar ernstem Kopfnicken. Plötzlich hielten die Pferde mit einem Ruck und vermehrtem Getrappel an: wo die Scheuerngasse rechts hinabzweigt, hatten sich zwei Stoßkarren ineinander verfahren und sperrten die Bahn, während die Karrenschieber voreinander standen und um die Wette schimpften. Der Wagen des Statthalters hielt gerade, wo links die platzartig breite Zufahrt zum alten Barfüßerkloster hinaufführte und von den besonnten Wipfeln des Barfüßergartens eine Fülle von freundlichem Licht in den Schatten der Brötzinger Gasse herabfluten ließ. Auf dem Rande des großen Laufbrunnens hart neben der Ecke stand mit gespreizten Beinen ein kleiner Flachskopf, die Hand an der Mündung des Brunnenrohrs. Er vergnügte sich damit, seine Spielkameraden zu spritzen, indem er das Brunnenrohr soweit zuhielt, daß nur ein dünner, aber heftiger und leicht lenkbarer Strahl neben dem Finger herausschnellte, da kamen die vier Schimmel mit dem Wagen angetänzelt, und der Bub starrte wie jedermann auf das prächtige Gespann. Gleich aber merkte der Kleine die herrliche Gelegenheit, die gaffenden Kameraden zu überraschen, er drückte wieder den Daumen vor das Brunnenrohr, zielte jedoch falsch, und ein jäher Strahl klatschte dem nächststehenden Schimmel über Kopf und Hals, so daß er aufbäumte,

soweit das Geschirr es zuließ, niederstampfte und wieder aufbäumte und alle andern Pferde scheu machte. Das Büblein war vor Schreck zurückgefahren, von dem glitschigen Brunnenrand geglitten und in dem großen tiefen Brunnenbecken verschwunden. Während der Kutscher zu tun hatte, die Tiere zu beruhigen, und die Karrenschieber vor den scheuenden Pferden endlich geraten fanden, auf weitere Betätigung ihrer Macht über die Verkehrswege zu verzichten, tauchte der Bub aus dem Brunnen wieder auf, strich das Haar aus den Augen, schnob und spuckte, blieb aber dem Hohngebrüll seiner Kameraden zum Trotz im Wasser stehen, legte die Arme auf den Brunnenrand und sah zu, wie der Wagen des Statthalters endlich langsam abzog.

Der Apotheker, seine Mutter und Braut hatten, so gemächlich sie auch wandelten, den weißbespannten Wagen nun doch überholt und gingen vor ihm hin. Manchmal wurden sie angehalten und ein Bürgersmann sagte, mit einem Ruck des Kopfes nach dem Wagen weisend: „Hm, was meinst?"

Mancher andere aber, der den Apotheker nicht für sicher und scharf genug im Glauben hielt, wich ihm aus und schaute beiseit. So kamen sie zum Marktplatz, der sich rechts vom Straßenzug tief und breit hinunterdehnte, während links die steile Straße zum Schloß hinaufbog.

„Will doch sehen, ob sie auch den Schloßberg so hinaufstänzeln!“ sagte der Apotheker und ging, statt gleich rechts hinunter zur Apotheke, vor bis zum oberen Marktbrunnen mit dem Steinbilde des Markgrafen Ernst.

Nein, die Pferde ließen ihren spielenden, geräuschvollen Trab, sie legten sich ins Geschirr, senkten die Köpfe, daß die Mähnen vorfielen, hieben die Schärfen ihrer Hufen hart in den Boden ein und arbeiteten sich mit dem schweren Wagen streng bergan, so daß es eine Lust war, zu sehen, wie an den Schenkeln, an Brust und Hinterbacken die Sehnen, Muskelstränge und Muskelknollen unter dem prallen weißen Fell hurtig hin- und herquollen.

Der Statthalter von Peblitz bog sich währenddem wieder aus dem Wagen und spähte grußbereit nach dem Eckhause, wo die liebliche jungverwitwete Freifrau von Menzingen zu sitzen pflegte: und sie saß auch da im offenen Fenster, aber sie schaute unbeweglich nach der andern Seite. Da runzelte der Statthalter ärgerlich die Brauen, setzte sich in den Wagen zurück und übersah nun seinerseits den Gruß, der ihm von dem weißhaarigen Alt-Peter Gößlin zugedacht war. Dieser alte Herr hatte auf die erste ungenaue Kunde hin befürchtet, sein eigener Sohn, der Hauptmann Leuprant Gößlin, käme mit den Geistlichen angefahren. Übermannt von altem Zorn auf den Hungerleider, der

seinen Herrendienst dem angeerbten Stand und Reichtum vorzog, und in unversöhnlicher Gegnerschaft gegen Kalvinismus und fürstliche Übergriffe, war sein heißes Herz bereit, den sonst geliebten Sohn feindlich zu empfangen. Von Erregung bebend war er an der Ecke des Schloßbergs stehen geblieben und stützte sich mit beiden Händen auf das vorgestemmte Rohr, das er dem Einziehenden zur Absage entgegenzuhalten gedachte. Als dann des Statthalters Name genannt wurde, da atmete der leidenschaftliche Alte befreit auf, und seine Augen leuchteten. Er blieb, er richtete sich auf, er klopfte sich mit den Handschuhen die Stäubchen von Brust und Ärmel der stets tadellosen Gewandung und begrüßte dann die vorbeifahrenden Herren mit spöttischem Lächeln und mit langsam in weitem Bogen geschwungenem Hute. Peblitz beachtete ihn nicht; ein rotbärtiger Geistlicher aber neigte sich aus dem Wagen und blickte prüfend nach dem weißhaarigen, rotköpfigen alten Herrn zurück.

Die Hufe der Pferde hämmerten, der Wagen rollte schwer bergan dem Bogen des unteren Schloßtores zu.

Der Apotheker und die Frauen wandten sich nach dem Markte zurück und grüßten ehrerbietig zu der Frau von Menzingen hinauf, die freundlich dankend der alten Frau zurief:

„Jetzt wird es ernst werden, Frau Grieningern!“

„'s war schon an der Zeit, gnädige Frau! Sie

kommen ja aber mit vier unschuldsweißen Rößlein — und alle vier strümpfig!"

Die Frau im Fenster nickte bedenklich, und die drei unten gingen ihres Weges, während immer noch aufgeregte Leute den Markt herauf an ihnen vorbei und dem Wagen nachliefen. Am Gasthaus zum Adler aber, nur wenige Schritte vor der Apotheke, rief plötzlich eine kräftige Stimme zum Fenster heraus:

„Prost, Grieninger!"

Dieser ließ seine Mutter und Braut vorausgehen und trat an das Fenster zu einem Mann in geistlichem Gewande, der ihm mit schon etwas flackernden Augen zulachte, mit der Rechten das volle Glas anbot und mit der Linken den langen spitzen braunen Bart strich. Der Apotheker tat Bescheid und fragte dann lachend:

„Wo weht denn dich der Teufel her?"

„Bsst!" machte der Geistliche, „Teufel ist Majestätsbeleidigung!"

„So, so!" rief Grieninger. „Da gehörst du auch noch zu den dreien, die eben den Schloßberg hinaufrumpeln?"

„Ich soll sie bloß investieren."

„Und bist so klug, den Festwein gleich vorweg zu trinken —? das hat was für sich!" Er lachte.

„Ein guter Wein hat immer was für sich!" erwiderte der Pfarrer, „und so einen Affenthaler —" er nahm bedächtig saugend einen Schluck und schwenkte

sich richtig den Mund damit, „so einen Affenthaler kriegt man bei uns nicht zu beißen! — Was ist übrigens? Red einmal ein gescheutes Wort, du weißt ja Bescheid: seid ihr mürb? seid ihr in euch gegangen? seid ihr bereit, das reine Wort Gottes anzunehmen?"

„Ob wir mürbe sind — —?" wiederholte der Apotheker nachdenklich blickend, dann setzte er rasch hinzu: „Ob wir mürb sind! rösch! sag ich dir; knusperig! bröselig! Wir schmachten, sag ich dir!" Er nahm ihm nochmals das Glas weg und tat einen Schluck: „Wir haben alle Öl auf der Ampel! und das hochzeitliche Gewand hängt schon für morgen auf der Stuhllehne."

„Nun —" sagte der Geistliche, der dem Ton Grieningers nicht so ganz traute, — „nun, wir werden morgen ja sehen! Freilich, was wollt ihr denn machen, ihr Dickköpfe!"

„Eben!" erwiderte Michel. „Übrigens — vergiß nicht, mich morgen mit Pela Breitschwert aufzubieten! Ich warte schon drei Wochen, daß ihr das Geschäft wieder auftut!"

„Wirklich —?" rief der Pfarrer, blickte ihn gerührt an und schüttelte ihm endlos die Hand. „Freut mich, freut mich, alter Kunde! — Aber hör, das wollen wir morgen abend begießen! Das soll dich teuer zu stehen kommen."

„Also — morgen!“ sagte der Apotheker und verabschiedete sich nun rasch.

Der Superintendent Hoppius blieb sitzen und schaute mit heiteren Augen über den Markt. Die Leute hatten ihre Neugier fürs erste gestillt, trotteten wieder den Platz herab und verteilten sich hurtig in die abführenden Gassen, um die Neuigkeit heimzubringen und möglichst rasch Feierabend zu machen. Diese Aufregung erfreute den Geistlichen, der sich mit als Urheber fühlte, und er ließ sich den Wein noch einmal so gut schmecken. Er war sonst ein überzeugter Kalvinist, jetzt aber gerade nicht in der Stimmung, irgend etwas ohne Not schwer zu nehmen, er empfand die Aufregung der Leute als Bestürztheit und Hilflosigkeit, lächelte darüber in süßem Machtgefühl und dachte: nun, wir wollen es morgen gnädig machen! wir wollen ihnen recht sanft und liebevoll die Köpfe waschen, ihre viereckigen Dickschädel!

Während er aber so, die Hand am Weinglas, vor sich hin sinnierte, entging ihm, daß die drei neuangekommenen Prädikanten würdigen Schrittes schon auf der andern Seite des Marktes abwärts wandelten, und erst kurz, ehe sie in die Ochsengasse einbogen, ward er ihrer noch gewahr. Er fuhr unwillkürlich empor, sie anzurufen, hielt aber wieder ein und brummte:

„Was! Die sollen zu mir kommen!“ Er setzte sich wieder und nahm einen Schluck, um die ärgerliche Aufwallung wegzuschwemmen. Und die Verstimmung

dauerte auch nicht lange. Woher sollten die Amtsbrüder denn wissen, daß er da sei? — Ausgehungert von seiner Reise hatte er an nichts als ein gutes Essen gedacht und dann über dem Affenthaler vollends vergessen, seine Ankunft nach dem Schloß melden zu lassen. Übrigens ganz gut: um so länger war er sein eigener Herr!

Die drei gingen jetzt gewiß ihre Kirchen ansehen, wo sie morgen eingeführt werden und predigen sollten. Natürlich! Aber er hatte das nicht nötig; er hatte schon in allerlei Kirchen geredet, kleinen und großen, in guten, wo es eine Wonne war, sich zu hören, und in vertrackten, wo einem das Wort klanglos vom Munde fiel wie in einen Sack hinein, oder gar von allen Seiten schmetternd zurückkam, daß man schier des Teufels wurde. Er mußte lachen, indem er an allerlei ausgestandene Predigtängste dachte, und stellte sein Glas vergnügt aufpochend auf den Tisch.

Aber daß drei Kollegen in der Nähe waren, mit denen er sich ein wenig ausfreuen und ausschimpfen und auch einmal wieder rechtschaffen fachsimpeln konnte, das ließ ihm doch keine Ruhe. Er trank seinen Wein aus, strich seine Kleider zurecht, warf das Mäntelchen um und überquerte mit würdigen großen Schritten den Markt. Daß ihn niemand grüßte, nahm er weiter nicht krumm, er zog nur manchmal lächelnd den langen, spitzen Bart mit der langsam darüberfahrenden Linken noch länger.

Als er zur Stadtkirche kam, waren die Kollegen von der verschlossenen Kirche und der ebenso verschlossenen Meßnerwohnung wieder abgezogen und der Altstädter Kirche zu weitergegangen. Eben trat der Meßner, der sich versteckt gehalten hatte, zur Kirchentür, versuchte die Klinke und schaute profitlich nickend nach rechts und links: plötzlich noch einen Geistlichen erblickend, wollte er sich sachte wieder verziehen; der Superintendent aber stellte ihn und befahl ihm, der von den andern Herren nichts wissen wollte, die Kirche aufzuschließen.

Mit Kennerblicken musternd umwandelte der Prädikant den Kirchenraum, während der Meßner ihm mißtrauisch auf den Fersen blieb. Als er zum Altar kam, trat er die Stufen hinauf, drehte sich um und ließ den Blick durchs Schiff wandern, als habe er eine Gemeinde vor sich.

„Meßner, geh an das andere Ende!“ gebot er „und sage mir, wie es klingt!“ Der Diener ging zögernd. Dann hub der Superintendent mit mäßiger Stimmkraft langsam an:

„Schaffe in uns, Gott, ein reines Herz —“

„Hm —?“ machte der Meßner und hob ihm mit langgestrecktem Hals das Ohr entgegen.

„Schaffe in uns, Gott, —“ sprach der Superintendent stärker.

„Was soll ich —?“ fragte der Meßner mit dummem Gesicht.

„Schaffe in uns, Gott, ein reines Herz —“ donnerte der Geistliche, daß die Gewölbe dröhnten.

„So — so ist's recht, Herr Pfarrer!“ rief der Meßner und eilte wieder zu ihm hin.

„Nicht so einfach!“ sagte der Prädikant, „gar nicht so einfach! Da will ich's doch auch von der Kanzel versuchen! Aber — es sind gewiß noch Chorröcke in der Sakristei — gib mir mal einen Chorrock von meinem Amtsbruder Ungerer! wir haben bereits eine Größe. Ich will gleich sehen, wie man sich oben bewegen kann; sonst bleibt man unversehens irgendwo mit dem Ärmel hängen, und das ist sehr störend während der Andacht.“

„Ein Chorrock —? Ja, — ein Chorrock ist schon noch da; aber — —“

„Raus damit! Flink! Her!“

„Nein — nein — nein — der Herr Superintendent hat mir ein für allemal hoch und heilig verboten, seinen Chorrock zu verleihen. Das gibt's nicht bei uns — 's ist auch ein lutherischer Chorrock!“

„Zur Probe tät er's schon!“ meinte der Geistliche.

„Ha — 's Mäntele tut's am End auch!“ tröstete der Meßner mit einfältigem Gesicht.

Der Superintendent sah ihn mit seinen Weinaugen mitleidig an und dachte: ist das ein Rindvieh! merkt gar nicht, wie unverschämt er daherschwätzt! und stieg die Kanzeltreppe hinauf. Er stützte die Hände auf die

Brüstung und sah hinab und umher. Es ward ihm ein wenig schwindelig; aber er bezwang's und da ihm vorhin bei der Wiederholung das Gebet doch nicht mehr ganz passend erschienen war, so sprach er jetzt nur:

„An — dächtig — versammelte — Ge — meinde — Freunde — liebenn — Brüder! Hörst du's, Meßner?"

„Ja, Herr Pfarrer!"

Da wies ihn der Superintendent in das gegenüberliegende Seitenschiff und rief wieder:

„An — dächtig — versammelte — Ge — meinde — Freunde — liebenn Brüder! Hosiannah —"

„Anna —" klang es ihm zurück.

„Ist da ein Echo — oder täusch' ich mich?"

„Ja, ja, Herr Pfarrer!"

„Ja — das ist jetzt nett!" sprach er mit kindlichem Vergnügen. „Gehört ja freilich nicht ins Gotteshaus. — Hosiannah —"

„Anna —" klang es wieder.

„Kuckuck —" machte der geistliche Herr, ganz hingenommen von dem Wunder.

„Kuckuck —"

„Hahaha —"

„Hahaha."

„Jetzt langts, Herr Pfarrer!" fiel der Meßner ein. „Sonst ruft Ihr am End noch den Bürgermeister von Wesel —!"

„Meßner, — ich glaub, du bist ein Röhrle! Aber mit dem Echo muß man sich also in acht nehmen, daß nicht auf einmal ein Weibername mitten in die Andacht hineinhagelt!“ Damit stieg er von der Kanzel nieder und sah sich nochmals in der Kirche um. „Ja, da wird auch manches anders werden,“ sagte er zum Meßner, auf die Wände deutend. „Aber die Hauptsache ist die Gemeinde! — die Herzen!“ Er packte den Diener vorn am Rock: „Wie steht's? Seid ihr in euch gegangen? Hat die Prüfung, die geistliche Hungersnot, die Gott über euch verhängt hat, euere Herzen gereinigt und geläutert? — eueren Willen und Glauben gewandelt und neugeschaffen, daß ihr bereit und würdig seid, das reine unverdeutelte Wort, die köstliche Himmelsspeise in all ihrer Herbheit zu genießen —?“

Der Meßner lauschte mit weitoffenem Munde und großen Augen und bat nun, da jener ausgesprochen zu haben schien, zutraulich:

„O, schwätzet noch ein wenig, Herr Pfarrer, Ihr —“

Dieser richtete sich atemholend auf, geschmeichelt und bereit, fortzufahren, da setzte der Meßner noch hinzu:

„— Ihr schmeckt so gut nach Wein.“

Der Superintendent stand starr und blickte in die Unschuldsmiene des frechen Menschen, der nicht mit der Wimper zuckte, und er konnte nicht antworten:

mit würgendem Schmerz empfand er plötzlich seine heitere Trunkenheit, fühlte sich im Unrecht und tief entwürdigt. Ein Stöhnen unter Räuspern verbergend drehte er sich langsam ab, suchte aus seinem Beutelchen eines seiner wenigen Silberstücke, drückte es dem Diener in die Hand und sprach:

„Da, Meßner, du sollst mich nicht um meinen Reiseimbiß beneiden!" Ging dann von einer ehrlichen Traurigkeit gepreßt dem Ausgang zu und verabschiedete sich mit freundlichem Ernst.

Die Lust nach seinen Kollegen war ihm nun vergangen, und unwillkürlich trug ihn sein Schritt wieder zum Markte zurück. Einen Augenblick hielt er hier an und mußte lauschen: denn aus einem offenen Fenster des Amtshauses klang ein kümmerliches Lautenspiel und die gell singende Stimme des Obervogts über den Markt herab. Dann aber bog der Superintendent im Verlangen, allein zu bleiben, in die zur Enz hinabführende Tränkgasse ein und gelangte auf die Auerbrücke. Mißtrauisch geworden, schielte er nun scharf nach den Leuten und war überrascht, von fast allen höflich gegrüßt zu werden. Diese Freundlichkeit schien ihm unverdient, er ward noch trauriger und trabte gesenkten Hauptes durch die Brückenhalle. Der ungedeckte Mittelpfeiler der Brücke war auf dem unteren Ende des Lindenplatzes aufgemauert und um ihn vereinigten sich die Wasser der Enz und der

Nagolt. Wie die meisten Leute, wenn sie es nicht gerade eilig haben, so trat auch der Superintendent hier zum linken Brückenrande, bog sich über die Steinbrüstung vor, sah hinab, wo um den Pfeiler herum die seichten Sommerwellen der beiden Flüsse mit einem kleinen Getümmel gegeneinander stießen, um doch sofort glatt und friedlich als Enz weiterzugleiten, erst noch zwischen den Mauern der Stadt und der Vorstadt Au hin, dann durch Wiesen zwischen gemächlich aufgewölbten Reb- und Waldhügeln. Auf der Auer Seite schwamm eben noch ein langer, schmaler Floß talab, trotz den darauf stehenden Flößern wie ein sich selbst überlassenes Ding, das eben mitfließen wird, soweit das Wasser trägt; da plötzlich kam ein Knirschen, Knarren und Poltern über den Fluß herauf, die Holzschlange zuckte zusammen und verschob sich in allen Gelenken, der Floß war neben dem städtischen Holzgarten an Land gestoßen und wurde von den Flößern für Sonntag festgelegt.

Dieser Feierabend erweckte in dem Geistlichen eine Reihe geläufiger pastoraler Vorstellungen und sentimentaler Seligpreisungen; sie schmeckten seiner Stimmung so bitter, daß er sich umkehrte und nun auf das am Brückenrand hängende Arrest- und Narrenhäuslein und die dahinter dunkelnden Lindenwipfel sah. Die zogen ihn. Er ging an dem Häuslein vorbei und hinab nach dem dämmerigen Lindenplatz, dessen schwarze

Stämme nur noch von dem grellen Glanzlichte der Enz umglastet waren. Ein paar spielende Kinder rannten als schwarze Schatten von Baum zu Baum, schienen sich von den Stämmen zu lösen und wieder in ihnen aufzugehen. Der Superintendent ließ sich durch das gleichmäßige Rauschen und Klatschen, das rechts von der Nonnenmühle über die Enz herüber kam, träumerisch befangen, er setzte sich am Fuß eines Baumes nieder und starrte wehmütig hinauf in das blanke Wasser, bis er geblendet die Augen schloß und nickte.

Der Herr Obervogt saß indessen immer noch an seinem offenen Fenster und sang zur Laute:

„Herr, red du in unsere Seelen,
was du uns willst anbefehlen,
selbsten herzbeweglich ein,
daß wir stracks gehorsam sein!
Schmeiß auf uns beim Sündenjammer,
Herr, mit des Gesetzes Hammer,
bis du uns zur Buß zerknirscht
und zermalmet haben wirst!"

Es war nicht Bosheit oder Schadenfreude von ihm; er glaubte, seinem Gott, der nun ja mit dem wahren Glauben in die Stadt einzog, Jubel und Preis, der verblendeten Stadt aber ein begeisterndes Beispiel schuldig zu sein. Es klang mehr nach gutem Willen als nach musikalischem Gehör und Stimme; aber

man hörte ihn bis unten am Markt, und die Leute hatten ihr Vergnügen dran. Die Mädchen und Mägde, die sich wasserholend um die Marktbrunnen drängten oder den Platz vor den Häusern fegten, riefen einander Witze über den Sänger zu und ahmten seine Entgleisungen mit übertreibender Lust nach; die Männer und besonders die Weiber, in denen der Einzug des Statthalters und der Prädikanten allen Trotz aufgewühlt hatte, so daß sie sich hitzig verschworen, — durch den wohlbekannten Gesang des Obervogtes wurden sie milder gestimmt, manch eines deutete mit dem Finger nach der Stirn, sprach:

„Der Kerl hat den Wurm!“ und wandte sich der nötigen Arbeit zu.

Freilich erneuerte sich, wie die Leute vom Feld, von den Weinbergen und Gärten heimkehrten und die Neuigkeit hörten, die Aufregung immer wieder. Da aber fast alle sich gleichgesinnt wußten und aufs neue erkannten, so floß schließlich Denken und Reden gleich einem ruhigen Strom von stetigem Gefälle dahin. Die Männer begaben sich nach dem Abendessen von selbst auf ihre Zunftstuben, und wenn die Ürtlingesellen, die das Handwerk auf die Herberge zu bieten hatten, noch einen zu Hause trafen, so war es, weil er über die Haltung der Zünfte und Bürgerschaft gar keinen Zweifel hegte. Die Vorsteher der Zünfte bekamen auf ihre Fragen, wie sich das Handwerk der

Aufdrängung kalvinischer Priester gegenüber zu verhalten gedenke, von allen Meistern, jung und alt, die Antwort, es bestehe kein Grund und kein Verlangen, das von Vätern und Großvätern in schwerer Zeit erharrte und erkämpfte Bekenntnis aufzugeben; der Wille, den teuren lutherischen Glauben unverletzt und ungeschwächt zu erhalten und auf die Nachkommen zu bringen, sei vielmehr unerschütterlich und bereit, Gut und Blut einzusetzen. Durch vierundzwanzig Zunftstuben, in denen jeder einzelne Meister sein Bekenntnis geben mußte, sprach sich in einfachen und harten Worten der Entschluß aus, keinen kalvinischen Pfaffen auf die Kanzel zu lassen. Ein kräftiger Umtrunk lockte darauf noch manches verwegene Wort draufschlägerischer Freude heraus, dann leerten sich die Herbergen, und der Obervogt hätte an diesem Samstag vergebens nach Übertretern der Polizeistunde geschnüffelt.

Sechstes Kapitel

Die Ankunft der weißbespannten Kutsche war abends noch in verschiedenen Dörfern ruchbar geworden, und sobald am Sonntagmorgen die Tore Pforzheims aufgeläutet waren, begann sich die Bauernschaft der Umgegend einzufinden, nicht nur aus Neugier und Schaulust, auch aus wirklicher Teilnahme; denn die ganze Landschaft war gut lutherisch. Sie setzten sich in die Schenken, tranken zögernd ihren Wein, und machten mit Fragen, Vermuten und Besserwissen, Fluchen und Drohen den üblichen Lärm, oder sie standen truppweise mit großer Ausdauer an den Straßenecken und auf Plätzen, waren nach allen Seiten aufmerksam, ob was geschähe, und so oft ein Städter vorbeikam, schwiegen sie.

Die Pforzheimer selbst hatten sich frühzeitig bereit gemacht, da durch die markgräflichen Beamten und ihre Dienstboten bekannt geworden war, daß Peblitz noch vor dem Gottesdienste die Geistlichen der Bürgerschaft präsentieren werde. Schweren Herzens, voll Unruhe hielten sich die meisten still in ihren Wohnungen und warteten auf das Geläute, das sie zusammenriefe. Als aber endlich die Glocke anhob und zwar mit vereinzelten Schlägen, da warfen sie den Kopf auf, sprangen empor und sagten:

„Es stürmt ja! Das ist doch die Sturmglocke!

Was gibts denn da!" Sie liefen zum Fenster, schauten auf die Straße und nach den Nachbarn: aber es war und blieb das Sturmgeläute.

Und da die Bürgerpflicht hieß, bei Sturmläuten gerüstet auf dem Markte zu erscheinen, so legten die Männer ihr Feierkleid wieder ab, taten ein Lederwams oder einen Harnisch an, gürteten das Seitengewehr um, griffen zu Knebelspieß, Hellebarde oder Büchse und eilten nach dem Markte. Erst einzeln, dann truppweise, dann in dichten Strömen warf die Stadt durch die acht zuführenden Gassen ihre bewaffnete Mannschaft auf den Platz, es klirrte, rasselte, dröhnte von hastigen Schritten, lärmte von heftigen Stimmen allerseits. Einzelne Züge prallten aufeinander, stauten sich, schoben sich ineinander, drängten sich durcheinander, daß das Schüttern und Schmettern des Metalls fast wie ein Handgemenge klang. Die allgemeine Frage:

„Was ist los? Warum stürmt es?" wogte als rauhes Murren hin und her, über das sich Ruf und Gegenruf hell erhoben, wenn gewichtige Personen aus der Ferne gefragt wurden und antworteten.

Kein Mensch wußte etwas anderes, als daß es überall in der Stadt, auf Türmen und an Toren ruhig gewesen war, als plötzlich die Sturmglocke zu gellen anfing. Erst ein Stadtknecht konnte den Bescheid geben, der Statthalter habe befohlen, die

Bürgerschaft mit der Sturmglocke zusammenzuläuten und auf das Tanzhaus zu weisen, den an das Rathaus angebauten Festsaal.

„Tanzhaus — Tanzhaus" ging es von Mund zu Mund, von Gruppe zu Gruppe, es erregte Kopfschütteln, Augen glänzten belustigt, da und dort sprang wie ein knallender Flaschenpfropfen ein Lachen in die Luft, und gleich dröhnten die Häuser von dem auf und ab rollenden derben Gelächter, Geschrei und Gejohle:

„Sturm! Sturm aufs Tanzhaus! Zum Tanz!"

Und nun entstand ein Drängen dorthin. Die gerade die vordersten waren, wurden hineingeschoben, die Treppen hinaufgepreßt und standen im Saal, ehe sie sich's versahen.

Da trat ihnen aus der am anderen Ende um die Geistlichen versammelten Gruppe der Statthalter und der Obervogt überrascht entgegen und Herr von Münster rief verweisend zwischen den zusammengepreßten Zähnen hindurch:

„Was soll denn das?! Was sollen denn die Spieße! Fort! Weg damit!"

Zufällig waren die Vordersten nicht gerade die mundfertigsten, sie blickten betreten ihre Spieße an und wandten sich gegen die Nachdrängenden. Aus diesen aber rief Hans Aichelin gelassen heraus:

„Nur dageblieben! Nur dageblieben! Das wär

noch schöner!" Er arbeitete sich bis vor den Obervogt durch und sprach:

„Nichts für ungut, Herr Obervogt! Es hat uns selbst gewundert; aber wenn es stürmt, dann hat sich die Mannschaft bewaffnet einzufinden. Und so sind wir jetzt da."

„Na, ja," entgegnete Münster, „aber das ist diesmal ein Irrtum! Legt nun die Waffen ab!"

„Hm=m, Herr Obervogt!" machte Lutz mit gemütlich verneinendem Kopfschütteln. „Das gibt's nicht. Hin= und herschicken lassen wir uns nicht! Hier bleiben wir, wie wir sind. Ihr braucht aber keine Angst zu haben; wir tun euch nichts!"

„Angst!" näselte Herr von Münster verächtlich. „Alberner Mensch!" und zog sich vor dem unwiderstehlichen Andrang des einströmenden Haufens mit Peblitz wieder nach dem andern Ende des Saales zurück.

Dort beleuchtete die Morgensonne durch breite Fenster der Hofseite lauter schwarzgekleidete Gestalten mit großen schmal oder breit gefältelten Mühlsteinkragen und spitzen und stumpfen, hohen und niedrigen Filzhüten. Nur ein farbig gekleideter war darunter, in hechtgrauem Gewande mit Schleifen, Verzierungen und Bauschärmeln von blauer Seide. Es war der Apotheker. Als er die Markgräfischen aufs Rathaus hatte gehen sehen, war er ihnen gleich nachgeeilt, um

sich von dem Kommenden zu unterrichten, und war bei ihnen geblieben, damit, wie er dachte, wenigstens ein vernünftiger Mensch darunter sei. Außer den drei Geistlichen, dem Statthalter und dem Obervogt standen noch da der Sekretär Porphyrius Groll, der Rat Siegwart, der beleibte Schloßkeller Greyß und sein Schreiberlein. Ab und zu trat ihnen auch aus der Bürgerschaft ein markgräfisch oder kalvinisch gesinnter bei, wie des Altbürgermeisters Veit Breitschwert Sohn Hans, der eine Pfälzerin geheiratet und sich seitdem wie seine Schwester Pela dem Luthertum entfremdet hatte, oder wie Egloff Geiger, der es einstweilen mit beiden Parteien zu halten und dann bei der siegenden zu bleiben gedachte.

In kürzester Frist war der Saal gestopft voll, auch der Musikantenerker der auf halber Höhe zwischen zwei Fenstern aus der Längswand heraustrat, und das zu ihm führende Treppchen waren dicht bestanden: es rasselte und klirrte, es polterte von Schritten, es hallte und brauste von Stimmen.

Da bestieg der Statthalter Wilhelm von Peblitz den breiten Holztritt, von dem er sehen und gesehen werden konnte, es ward still um ihn und nach und nach im ganzen Saal.

Er begann in unwichtigem Tone zu berichten, daß sich Ihre Fürstl. Gnade der Herr Markgraf gezwungen gesehen habe, die bisherigen Geistlichen wegen kanzel-

widrigen Verhaltens zu suspendieren, daß er sie jetzt für endgültig abgeschafft und ihn, den Statthalter beauftragt habe, die drei neuernannten Geistlichen der Bürgerschaft vorzustellen.

Während er mit einer Handbewegung die drei aufforderte, die Bühne zu betreten, erhob sich ein Gemurmel und Geklirr durch den Saal und eine derbe Stimme rief:

„Au letz!“

„Ich bitte mir Ruhe aus,“ warf Peblitz hin.

„Au letz! — Au letz! — Au letz!“ riefen immer mehr Stimmen, bis der rauhe Ruf rhythmisch durch den ganzen Saal wogte, von donnerndem Aufstoßen der Spieße und Hellebarden begleitet.

„Ruhe!“ befahl Peblitz mit schneidender Stimme. Die stattlichen Geistlichen standen neben ihm und warteten. Aber das Getöse ließ nicht nach und zwischen heraus riefen laute Stimmen:

„Wir wollen keine Spitzbärte! — Wir wollen unsere alten Pfarrer! — Fort mit den Kalvinisten! — Wir nehmen sie nicht — wir nehmen sie nicht — wir nehmen sie nicht!“

Der Statthalter suchte vergebens dagegen aufzukommen, und die drei Prädikanten sahen mit zornigen und trotzigen Blicken über die ungebärdige Menge.

„Still!“ schrie plötzlich eine allen wohlbekannte, durchdringend schrille Stimme; der Lärm verstummte

wirklich und ein langer, dürrer Mann in weißem Haar und Bart, der deutsche Schulmeister Eucharius Demut, drängte sich nach vorn, hob ein Büchlein in die Höhe und fuhr mit schmetterndem Tone fort:

„Kinder — laßt mich reden! In diesen Tagen der Glaubensnot ist mir unter den Büchern, aus denen sich mein Vater selig in Zweifeln Belehrung und Stärkung holte, eines in die Hände gefallen, des Titels: Wider den unmilten Irrtumb des Meisters Huldreich Zwingli vom Diaconus Doctor Strauß, der bei uns unter den ersten Lehrern und Verkündigern des reinen lutherischen Glaubens und Stiftsprediger in Baden war. Damit der gnädige Herr Statthalter sehe, daß wir nicht unbelehrt und eigensinnig widerstreben, will ich einige Stellen aus dem Büchlein —"

„O — Schulmeister!" fuhr da Hans Aichelin mit freundlicher Grobheit dazwischen: „Schulmeister — o, steck dein Büchle ein, steck dein Büchle ein! Was soll uns das!" Er schob mit unwiderstehlichem Arm den Alten sacht beiseite und wandte sich selbst an Peblitz: „Mit einem Wort, Herr Statthalter, uns gefällt einfach dem Kalvin seine Nas' nicht und uns gefällt auch dem Zwingle seine Nas' nicht; uns gefällt halt dem Luther seine! Es gefällt uns — bis ins Herz und unsern letzten Blutstropfen hinein der ganze Luther, der Luther an der Wittenberger Schloßkirchentür und der Luther mit der Bannbulle, der Luther auf dem

Reichstag und der Luther auf der Wartburg, der Luther mit seiner Musik und der Luther, wie er dem Teufel den Blanken hinstreckt — der ist unser Mann! Dem glauben wir, der hat uns, für den lassen wir uns totschlagen! Jetzt wißt Ihr's, Herr Statthalter! — — oder nicht?" Er wandte sich mit fragenden Blicken an seine Mitbürger, und alsbald erhob sich ein Getümmel von Stimmen:

„Ganz recht, Lutz! Grad so! — Grad so! — Grad so!"

Die Spieße wurden auf den hallenden Fußboden gestoßen, die Schwerter wurden ein Stück aus der Scheide gerissen und zurückgeschnellt, daß es knallte, Büchsen rasselten: die Beamten und Prädikanten standen wutbleich und hilflos einer Menge gegenüber, die sich aus ihrem eigenen Ernst ein Vergnügen machte.

Ja — zum allergrößten Erstaunen begann unter fortdauerndem Getöse das Volk den Saal zu verlassen; es floß gemächlich hinaus wie der Wein aus einem Faß, langsam wurde der freie Raum vor dem Statthalter und den Seinigen größer und größer und größer, endlich klirrten die letzten hinaus, während nur die auf dem Musikantenerker inbrünstig weiterlärmten, rasselten und knallten. Plötzlich brachen auch sie auf, tollten wie Schulbuben das Treppchen herab, durchquerten singend und pfeifend, als wären sie allein, den Saal und verschwanden.

Die Zurückgebliebenen starrten bleich und rot vor Wut und Beschämung hinterdrein und im leeren Saal umher. Dann drehte sich der Statthalter zum Apotheker, der sein Behagen unter nachdenklicher Miene verbarg, und fuhr heraus:

„Apotheker, das sollt ihr mir büßen oder der Teufel hole mich!“

„Ich?“ fragte Grieninger erstaunt, indem er die rechte Hand aufs Herz legte, „warum nicht gar!“

„Die ganze Stadt, groß und klein, Kind und Kegel, mir sollt ihr's büßen! Und dem Markgrafen werdet ihr's büßen, da könnt ihr Gift drauf nehmen! Noch nie ist solche Frechheit — solche offene Unbotmäßigkeit und — Verhöhnung —“

„Verzeiht, Herr Statthalter,“ warf der Apotheker ruhig ein, „ich bin nicht vom Luthertum besessen und keineswegs bereit, dafür zu sterben — für Kalvin und Zwingli auch nicht — aber ich verstehe das Benehmen meiner Mitbürger. Seht ihr doch zu, mit wem ihr sprecht, damit ihr's trefft! Mit nachlässig verfügenden Worten lassen wir uns nicht übertölpeln! Wir lassen uns nicht über den Kopf wegspucken! Von gestern sind wir auch nicht.“ Er machte eine kleine Verbeugung und schritt langsam zur Tür.

Sofort flüsterte Obervogt von Münster auf den Statthalter ein, worauf dieser dem Abgehenden nachrief:

„Noch ein Wort, Herr Apotheker!“

Der hörte aber nicht drauf und wandte sich erst um, als ihm der Statthalter mit raschen Schritten nachkam und in höflicher Form wiederholte:

„Ich bitte noch um ein Wort, Herr Apotheker.“

„Gern, Herr Statthalter.“

„Meine Empörung galt natürlich nicht Euch, Herr Apotheker. Ich weiß, daß Ihr ein loyaler Bürger seid, mit dem sich reden läßt. Ich bitte Euch darum auch, mir den Bürgermeister und eine Vertretung der Bürgerschaft hierher zu entbieten, damit ich mich meines Auftrages noch vollends entledigen kann.“

Grieninger war bereit, er suchte den Bürgermeister Simmerer, der denn auch nach kurzem mit einem Ausschuß auf das Tanzhaus zurückkehrte.

Der Statthalter von Peblitz war nicht der Mann, die halbverlorene Sache mit rascher Ruhe wieder in die Hand zu bekommen; er hatte sich zwar einige kluge begütigende Worte zurechtgelegt, sobald er aber den Ausschuß mit dem breiten Bürgermeister an der Spitze durch den Saal auf sich zuschreiten sah, übermannte ihn wieder die Erregung und er überschüttete die Männer mit Tadel, Vorwürfen und Drohungen, ja, er machte den Bürgermeister für die Haltung der Bürger verantwortlich.

Simmerer betrachtete mit seinen klugen, raschen Augen, die unter einer breiten, schweren Stirn lagen,

prüfend einen der Prädikanten nach dem andern, während er ohne Spur von Erregung zuhörte; dann sprach er:

„Der Herr Statthalter wie der Herr Obervogt haben für gut befunden, weder den Bürgermeister noch den Rat der Stadt von ihrem Vorhaben in Kenntnis zu setzen: ich bin wie jeder andere durch die Sturmglocke hierhergerufen worden. Ich habe der Bürgerschaft ihr Verhalten nicht angeraten, ja, ich mißbillige es durchaus; aber ich bin bereit, es zu verteidigen. Wer — wie die Herren vorzogen — sich unmittelbar an die erregte Menge wendet, darf sich nicht beklagen, wenn sie ihm auf ihre Weise antwortet. — Der Herr Statthalter wünschte dem Bürgermeister und Ausschuß weitere Aufträge Ihr Fürstl. Gnaden des Herrn Markgrafen zu vermitteln, — wir sind bereit."

„Des Herrn Markgrafen Fürstl. Gnaden haben bestimmt, daß die neuernannten Geistlichen lehren und dienen nach der im sogenannten Stafforter Buch gegebenen Auslegung, ohne indessen die der Pforzheimer Gemeinde teueren kirchlichen Gebräuche und Formen irgendwie anzutasten. Woraus zu erkennen ist, daß es sich nicht um Einführung des kalvinischen Glaubens handelt, sondern nur um Ersetzung unfriedsamer Pfarrer durch andere, die sich ihrer Pflichten gegen ihren Landesherrn bewußt sind."

Simmerer blickte finster den Statthalter an und ebenso die Prediger und sprach endlich:

„Herr Statthalter, wenn ich den neben Euch stehenden Geistlichen mit dem roten Barte, mit der breiten Stirn und dem unerschrockenen Blick — einen Mann, den ich sonst gern in der Stadt hätte — wenn ich den jetzt fragte: bist du lutherisch oder kalvinisch? — so würde er unfehlbar antworten: kalvinisch! und die andern gewiß ebenso! drum frag ich nicht. Ihr sagt, Ihr wolltet nur den kleinen Finger; uns aber, Herr Statthalter, ist der kleine Finger heut so wenig feil wie später die ganze Hand!" Er drehte sich nach seinen Begleitern um: „Ist einer unter euch, meine Mitbürger, der es auf sich nehmen will, diese Geistlichen — wie mir scheint, nicht üble Männer! — der Gemeinde für die ledigen Kanzeln zu empfehlen?"

„Nein!" riefen alle dreizehn Männer.

„Also kann ich Euch, Herr Statthalter," fuhr der Bürgermeister fort, „nur im Namen und Auftrag der Bürgerschaft wiederholen, was sie vorhin selbst auf allzu lärmende Weise kundgegeben hat, daß sie fest entschlossen ist, keinen kalvinischen Geistlichen auf ihre Kanzeln zu lassen, und daß sie aufs neue den Herrn Markgrafen um Wiederzulassung der lutherischen Pfarrer bitten wird."

„So hab ich euch weiter nichts zu sagen. Die Folgen habt ihr euch selbst zuzuschreiben!" sprach

Peblitz mit einer entlassenden Handbewegung und drehte sich achselzuckend zu den Prädikanten.

Der Bürgermeister und der Ausschuß verbeugten sich und gingen hinüber zum Rathaus, von dessen Freitreppe Simmerer der Bürgerschaft das Ergebnis der Unterredung mitteilte. Das Volk antwortete mit brausendem Beifall, der schließlich in den Ruf:

„Zur Kirche! — Zur Kirche!“ überging.

Und alsbald setzte sich die Masse nach der Ochsengasse hinab in Bewegung. Wer nahe zu Hause war, trug seine Waffen heim; die meisten entledigten sich dieser Last im Schulhof neben der Kirche.

Peblitz und die Herren um ihn warteten zwar, bis die Menge sich verlaufen hatte; aber sie rechneten nicht mit den meisterlosen Burschen und Mägden, die ihnen ums Rathaus herum an allen Türen auflauerten. Und so erfuhren die Herren denn noch obendrein vom Rathaus den Berg hinauf bis zum Schloßtor ein Geleite, das mit Gesichterschneiden, Zungenweisen, Eselbohren, Rübchenschaben, Gecksnasenmachen, Lachen und Höhnen ihre Geduld schwer auf die Probe stellte. Herr von Peblitz konnte sich nicht bezwingen, unter dem Wappenbogen des Schloßtores mit der geballten Faust nach der Stadt zurückzudrohen und sich hoch und teuer zu verschwören, er werde den Schimpf rächen.

Unterdessen füllte sich die Stadtkirche. So auf-

geregt und lärmend die Leute noch eben gewesen waren, so still schoben sie sich nun durch die Bänke, so sorgenvoll und ratlos blickten ihre Augen nach dem Altar und der Kanzel, wo sie auch heute keinen Pfarrer zu erwarten hatten. Jeder kniete an seinem Platze zum stillen Gebete nieder, und der Organist präludierte.

Dann spielte er ein Lied, und die Gemeinde sang all die vielen Verse mit nicht zu ermüdender Hingabe. Aus der Verlegenheit des priesterlosen Gottesdienstes heraus und gleich seinen Mitbürgern voll Verlangen nach Erbauung, nach einem Aufschwung, nach einem Überfliegen dieser Trostlosigkeit der Verwaisung, spielte er nach dem ersten Lied ein zweites und ein drittes, Lieder der Zerknirschung und Reue und Buße und Hoffnung, schließlich ein Trutz- und Kampflied, dessen Feuer die Gemeinde mit entfesselnden Schauern durchrann.

Dann sank alles zum Gebet auf die Knie, und es war still — — Aber plötzlich brach irgendwo ein Schluchzen auf und ward in der ganzen Kirche vernommen. Da faßte sich ein schlichter Mann Mut und erhob laut die Stimme und begann:

„Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz,
und gib mir einen neuen gewissen Geist,
verwirf mich nicht von deinem Angesichte
und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir!"

Und als er ausgesprochen hatte, da war es, als klam-

merten sich alle voll Verzweiflung an das verhallende Wort, die ganze Gemeinde fiel ein und betete laut nach:

„Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz —"
und wie die Scham in noch glühenderer Inbrunst gelöst war, da konnten sie noch kein Ende finden, sie wiederholten, sie beteten sich in Überschwang, in Verzückung hinein, dringend, fordernd schwang sich der Ruf:

„Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz —"
empor, und der Schrei:

„Verwirf uns nicht —"
schlug wie eine Drohung gegen die hohen Gewölbe.

Überrascht von dem Aufruhr schwiegen sie, blieben auf den Knien und wagten nicht einander anzusehen, bis die Orgel wieder klang und den Herzen half, ihren Sturm zu stillen.

Als die Leute dann stumm und gerade vor sich hinschauend zur Kirche hinausdrängten, traf es sich, daß der Bürgermeister und der mit ihm entzweite Altbürgermeister Breitschwert aneinanderstießen. Breitschwert sah von ungefähr auf, drängte sich in plötzlicher Bestürzung zurück und rief nach einem Momente der Besinnung:

„Simmerer! mir ist, als könnten wir jetzt nicht so aneinander vorbei. Da ist meine Hand, — wenn's dir recht ist!"

Der Bürgermeister, der den andern gar nicht in acht genommen hatte, drehte sich erstaunt um, hörte und ergriff freudig mit beiden Händen Breitschwerts dargebotene Rechte:

„Ob mir's recht ist! So ist's schön! so ist's gut!" rief er, klopfte dem kleinen runden Manne freundschaftlich auf den Rücken und zog ihn mit fort.

Viele sahen es und erinnerten sich plötzlich des eigenen Haders und Hasses, sie ließen ihre Blicke suchend durch die Menge gehen, traten zum Feinde hin und boten die Hand. So wurden in dieser Stunde viele Nachbarhändel und Familienfehden begraben, manche vergiftete Freundschaft, manche Untreue wurde frei bekannt und vergeben.

Siebentes Kapitel

Danach versammelte sich der Rat auf dem Rathause, um sofort, ehe Neues dazwischenkäme, über das Vorgefallene an den Markgrafen Bericht zu erstatten und mit leidenschaftlichen Bitten auf Wiedereinsetzung der lutherischen Geistlichen zu dringen.

Und der Hufschlag des Postreiters schmetterte schon durch die Brötzinger Gasse hinaus, als der Ratsherr und Apotheker Grieninger zum Mittagessen kam, mit dem seine Mutter und Pela als Sonntagsgast lange auf ihn gewartet hatten. Seine Braut eilte ihm nicht, wie er laut hinansteigend erwartet hatte, auf dem Gang entgegen; sie erhob sich eben von der Seite seiner Mutter, als er das Zimmer betrat, und ließ sich seinen herzlichen Gruß mehr gefallen, als daß sie ihn erwidert hätte. Nicht wie sonst wohl ihn umschlungen haltend zog sie ihn zu Tisch, sie ging zwar mit freundlicher Miene, doch so unbeteiligt neben ihm hin, daß er, den Arm um ihre Hüfte legend, ein wenig das Gefühl hatte, als tue er ihr zu nahe. Sie saß neben ihm bei Tisch, war von der liebenswürdigsten Aufmerksamkeit gegen seine Mutter, gegen ihn aber hatte ihre Freundlichkeit etwas Gewolltes, etwas Nachsichtiges, so daß er sie einigemal erstaunt ansah, ohne daß sie sich jedoch daran kehrte.

„Nun war es mit dem Aufbieten wieder nichts,

Pele!“ fing er an, als er nach Tisch mit ihr in die tiefe Fensternische trat, während die Mutter im Schatten auf bequemem Lehnstuhl ein wenig nickte.

„Ja — so ist's halt,“ erwiderte Pela teilnahmslos.

„Hat es dich verstimmt, Pele?“

„Verstimmt —? — Nein.“

„Was denn sonst? Du bist doch verkrumpelt oder verschnupft!“

„N — ein — das könnt ich nicht sagen.“

„Aber Schatz, leg doch los! Du behandelst mich ja schon die ganze Zeit so entzückend überlegen — du weißt gar nicht, wie ich mich nun schon danach sehne, von dir auf- oder abgeklärt zu werden!“

Ihr gezwungenes Lächeln lebte einen Moment unmittelbar heiter auf, doch nur um sofort wieder zu verschwinden und einer ernsten Miene mit hochgezogenen Brauen Platz zu machen.

„Hab ich's irgendwie verfehlt?“ fing er geduldig wieder an.

Sie schwieg immer noch; da er aber ganz ruhig wartete, so blieb ihr schließlich doch nichts übrig, als zu antworten, und sie sprach:

„Weißt du, — das bedrückt mich so, — daß du es nicht einmal merkst, wenn du mich übersiehst und vernachlässigst — und vergißt, daß ich auch noch da bin!“

Scheinbar ernst betroffen sagte er:

„Und alle diese Verbrechen hätte ich begangen — bloß heute!" mußte aber hinterher doch lachen.

„Lache du nur!" Sie zog ihre Brauen in die Höhe.

Er faßte ihre Hand, sie wollte sie ihm entreißen, er hielt sie fest und bat begütigend:

„Aber, Schatz, sprich doch deutsch! Ich weiß wirklich von nichts. Es ist mir ja bekannt, daß ein großer Taugenichts in mir steckt; aber jetzt gerade find ich ihn nicht. Hilf mir ein bißchen auf die Spur! Ich verspreche dir, wenn ich ihn erwische, soll es ihm übel ergehen!" Er strich ihr zärtlich über die Hand.

Sie schüttelte langsam den Kopf und stieß einen Seufzer der Trostlosigkeit aus:

„Du meinst, wenn du nur zu allem einen Scherz machtest, dann wär's wieder gut."

„Scherz —?" wiederholte er. „Kind, ich glaube, wenn ich dich jetzt, wie du zu meiner Wonne vor mir stehst, mit Knochen, Haut und Haaren fresse, dann wirst du mir auch noch vorwerfen, ich scherze. So mache du doch Ernst!"

„Nun hast du heute etwa an mich gedacht?!

„Und ob! Oft genug!"

„Was hast du denn gedacht?"

„O — wenn nur der Satan diese Stänkereien holte und ich bei meiner Allerliebsten wäre!"

„Das war alles?"

„O — wenn ich doch schon dreimal aufgeboten und eingesegnet, getraut, kopuliert und mit allen Segen, Rechten und Privilegien beladen bei meiner Frau säße —!“

„Sonst hast du nichts gedacht —!“

„Nun — verschiedene Fortsetzungen hab ich noch dazu gedacht —“

Sie entriß ihm ihre Hand:

„Und du willst sagen, du spottest nicht —?!“

„Mein bitterster Ernst!“ Er legte die Hand aufs Herz. Dann nahm er die Widerstrebende bei der Hand und fragte:

„Nun, sag: was soll ich noch gedacht haben?“

„Hast du daran gedacht, daß ich reformiert gesinnt bin? Und hast du auch nur ein Wort für meine Wünsche eingelegt? — Nein, das hast du nicht, und das kränkt mich.“

Er schaute sie an und war im Begriff, zu sagen: ich pfeife auf Kalvinisten und Lutheraner und meine, wir hätten Wichtigeres zu tun, als uns um derlei Dinge zu streiten; und ich werde nie ein Wort sprechen, das diese Händel verschärfen könnte, — da empfand er aus ihrer beleidigten Miene, daß er mit solchen Worten keinen Frieden zustande brächte, und sagte drum einfach:

„Nein, Kind, da hast du recht, daran hab ich nicht gedacht! Das mußt du mir verzeihen! Schatz, du

mußt dich darauf vorbereiten, daß du mir fortwährend, von Tag zu Tag wirst verzeihen müssen!“

Sie drückte seine Hand, und er beugte sich, ihre weiche Anwandlung fühlend, zu ihrer Hand nieder und küßte sie:

„Ich bin mir überhaupt in diesen Streitigkeiten ziemlich überflüssig vorgekommen.“

„Eben — — dann hättest du für mich eintreten müssen!“

„Ja —“ machte er nachdenklich.

„In der Kirche warst du dir übrigens nicht überflüssig! Hast wenigstens mitgesungen und gebetet wie Einer!“

„Es hat mich gepackt, ich habe mitmachen müssen. Dafür hast du auch nicht geschnauft!“

„Nein, wenn der Seifensieder May den Pfarrer spielt und vorbetet, — da hört's bei mir auf!“ sagte sie mitleidig.

„So, das war der alte May! Und du hast gleich erkannt, daß es der Seifensieder May ist! Ich fand das Gebet so schön, daß ich gar nicht auf die Stimme achtete.“

„Das wird doch oft gebetet!“

„Aber heute erschien mir's auf einmal schöner als alles, was ich je in der Kirche gehört habe. Da steckt alles drin! Weiter braucht man nichts. Da geb ich das Vaterunser und die Bergpredigt und den ganzen Katechismus dafür.“

„Du, du! Rede nicht so leichtsinnig! Es wird dir schon noch kommen!“ sprach sie mit dem erinnerungsschweren Kopfnicken der Vielgeprüften. Sie gedachte sich seiner treulich und streng anzunehmen und umschloß seine Hand warm mit den beiden ihrigen.

„Was ist denn da schon wieder?“ fragte er, sich plötzlich umwendend und auf den Markt spähend, der von zusammenströmenden Menschen laut wurde. Michel fühlte nicht, wie sie gekränkt seine Hand fallen ließ und teilnahmslos stehen blieb, er beugte sich hinaus und rief:

„Lotthammer! Hansjerg! He! was gibt's denn wieder?“

„Komm nur runter!“ antwortete jener, mit dem ganzen Arm winkend. „'s geht wieder los.“

„Ja — Pele, da mußt du verzeihen! So geht's, wenn man sich mit Ratsverwandten einläßt! Ich komm aber so bald wie möglich wieder!“ Er küßte sie und schien nicht zu merken, daß sie es wieder mit dem nachsichtigen Lächeln geschehen ließ, mit dem sie ihn bei Tische empfangen hatte, und leise eilte er hinaus.

Sie setzte sich vom Fenster abgewandt hin, sie bezwang ihre Neugier und bemitleidete sich. Da ließ er sie nun wieder allein und lief diesem widerspenstigen Volke nach und freute sich, wenn der reformierte Glaube, ihr Glaube verhöhnt wurde. Da aber ihr kalvinischer Glaube nicht mehr viel mehr als ein Trotz

war, so hatte der Widerstand und Trotz gegen Michel keine Kraft. Sie saß da und brauchte allen Stolz, um würgendes Schluchzen und aufdrängende Tränen zurückzuhalten.

Als Grieninger auf dem Wege zum Rathaus am Gasthaus zum „Adler“ vorbeikam, wurde er vom Superintendenten angerufen, der wieder am Fenster saß und von einem Halbkreis von Gassenbuben belagert war.

„Nun, Mann Gottes!“ fragte der Apotheker, „sitzt du immer noch beim Affentaler?

„O — den ganzen Morgen saß ich trocken und wartete, daß man mich zur Kirche riefe; aber ich warte, scheint's, umsonst. Jetzt — man kriegt Durst beim Warten — jetzt hab ich mir einen Markgräfler geben lassen. Komm! Komm rein und trink ein Glas mit!“

„Danke!“ sprach Michel, „mit dem Markgräfeln ist's heute nichts. Überdies geht wieder was vor und ich muß dabei sein. Ja, alter Freund, ihr habt heute kein Glück bei uns. Kannst dich ruhig wieder aufsetzen und heimtraben!“

„Ohne Bescheid vom Statthalter kann ich das nicht.“

„Ich lasse mich hängen, wenn der noch an dich denkt. Der hat ganz andere Schmerzen! Schick doch einen von den Buben hinauf und laß um Bescheid bitten.“

„Das wäre wenigstens ein Weg, diese Rotte Korah auf eine Viertelstunde loszuwerden! Ihr habt ein nettes Gewächs hier!"

„Ja," erwiderte der Apotheker, die Burschen betrachtend, „eine leistungsfähige Jugend! Die kennen ihre Talente und sind nicht so gottlos, sie im Acker zu vergraben! — Buben, aufgepaßt! wenn der Herr Superintendent euch jetzt mit einem Auftrag aufs Schloß schickt, so wird alles flink und gut besorgt oder ihr kriegt es mit mir zu tun! — Im übrigen will ich euch nicht hindern, ihn auf euere Weise zu unterhalten."

„Grieninger —" sprach der Geistliche mit ergebener Miene, „ich tröste mich mit der Überzeugung, daß du sie auch nicht hindern könntest!"

„Leb wohl, Hoppius! Horch, wie sie tun vor dem Rathaus drüben!"

Er eilte hinüber und drängte sich durch die Menge und erfuhr den Grund der Aufregung: Rat Sigwart und einige andere, die den Statthalter aufs Schloß begleitet hatten, waren auf dem Rückwege so viel spöttischen Blicken und spitzen Reden begegnet, daß sie, um darauf zu dienen, von der nachträglich noch gewachsenen Wut des Herrn von Peblitz erzählten und von seinem Schwur, sich an der Stadt zu rächen, daß Kind und Kindeskind noch davon erzählen sollten. Ja, der Statthalter selbst hatte sich erst in einem

Brief an den Bürgermeister mit Androhung peinlicher Klage und mit Verheißung kriegerischer Züchtigung durch den in seinem Diener beleidigten Markgrafen gründlich die Leber räumen müssen, ehe er nur einen Bissen hatte essen können. Das Gerücht hatte noch vergrößert, man sprach schon von dem Plan eines Angriffs vom Schloß herab auf die Stadt, obschon gar keine hinreichende Besatzung oben war; die Bürger waren erregt und wollten vor allem genauen Bericht über des Statthalters Brief und über des Bürgermeisters Absichten haben.

Simmerer kam, trat mitten unter die Menge, die einen kleinen Kreis um ihn freiließ, und berichtete, es sei ihm wirklich jener Brief zugegangen. Wenn er auch die maßlose Sprache der begreiflichen Erregung und Erbitterung zuschreibe und darum nicht schwer nehme, so bleibe immerhin die ernste Tatsache einer feindlichen Absicht, er habe also dem Statthalter mit wenigen Worten erwidert: er danke im Namen der Stadt für die ritterliche Ansage seiner Feindschaft.

Die gespannten, nach größerer Aufregung verlangenden Mienen der Männer zeigten bei diesen gehaltenen Worten deutlich ihre Enttäuschung und Verlegenheit. Es war eine kurze Weile still, dann erhob sich Gemurmel, dann wurden Stimmen laut:

„Ja, man kann gar nicht wissen —“

„Der Teufel trau dem Kerl —!“

„Nur nichts zu leicht nehmen —!“
und der Flößer Gerwig, der Meister der Schifferzunft, ein Kerl wie ein Baum, rief über die vor ihm Stehenden hinweg:

„Man soll aber doch den Torwachen Meldung tun —!“

„Ist geschehen!“ erwiderte Simmerer.

„— und die Schloßtore bewachen, damit wir wissen, was geschieht!“ schrie ein anderer.

„Ist geschehen!“

„— und allen Wachen einschärfen, daß Statthalter und Obervogt ihnen nichts zu befehlen haben!“

„Ist geschehen!“

„Wenn aber einer aus der Stadt es mit denen im Schloß hält und die Wachen täuscht —?“

„Ha ja! wir haben verschiedene Unsichere und Kalvinistenfreunde.“

„Eintürmen sollte man sie!“

„Eintürmen! — Eintürmen!“

„Kennt ihr sie denn alle?“ rief der Bürgermeister dazwischen. „Kann man einem ins Herz sehen?“

„Sie müssen schwören, ob sie zu uns halten wollen!“

„Ja, wer denn? wer denn?“ fragte Simmerer.

„Alle Verdächtigen!“

„Und die nicht Verdächtigen? die ganz Feinen?“

„Umgekehrt ist auch gefahren! Wir — wollen schwören!“ schrie Aichelin.

„Wir schwören! — Alle müssen schwören! — Schwören!“ wiederholte in plötzlicher Begeisterung die Menge, und alle Zwischenrufe wurden von dem hin- und herbrausenden Worte „Schwören“ verschlungen.

Der Bürgermeister wartete geduldig die Beruhigung ab, dann fragte er:

„Was — wollt ihr denn schwören?“

„Daß wir zusammenstehen gegen die dort droben im Schloß!“

Der Bürgermeister runzelte bedenklich die Brauen, und Grieninger rief: „Also gegen den Landesherrn — also Aufruhr —?“

„Apothekerle, kannst dir das Reden sparen! du gehörst auch dort hinauf!“ rief Aichelin und zeigte nach dem Schloß.

„Was weißt denn du! und wenn! — Gerade, wenn ich zu jenen gehöre, ist's für euch wichtig, zu wissen, was ich meine. Also bisher war die Stadt im Recht. Der Markgraf hat uns wochenlang ohne Seelsorger gelassen und jetzt Kalvinisten aufzwingen wollen. Die haben wir nicht angenommen; denn sie sind, von allem andern abgesehen, nicht einmal im Religionsfrieden begriffen. Gut! Wenn wir uns aber jetzt, ehe der Markgraf Weiteres tut, gegen ihn verbünden, dann sind wir Aufrührer! dann hilft uns kein Kaiser und kein Reich!“

Simmerer nickte mit dem Kopf.

„Wartet doch einmal ruhig ab!“ fuhr der Apotheker fort.

„— bis es zu spät ist!“ rief Aichelin. „Ja — Scheibenschießen!“

„Nicht warten! Nicht warten!“ schrien andere.

„Dann geb ich euch den guten Rat,“ sagte Grieninger, „zieht wenigstens den Doktor Ebertz, den Advokaten, zu, damit ihr nicht dummes Zeug beschließt!“

Sofort schrien sie nach dem Doktor Ebertz, drehten sich um, stießen einander, suchten ihn hier und dort; denn mancher hatte ihn auf dem Platze gesehen.

Endlich trat er langsam in den Ring, ein mittelgroßer Mensch, den sein bartloses schmales Mönchsgesicht jünger machte, als er war. Er hatte sich zeither als Nichtbürger zurückgehalten, aber mit der Neugier und dem inneren Jubel eines leichterregten Menschen den Tumult beobachtet: von dem plötzlich an ihn ergangenen Rufe, von der ihm klar bewußten Verantwortung und Gefahr, der er sich doch nicht entziehen wollte, war er noch blaß, sein Blick wich noch immer zu Boden, und der Stolz, der ihn sofort durchzückt hatte, half noch nicht weiter als zu einem langsamen, scheinbar gelassenen Schritt. Er begrüßte den Bürgermeister und blieb stehen, er senkte nachdenklich den Kopf und stand so eine kleine Weile, während es um

ihn still wurde; er sah wieder auf und mit kindlicher Unbefangenheit ruhte sein überlegender Blick bald auf diesem, bald auf jenem des Kreises, jede Scheu schien ihn verlassen zu haben.

„Ihr wollt schwören —“ fing er an. „Was denn schwören? — Die Drohung des Herrn von Peblitz ist keinen Schwur wert. Wer weiß, wie er in Karlsburg empfangen wird, wenn er mit seinen hiesigen Heldentaten heimkommt! — Gegen den Markgrafen dürft ihr nicht schwören, das hat der Apotheker ganz richtig auseinandergesetzt. — Um was handelt es sich? — um den Statthalter? — um den Markgrafen? — Um euern Glauben handelt es sich! Dem von unsern Vätern erkämpften Bekenntnis wollt ihr nicht untreu werden, den Gott der Gnade, den wir unser aller Vater nennen, wollt ihr euch nicht nehmen lassen. Wie unsere Vorfahren zu Römerzeiten in einer Verzweiflungsschlacht sich mit Ketten aneinanderschlossen, damit keiner weichen könnte und jeder die letzte Kraft aufbieten müßte, — so wollt ihr euch durch einen Schwur der Treue zu eurem erkannten Gott aneinanderketten, um menschlicher Versuchung und Drohung zu trotzen. Ein solcher Schwur ist euer Recht.“

„Schwören —!“ rief es über den Markt hin.

Doktor Ebertz trat zum Ausschuß und besprach sich mit ihm über die Fassung der Eidesformel, während der Ratsschreiber Jeremias Fried ins Rathaus lief,

um Schreibmaterial zu holen. Als er wieder da und bereit war, mußte ein Bürger seinen Rücken als Schreibpult darbieten und Doktor Ebertz sprach dem Ratsschreiber den Wortlaut in die Feder. Das Geschriebene ward verlesen, begutachtet und durch Zuruf genehmigt.

Ebertz aber stand in dem allgemeinen lauten Drängen zum Vollzug des Schwures plötzlich wieder nachdenklich da, richtete sich dann auf, blickte ernst umher und rief:

„Ich beschwöre — ich beschwöre Bürgermeister, Rat und Bürgerschaft um Gottes und ihres Heiles willen: wenn jemand einen Grund gegen diesen Religionseid weiß aus Gottes Wort oder aus menschlichen Satzungen, so soll er reden und die Stadt vor Unrecht bewahren!"

Es wurde ganz still auf dem Markte, so daß man das Geschrei spielender Kinder und das Bellen der Hunde hörte, und es blieb still geraume Weile, und alle fühlten den entscheidenden Ernst der Stunde.

Endlich stieß Alt-Peter Gößlin den silberbeschlagenen Stock hoch in die Luft und rief mit ungeduldiger Stimme: „Schwören!"

Und wie auf Befehl brach kurz und trotzig derselbe Ruf aus allen Kehlen. Dann ward es wieder still.

Der Bürgermeister hob an:

„Sobald wir nun miteinander den Eid gesprochen

haben, trete jeder herzu und gebe seinen Namen in die Liste, damit wir wissen, wer mit uns ist! Bedenkt euch: wer geschworen hat und wider den Eid handelt, den trifft die Strafe des Verräters."

Er nahm nun dem Ratsschreiber die Eidesformel ab, entblößte sein Haupt und blickte auffordernd umher. Es ward still, alle nahmen die Hüte ab und drängten näher nach der Mitte. Simmerer rief, den Schwurfinger hebend: „Sprecht mir nach! Wir schwören."

Ein Drängen bewegte die dichte Menge, die Köpfe bogen sich nach links, bis die rechten Arme sich aus der Enge emporgearbeitet hatten und zwischen je zwei Köpfen nun eine Schwurhand sichtbar war.

Der Bürgermeister las stückweise den Schwur vor, und stückweise wurde er nachgesprochen:

„Ich gelobe und schwöre freiwillig, ungedrungen und ungezwungen, einen leiblichen Eid zu Gott dem Allmächtigen, daß ich zur Ehre Gottes, zur Erhaltung der wohlhergebrachten Augsburgischen Konfession und zur Verhütung alles Vorwurfs bei den lieben Nachkommen, der Pforzheimer Bürger- und beschworenen Brüderschaft zur Behauptung der hergebrachten wahren Religion mit Leib, Gut und Blut treuen Beistand leisten wolle; daß ich, was einem andern Böses begegnet, aufnehmen wolle, als sei es mir selbst geschehen; daß ich den Gegnern, wer die auch seien,

nichts Geheimes offenbaren und auf Begehren des von der Bürger- und Brüderschaft erwählten Ausschusses mich an Ort und Stelle, wann und wie ich beschieden werde, einstellen wolle; — jedoch den unserm gnädigen Fürsten und Herrn in politischen weltlichen Sachen untertänig gebührenden Gehorsam vorbehalten! So wahr mir Gott helfe und das heilige Evangelium."

Als es danach noch stille war, nahm der Bürgermeister dem Ratsschreiber die Feder ab und zeichnete an erster Stelle die Schwurliste.

Da erhob sich in den hinteren Reihen ein Stimmengewirr, Heils- und Hochrufe klangen, Simmerer schaute überrascht auf, die Menge drängte sich überrascht auseinander und ließ ein Häuflein vornehm gekleideter Herren durch, die von Gemmingen, von Remchingen, Schenk von Winterstetten, von Göler, Leutrum von Ertingen, Kechler von Schwandorf und andere, geführt vom Freiherrn von Storschedel, der zum Bürgermeister sprach:

„Wir, alle zurzeit in Pforzheim anwesenden Herren des in der Stadt angesessenen Adels erklären uns mit dem Willen der Bürgerschaft eins, wir haben den Schwur mitgeschworen und bitten euch, unsere Namen in die Liste einzutragen." Die Dankesworte des Bürgermeisters wurden vom Freudenruf des Volkes übertönt.

Während danach die Liste ausgefüllt wurde, beriet sich der Bürgermeister und einige Ratsherrn mit dem

Doktor Ebertz über die förderlichste Führung der Geschäfte, und da einige vom Rat wie Grieninger nicht mitgeschworen hatten, der Rat demnach nicht zur Vertretung geeignet war, so wurde ein Ausschuß von dreizehn Männern gewählt, der für die Religionsstreitigkeiten zuständig sein sollte. Und damit bei schriftlichen Kundgebungen nicht der Bürgermeister oder ein einzelner sein Siegel anbringen und sich dadurch etwa der Rache besonders aussetzen müßte, wurde beschlossen, für den Religionsausschuß ein besonderes Siegel stechen zu lassen.

„Schober! — Goldschmied! — Ist der Jerg Schober nicht da? — der Goldschmied!“

Er schob sich durch die Menge, ein breitgebauter bejahrter Mann, dem sich vom Sitzen am Werkbrett der Rücken gerundet und der Kopf zwischen die Schultern gesenkt hatte. Er hob sein versonnenes großzügiges Gesicht, das von schwerem eisengrauem Haar und Bart umgeben war, sah mit den ewigblinzelnden Augen zum Bürgermeister auf und sprach nickend:

„Ein Siegel? — 's ist recht!“ und wollte, als wäre nun alles gesagt, wieder abziehen.

„Halt!“ rief der Bürgermeister, „du weißt ja weiter noch gar nichts!“

„Ich weiß schon, was ich mach!“ erwiderte er und blinzelte am Bürgermeister vorbei.

„Ja, das weißt du immer!“ sprach nickend und lachend der Bürgermeister.

„Es soll euch nichts kosten!“ wehrte der Goldschmied mit feinem Lächeln ab. „Ich schenk es euch. Aber ich mach, was ich will.“ Er wandte sich wieder.

„Ja, was willst du denn machen, Jerg?“ fragte Simmerer mit neugierigem Ton. „Laß es uns wenigstens wissen, daß wir uns drauf freuen können!“

„Die Auferstehung!“ sprach Schober, indem er die armen Augen aufriß und mit dem Zeigefinger in die Luft zeichnete. „Unser Erlöser sprengt die Gruft — daß die Sargplatten niederkrachen — und schwebt auf — die Wachen fallen ohnmächtig aufs Gesicht — oder stürzen entsetzt davon! — Das werd ich machen. Auf einen silbernen Stock.“

„Das wird euch viele Arbeit geben, Meister Schober,“ sprach Doktor Ebertz bescheiden, „und wir hätten es bald nötig.“

„Ich gehe schon!“ entgegnete der Meister und betrachtete den Sprecher blinzelnd. „Ich werd gleich anfangen zeichnen. Ich werd mich dranhalten. Jaja.“ Er nickte und drängte sich durch die Menge nach der andern Seite des Marktplatzes. Gesenkten Kopfes und des Weges nicht achtend trollte er dahin, er kniff die Augen zusammen und runzelte die Stirn im Bemühen, das ihm aufgegangene Bild festzuhalten, die Figuren und ihre Geltung zu prüfen, die Linien zu

klären, Hell und Dunkel für die Zeichnung zu verteilen. So merkte er nicht, daß vor dem Gasthaus zum Adler ein Auflauf und Halloh war, bis ein vor irgendeiner Faust fliehender Gassenbub ihm blindlings mit dem Kopf in die Seite rannte. Er wankte, er schaute wild um sich, erblickte den Schlingel, rief:

„Hundsknochen, gottverdammter!" und gab ihm einen derben Tritt. Jener fiel auf die Nase. Schober setzte seinen Weg fort.

Der Junge hatte den Tritt und die zerschundene Nase wohl verdient, nämlich um den Superintendenten Hoppius. Eingedenk der Drohung des Apothekers hatte die Bande zwar einen Zettel des Geistlichen redlich an den Statthalter und ebenso dessen entlassende Antwort befördert, dann aber dem armen Herrn, der sich nicht unter die feindliche Menge traute und vor unbefriedigter Neugier nach den Ereignissen vor seinen Augen fast umkam, mit so schnöden Redensarten und Aprilscherzen auf seine Fragen gedient, daß ihm vor ohnmächtigem Ärger nicht einmal mehr der Wein schmeckte. Er wäre gerne abgeritten; solange sich aber alle Welt drüben um den Bürgermeister drängte, würde er mit seinem Rößlein der Straßenjugend auf Gnade und Ungnade ausgeliefert gewesen sein. Er zog sich tief in die leere Schenkstube zurück und drehte den Schlingeln, die nun im offenen Fenster ihr Wesen trieben, standhaft den Rücken. Als sich nach Leistung

des Schwurs die Stube wieder füllte, horchte er nur kurz und mit müdem Sinne nach dem Geschehenen, zahlte seine Zeche, ließ sein Tier vorführen und trat mit der Reitpeitsche in der Hand unsicheren Schrittes aus dem Hause. Da stand jener Bengel, drehte ihm mit gespreizten Beinen den Hintern zu, bückte sich, sah ihn zwischen den Beinen durch an und streckte ihm die Zunge heraus. Hoppius schlug mit der Reitpeitsche, jener entfloh und rannte mit vorgerecktem Kopfe den Meister Schober an, der ihn bezahlte. Nun trat der Superintendent an sein Pferd, versuchte den Sattel und, um sicher beim erstenmal in den Sitz zu kommen, gab er sich einen heftigen Schwung, der ihn auch flott hinauf, aber unglücklicherweise auch gleich wieder auf der andern Seite herunter brachte. Nicht daß er zu Boden gestürzt wäre! Seine Freunde, die Gassenbuben, jetzt unter den Augen vorbeischreitender Bürger, empfingen ihn mit geschickten Händen, trugen ihn mit Triumphgeheul einige Male um seinen Braunen herum, hoben ihn dann sanft in den Sattel und geleiteten ihn weiter, einer sein rechtes, einer sein linkes Bein haltend, einer rechts, einer links das Pferd führend. Am Menzingenschen Hause, ehe sie in die Brötzinger Gasse einbogen, begegnete ihnen, langsam auf seinem Schecken daherreitend und mit geller Stimme singend, der Obervogt Johann von Münster. Der Superintendent,

dem der Sturz das weinbenebelte Hirn vollends verwirrt hatte, starrte den Sänger wie einen Spuk an und vergaß den herablassenden Brudergruß zu erwidern. Dann ging es weiter, durch die dämmerige Brötzingergasse, von den Buben verhöhnt und zugleich zärtlich behütet, weiter — —

Johann von Münster aber, durch die Niederlage des Tages in die innerste Burg seines Stolzes und Bekennermutes gedrängt, lenkte den scheckigen Gaul langsam durch die feindlichen Menschen; den langen Oberkörper hochgereckt, stolz und gebieterisch anzusehen, sang er mit herausfordernder Stimme:

„Herr Gott, der du uns Straf auflegest
und deine Rach zu üben pflegest,
laß sehen deine Macht einmal:
du Richter über alle Welt,
erhebe dich du starker Held,
den Hochmut stolzer Leut bezahl!

Wie lang soll das sein zugelassen,
daß die Gottlosen aufgeblasen
sich also stolz erheben hoch?
Wie lang soll ihn' das sein gestatt',
daß sie sich ihrer Übeltat
also fein dürfen rühmen noch?!"

Er versagte sich diesmal, die Witwe von Menzingen zu grüßen, unter deren Fenster der Schecke

gewohnheitsmäßig Halt machen wollte, — er war erfüllt vom stolzen Verlangen, seinem Gott zu dienen, dem Feinde Trotz zu bieten, sein Leben zu wagen. Mit ungeschwächter Stimme singend umritt er den Markt, durch die aufgeregt auseinanderlaufende Menge hindurch und verschwand schließlich wieder in seinem Hause unten am Schloßberg.

Die Leute schauten ihn an, deuteten mit dem Kopf nach ihm und grinsten.

Achtes Kapitel

Der Markgraf war wie gewöhnlich früh aufgestanden. Schon seit Tagen fühlte er sich so frisch und beweglich, daß er morgens sofort zu Pferde stieg und sich dem nur noch selten möglichen Genuß eines immerhin mäßigen Rittes hingab. Da ihn sein Weg heute in die Nähe des markgräflichen Steinhofes führte, so bog er ein, um den Pächter nach dem Ausfalle der Kartoffeln zu fragen. Ein erster Versuch mit dieser neuen Pflanze war im vorigen Jahre wohl infolge der großen Nässe nicht sonderlich geglückt; nun war der Fürst begierig, zu hören, wie es in diesem sonnigen gewitterreichen Jahre stände. Der Pächter zeigte ihm einen dunkelgrün bebuschten Streifen Landes, der zwischen zwei Stoppelfeldern über eine Erdwelle lief, und sagte, er habe diesen ungleichen, bald lehmigen, bald sandigen, hier trockenen, dort feuchten Boden bepflanzt, um zu erproben, welchen die Kartoffel bevorzuge; denn im vorigen Jahre habe ein sandiger Abhang, wo bei der Aussaat verschiedene Knollen verloren gegangen seien, die einzigen guten Früchte ergeben.

Der Fürst ritt zu dem Acker hin und sah über das im niedrigen Sonnenscheine seidig schimmernde Grün und sprach nachdenklich:

„Im Sande —?“ Er sah die sandigen Rhein-

niederungen mit diesem kniehohen Gebüsch überzogen, zu Fruchtgärten umgeschaffen. Ergriffen schwieg er eine Weile. Dann sprach er in Ungeduld:

„Grabe nach! Zeige mir die Knollen!“

„Zeitig sind sie jetzt noch nicht,“ erwiderte der Mann, indem er zur Hacke griff; „erst muß das Kraut abstehen. Aber essen kann man sie schon.“ Er wühlte die Erde um und die Knollen rollten hervor, rosig, fast wie lebendiges Fleisch; er nahm die ansehnlichsten, wischte die anhängende Erde ab und reichte sie dem Herrn hin.

Dieser drückte sie, roch daran, wog sie in der Hand und hieß den Reitknecht das ganze ausgegrabene Häuflein mitnehmen.

Seinen Gedanken sich überlassend ritt er weiter und lenkte zum Schloß Gottesaue hinüber, den Bau wieder einmal zu besichtigen. Dieser machte ihm Schmerzen. Der Eingriff in die Mißwirtschaft seines Vettern, des Markgrafen Eduard Fortunatus von Baden-Baden, die Besetzung der verpfändeten Markgrafschaft zwang zur Unterhaltung eines kostspieligen Heeres, die Ordnung des ausgesogenen Landes erforderte Opfer, die es noch lange nicht wieder einbringen konnte, und so mußte er mit den Einkünften aus der unteren Markgrafschaft Baden-Durlach für die Verwaltung beider Markgrafschaften aufkommen. Das ging fast über die Kräfte. Und darin glich er

den Besten seines wohlwollenden hilfsbereiten Geschlechtes, daß er sein Volk nicht pressen und ausquetschen konnte, daß er mehr darauf sann, wie der Fleiß der Untertanen zu beleben und förderlich zu lenken, als wie der Ertrag in die Kasse des Landesherrn zu leiten sei. Er träumte von einer behäbigen, zufriedenen Bevölkerung, der die Abgaben leicht würden, und so griff er in dieser Schwierigkeit nicht nach den Taschen der Bürger, er verzichtete zunächst auf die stolzeste Herrenlust, auf das Bauen. Schon ragten die Mauern des Schlosses Gottesaue mächtig in die Höhe und ließen ein prächtiges, wohlabgewogenes Werk ahnen, da mußte der italienische Architekt und die meisten Arbeiter entlassen, die Mauern, damit kein Verfall eintrete, mit einem Notdach abgedeckt werden, und nur ein Werkführer war mit wenigen Arbeitern beschäftigt, das untere Geschoß in leidlichen Stand zu setzen, so zwar, daß für eine künftige reichere Ausgestaltung nichts verdorben sei. Der Markgraf ersparte es sich nicht, von Zeit zu Zeit nachzusehen, so vorwurfsvoll, so unerträglich ihm der Anblick des niedrigen, gestreckten Mauerklotzes mit seinen Vorsprüngen, seiner Zufahrt zu dem säulengeschmückten Tor, seinen verschlagenen Fenstern und leeren Nischen auch war.

Er umritt es und durchschritt es, er wandelte allein durch die Gänge, Säle und Zimmer, durch deren

bretterverschlagene Fenster nur wenig Licht eindrang, er stand, prüfte und träumte es fertig, er gedachte der Zukunft, da er, um andere Bürden erleichtert, hier weiterschaffen könnte, bis es mächtig in die Höhe ragte, aufwärts und abwärts ins Land glänzend. Er drang in alle Winkel und blieb endlich vor einer schweren, roh angebrachten Tür stehen. Er fühlte plötzlich sein Herz hämmern und wollte umkehren. Er bezwang es und trat trotzig auf die Tür zu. Als er aber den hölzernen Pflock ergriff, mit dem sie geschlossen war, da rann ihm der Schauer über den Rücken, er fühlte sein Haar sich stellen, er sah durch die geschlossene Tür wieder jenen Mönch in der schwarzweißen Kutte sich aus dem Hintergrunde des Raumes erheben, die Arme und Knochenfinger weit ausbreiten, aus fürchterlichem Totenkopf ihn anstarren und mit vorstoßenden Händen nach ihm langen — — und wie damals eilte er, von Entsetzen geritten, ins Freie, in die warme Sonne.

Erschöpft ließ er sich in der Nähe der Arbeiter nieder, das Grauen verrinnen zu lassen und seinen Schweiß zu trocknen.

Unweit ein Feuerlein bemerkend, über dem ein welscher Maurer die Polenta kochte, trat der Fürst näher, befahl seinem Reitknecht, mehr Holz anzulegen und in dem Kranze der glühenden Asche einige der mitgebrachten Kartoffeln zu rösten. Er setzte sich ans

Feuer, unterhielt sich mit dem Italiener und teilte ihm, als die Kartoffeln gar waren, wie auch dem Reitknecht und andern in der Nähe Befindlichen von dem seltenen Leckerbissen mit. Beruhigt und befriedigt stieg er dann zu Pferd.

Der kleine Erfolg mit der Kartoffel hatte seinen Geist wieder gänzlich freigemacht. Er war guter Dinge und voll Hoffnung. Er empfand die ihn umgebenden Widerstände leichter und war zugleich geneigt, sie sich leicht zu machen. Im Suchen nach Mitteln zum Weiterbau fiel ihm der immer dringendere Wunsch des Herzogs von Württemberg ein, die Ämter Besigheim und Altensteig, alten Zähringer Besitz, zur Gebietsabrundung zu erwerben. Der gute Freund und Nachbar! Er nutzte natürlich den Moment, wo der Markgraf in allen Richtungen Schwierigkeiten hatte und die Gunst und Hilfe eines evangelischen Fürsten keinesfalls verscherzen durfte! Was war zu machen? Was blieb ihm übrig? Er mußte — mußte! Und was galten ihm schließlich Besigheim und Altensteig, wenn die Markgrafschaft Baden-Baden dagegen ins Spiel kam! Die durfte nicht verloren gehen. War sie erst sicher, so konnte in kommender besserer Zeit der Verlust jener Ämter durch Erwerb anderen Gebietes aufgewogen werden. Jetzt war Geld und gute Nachbarschaft hoch vonnöten.

In diesen Gedanken war er durch das Bienleinstor

in Durlach eingeritten; er ließ sich aber durch das Leben der Stadt und die Grüße der Bürger nicht stören, und erst, als er, im Schloß angekommen, die riesige Rampe hinaufritt, die ihm das beschwerliche Treppensteigen sparte und bis in das Obergeschoß zu fahren gestattete, da riß die Kette seiner Erwägungen und Berechnungen ab. Übermütig befiel ihn der Gedanke, statt oben gleich abzusteigen, den Gang entlang bis vor das Schlafgemach zu reiten, in dem sich seine Gemahlin, die Langschläferin, gewiß noch auf dem breiten Lager dehnte. Es müßte entsetzlich den Flur hindonnern und schmettern und klirren, die Frau würde aus ihrem Halbschlaf von Schrecken durchzuckt und von Grauen überrieselt auffahren — Er würde sich vom Pferde sputen und hineineilen, um noch ihren entsetzten Blick, ihren bewußtlosen Schrei, ihren emporgereckten Leib aufzufangen und die rasende Flucht ihres Herzschlages in seine ruhige Brust herüberzittern zu lassen. — Ruhig —? Er bebte schon. Ihr Anblick, nur der Gedanke an sie überkam ihn jeweils wie eine Schwäche: er vergaß, was eben noch seinen Geist verlockt, seinen Ehrgeiz erhitzt, seinen Willen über seine Kräfte hinaus gespannt hatte, und was ihn nun erfüllte, war so einfach, erreichbar und darum tröstlich, der Wille, dieser Frau zu gefallen und sich ihrer zu freuen.

So war es gewesen, als er sie vor achtzehn Jahren

in Heidelberg zum ersten Male sah, die eben angetraute Gemahlin seines Freundes, des Pfalzgrafen Ludwig. Sofort hatte er sich der Vermählungspläne, mit denen er gerade umging, gänzlich entschlagen, obschon ja der Pfalzgraf bei guter Gesundheit, die Pfalzgräfin Anna eine treue Frau und er selbst von strengen Grundsätzen war. Aber was sollte ihm ein anderes Weib, solange ihm dieses im Blute läge! Er war so von ihr besessen, daß er ihren Anblick nicht länger ertrug, sondern abreiste und den benachbarten Fürstensitz mied. Und tief ward er betroffen, als nach einjähriger Ehe der Pfalzgraf Ludwig aus dem Leben schied: hatte er, der Markgraf, nicht manchmal eine schwache Stunde gehabt, wo er den Gedanken, sein beneideter Freund könnte frühzeitig sterben, nicht von sich zu weisen imstande war! Aber über diesen Vorwurf hinweg jubelte sein Herz, als er zur Beisetzung nach Heidelberg ritt. Nun, selbst in der ersten Trauerzeit, war es ihm nicht mehr möglich, sich zu bescheiden: er blieb einige Wochen am Neckar, um sich der verwitweten und, weil kinderlos, nun auch hier heimatlosen Frau zu nähern, und als er dann nach Hause zurückkehrte, nahm er die Sicherheit mit, in schicklicher Zeit um ihre Hand werben zu dürfen. Und mächtig war er erregt und erhoben von der Fügung Gottes, die seinen aussichtslos glühenden Wunsch mit so rascher Erfüllung begnadet hatte. Nach einem Jahre hob er

Anna von Ostfriesland oben am Portal — dem er jetzt auf der Rampe zuritt — als seine Gemahlin aus dem Sattel und war so wenig Herr seiner Regungen, daß er die noch in der Luft Schwebende ungestüm an seine Brust riß und ihre wie Rosenblätter aus dem weißen Gesichte glühenden Lippen küßte. Und so war die in kinderloser Ehe jung und frisch gebliebene Frau immer noch seine Ruhe und Unruhe.

Oben auf der Rampe stand schon ein Diener, um zu melden, daß die Markgräfin im Lusthause des neuen Schloßgartens den Gemahl zum Frühstück erwarte.

Nun ritt der Fürst ohne weiteres die Rampe wieder hinab und hinüber zum Parke. Es freute ihn, sich der geliebten Frau wieder einmal in freier Kraft und Frische zeigen zu können.

Die Markgräfin hatte sich in der nach vorn offenen Vorhalle des Lusthäusleins niedergelassen und wartend in die Morgenstille des Parkes hinausgeträumt. Aber die Wärme der noch niedrigen Sonne fing sich in dem kleinen Raume, die Frau empfand ihn bald als einen Käfig und blickte sehnsuchtsvoll zwischen den weißen Säulen hinaus und nach dem viereckigen Rasenplatz hinüber, auf dem noch Baumschatten schwankten und dessen betautes Grün rote, blaue und goldene Funken in der bewegten Luft aufleuchten ließ. Da befahl sie, einen roten Teppich mitten auf den

Rasen zu legen und ein achteckiges Zelt darüber aufzustellen. Es unterhielt sie, von ihrem Platze aus die Leute drüben arbeiten zu sehen und ihnen ab und zu einen Befehl zuzurufen, bis das weiße, gelb und rot gefütterte Leinwanddach ganz nach Wunsche dastand und die Seitenwände zusammengerafft und in schweren Knoten um die Stangen aufgewunden waren, so daß die frische Luft frei unter dem Zelte durchstreichen konnte. Mitten hinein wurde ein Sessel gestellt, und dann mußten sich Damen und Diener entfernen.

Die Fürstin betrachtete eine Weile das einladende, nun schon so verlassen erscheinende, träumeerweckende Plätzchen und mußte an Rittergeschichten denken, an Iwein und Amadis und den rasenden Roland, an die Liebesnot irrender Ritter und Damen. Langsam erhob sie sich, stieg die Stufen hinab und ging in der wohlig frischen Luft hinüber zu dem Rasenbezirk, sie raffte mit der ringfunkelnden weißen Hand das perlgraue Seidengewand auf, daß nur noch eine geringe Schleppe rauschte und die Taublitze von den Gräsern wischend, eine grünere Spur durch den Rasen zog. Sie schmiegte sich bequem in die Kissen des Sessels und dachte an irgendeine verratene, im wilden Walde ausgesetzte Frauentugend, die von einem vorbeiirrenden Ritter befreit und gerächt und im kochenden Jungbrunnen neuer Liebe wiedergeboren wird, — sie träumte und wartete.

Aber kein Ritter brach blank durch das Dickicht, es blieb still, selten klang eine Vogelstimme; von fernen Äckern, wo gepflügt werden mochte, drang das Gekreisch der Krähen her. Die Markgräfin wurde des Wartens müde und, als sie hinten im Parke Kinderstimmen hörte, da rief sie:

„Kuckuck! — Kuckuck! — Kuckuck!“ aber auf die näherkommenden Antwortrufe der Kinder schwieg sie; den Kopf senkend, schaute sie in den Schoß und regte sich nicht.

Sechs oder acht Mädchen und Knaben verschiedenen Alters tauchten, laut streitend, aus dem gegenüberliegenden Parkdickicht, blieben aber, als sie die Fürstin scheinbar schlafend im Zelte sitzen sahen, verstummend stehen. Dann flüsterten und kicherten sie, schlichen näher und hielten in andächtiger Entfernung vor dem Zelte. Sie stießen einander mit den Ellbogen, schüttelten die Köpfe, zuckten mit den Achseln, nickten und staunten dann wieder die ruhende schöne Frau an, die Mädchen voll Bewunderung, die Buben voll Sehnsucht und Verwirrung.

Da gab der junge Reischach dem Freistett, dem die Fürstin gern mit der Hand in die dunklen Locken fuhr, einen kräftigen Stoß in den Rücken. Der zierliche Knabe taumelte vorwärts und suchte sich erst mit überraschten Gebärden zu hemmen; gleich aber überließ er sich dann der Kraft des Stoßes, lenkte ge-

schmeidig seinen Körper und brach schließlich gerade vor den Füßen der Markgräfin mit beherrschter Bewegung in die Knie. Dennoch etwas bang erhob er seine Augen zu der Fürstin, begegnete aber nur einem ruhig prüfenden Blick und zufriedenen Nicken.

„Das war schön, Freistettchen!“ sagte sie, „das war gut gemacht.“

Er ward rot, blickte zu Boden und ergriff in plötzlicher Bewegung den Saum ihres Gewandes.

„Nicht!“ sprach sie rasch und reichte ihm ihre Hand, die er doch kaum mit seinem Kusse zu streifen wagte.

Unterdessen waren nun auch die andern Kinder hergestürmt, aufs Knie gesunken und haschten nach der Hand der Markgräfin. Reischach, in der Meinung, Freistett könnte nun zufrieden sein, wollte ihn beiseite schieben. Da kochte in diesem der Zorn über den vorigen Stoß des Gespielen wieder auf, er umfaßte den andern mit den Armen, warf sich mit ihm zurück und ein Ringen begann. Die andern wollten wehren; aber die Fürstin befahl, sie gewähren zu lassen, und schaute eine Weile zu, wie die jungen schlanken Körper sich auf dem roten Teppich hin- und herwälzten und einander zu übermannen suchten. Dann gebot sie Frieden.

Als die beiden Gegner mit hochatmender Brust dastanden, rief Reischach, das gelbe Haar aus dem Gesicht streichend:

„Ja — ich hätt ihn aber schon noch untergekriegt!"

„Das will ich erst einmal sehen!" fuhr Freistett von neuem auf.

„Aber ich will es nicht sehen!" sagte die Fürstin lächelnd. Da senkten beide beschämt die Köpfe und traten auseinander.

„Tante —" fragte Jakobea, „dürfen wir Euch nun zum Guten-Morgen die Hand küssen?"

„Ich möchte nicht schuld daran sein, daß das Laster des Neides bei euch aufkäme, auch glaube ich, ihr könnt bei dieser Feierlichkeit immer noch lernen und euch vervollkommnen; ich werd es also über mich ergehen lassen müssen. Nur bitte ich mir aus, daß es jetzt mit Würde und ohne Brudermord abgeht!"

Mit spielerischem Vergnügen nahm sie eine stolze Haltung an, lächelte hochmütig und huldvoll und beobachtete zugleich prüfend die Bewegungen der Kinder, die sich nacheinander mit Verbeugung, Kniefall und Handkuß ihr näherten.

Darüber kam, seinen Herrn zu suchen, Hauptmann Gößlin des Weges daher, blieb aber in der Entfernung tief grüßend stehen.

„Wir spielen Schule, Hauptmann. Ihr kommt doch nicht als Spielverderber?"

„So wenig, daß ich wünschte, mitspielen zu dürfen, Fürstliche Gnaden! ich habe nie eine so verlockende Heckenschule erlebt."

„Er scheint galant gestimmt,“ fuhr die Fürstin fort. „Was meint ihr? wollen wir ihn mitmachen lassen?“

„Jawohl!“ rief Jakobea, „komm, Leu!“ und sie lief hin und zog ihn am Arme herbei.

Eine plötzliche Schwere bekämpfend, trat er langsam näher, erwies der Markgräfin seine Reverenz, bog das Knie, neigte sich tief über ihre Hand und drückte gegen seine Absicht unwillkürlich einen heftigen Kuß auf die weißen beringten Finger. Eine aus ferner Vergangenheit wieder aufstürmende Wallung des Blutes durchglühte und durchbrauste ihn. Wie jung und alt war auch er einst von dem Reize des wenn auch nicht fehlerlos schönen, doch echt weiblichen liebesgemäßen Leibes und Wesens der Frau berückt, gequält, verfolgt worden; dann hatte er gelernt, in ihrer Luft ruhig zu atmen, und nur selten im Laufe der Jahre schuf die Laune der Fürstin eine Lage, die ihn verwirrte. So hielt er auch jetzt noch einen Augenblick den schwindelnden Kopf tief gebeugt, ehe er sich zu erheben und in die schönen Augen zu blicken vermochte.

„Was nun?“ rief die Markgräfin, indem sie lächelnd von ihm wegschaute.

„Blinde Kuh!“ verlangte Prinzessin Anna, Jakobeas ältere Schwester.

„Das würde euch wieder gefallen!“ erwiderte die Fürstin. „Nein, nein!“

„Der Fuchs geht rum!“ wollte ein Knabe.

„Daß ich wieder die Prügel kriege! — ihr seid eine schlechte Bande, — eine respektlose!"

„Frau Mutter, leih mir d Scher!"

Das wurde genehmigt. Statt an Bäume stellten sich die Spielenden an die Stangen des Zeltes, das Laufen und Haschen begann und die Kinder hatten ein besonderes Vergnügen, wenn die Markgräfin im Spieleifer statt „Frau Mutter, leih mir d Scher!" nach ihrer heimatlichen Weise rief: „Verwechselt, verwechselt das Bäumchen!" Leuprant aber konnte es der Fürstin nicht recht machen. Um nicht von ihr berührt zu werden, noch sie berühren zu müssen, ließ er sich nie von ihr fangen und holte er sie niemals ein, sie mochte noch so langsam gehen. Drum schalt sie, er mache Ernst, statt zu spielen, bald auch, er nehme das Spiel nicht ernst. Und das würde ihr wohl rasch ihre große Lust an dem Necken und Triumphieren, Entgleiten und Zusammenprallen, Gewühl und Gekreisch verleidet haben, wenn nicht überraschenderweise Hufgeklapp erschollen und der Markgraf einhergetrabt wäre.

Er schwang grüßend den Hut nach dem Zelte, wo plötzlich alle stillstanden und nach ihm umschauten. Die Gemahlin lachte ihm verwundert entgegen und freute sich darüber, wie hoch und frisch er auf seinem Schimmel saß, und wie das Tier auf dem dunklen Hintergrund der Buchenhecke leicht und zierlich Kopf

und Beine warf, den Schweif schnellte und mit den Hufen den Sand des verwundeten Weges nach allen Seiten spritzte.

Der Markgraf stieg mit absichtlicher Gemächlichkeit ab, umschritt prüfend langsam das Tier und klopfte ihm den Hals und erst, als er das Blut wieder richtig in den Beinen fließen und die Steifheit aus ihnen gewichen fühlte, übergab er es dem herbeigeeilten Reitknecht, zog die Handschuhe aus und ging nun mit raschen Schritten auf die Gemahlin zu, neigte sich und küßte die Hand, die sie ihm entgegenhob. Sie hatte sich gesetzt und empfing ihn im Halbkreis der andern, jede Bewegung prüfend, mit leuchtenden Blicken.

„Endlich!" sagte sie, und ihr vom Spiele leicht gerötetes Gesicht und ihre stark bewegte Brust schienen ihm dasselbe zu sagen.

„So und jetzt könnt ihr alle abkommen!" sprach sie freundlich nickend zu den Kindern.

Nachdem diese den Fürsten begrüßt und sich entfernt hatten, nachdem Gößlin auf später beschieden war, wurde ein Tisch gebracht und aufgetragen; dann wichen die Diener auf Rufweite zurück.

Die Markgräfin ergriff mit beiden Händen die Rechte ihres Gemahles, drückte sie zärtlich, zog ihn zu sich heran und sagte schmeichelnd:

„Du sahst so gut aus! Du kamst so schön daher!"

Er lachte, er lachte sie gutmütig ein wenig aus.

„Nein —,“ erwiderte sie unbekümmert, „es ist so schön für eine alte Frau, wenn sie auf ihren Mann noch eitel sein darf.“

„Eine alte Frau, die mit den Kindern tollt, deren Mund wie brennende Liebe glüht, mit der Brust einer Zwanzigjährigen und mit Armen und Händen, — für die der Vergleich fehlt.“ Er hatte ihre Hand gefaßt und über ihren Arm heruntergestrichen und behielt eine Weile ihre Hand in seinen beiden.

Während er dann kräftig aß und trank, unterhielt ihn seine Gemahlin, die wenig genoß, mit allem, was ihr durch den Sinn ging, und ihr Sinn hatte seine Freude an allem, was das unbekümmerte Leben bewegt und erregt, an Essen, Kleidern, Liebe, Dienerschaft, am Klatsch der Stadt wie am Klatsch der Hofgesellschaft. Da sie freundlich und heiter mit dem Geringsten verkehrte, und ihre Neugier nicht als solche, sondern als teilnehmende Lust an allem, als Hunger der Phantasie erschien, so erfuhr sie alles, was sie wissen wollte. Um Regierung und Staatsgeschäfte aber bekümmerte sie sich nur, wenn sie etwa abenteuerlich wurden. Für den Markgrafen war ihre Unterhaltung ein Ausruhen in der Harmlosigkeit des Daseins, und um so heftiger war hinterher sein Bedürfnis, zu handeln, zu planen, den Sinn der Zukunft zu erforschen und ihrem Willen entgegen- oder zuvorzukommen. So gingen am Ende

der Mahlzeit seine Gedanken schon nach dem Hauptmann Gößlin, als die Markgräfin der gleichen Richtung folgend, von jenem anfing und sprach:

„Eigentlich — war der Hauptmann ein wenig unartig!“ und sie erzählte. „Ich weiß nicht, woran es lag; aber ich empfand fast etwas Verletzendes.“

„Er ist der letzte, der sich etwas vergäbe!“ entgegnete Ernst Friedrich. „Aber er hat nicht die Gabe des Spielens.“

„Ich will nichts über ihn sagen —“

„Kannst — du etwas über ihn sagen?“

„Nein, eben nicht! Das ists! Ich mag die Leute nicht, über die nicht ein wenig geklatscht wird!“

Der Markgraf lachte auf und rief:

„Ich werd ihm sagen, daß er dir eine recht unglückliche Liebe erzählen muß, wenn er's nicht ganz bei dir verschütten will!“

„Er wird ja doch nicht die Wahrheit sagen! er wird etwas erfinden.“

Der Markgraf zuckte lächelnd die Achsel und sprach:

„Bei Männern würde ihn das empfehlen. Bei unsern Frauen haben es unsere Freunde nicht leicht, — und für uns,“ er klopfte sich auf die Brust, „für uns ist das nicht ganz unschmeichelhaft!“

Er küßte der Gemahlin herzlich zunickend die Hand und erhob sich, da gerade Gößlin erschienen war. Er begab sich mit dem Hauptmann in die Vorhalle des

Gartensaales, setzte sich in die Ecke, wo ihn die Sonne, die er liebte und nötig hatte, warm umfing, und war alsbald in die Geschäfte so vertieft, daß er nicht in acht nahm, wie seine Gemahlin, die sich hatte ein Buch bringen lassen, nach kurzem aufstand, von den Stimmen der Männer gestört, das Zelt verließ, den Rasen langsam überquerte und verschwand.

„Nun —?“ fragte der Fürst. „Du siehst so unzufrieden aus, fast ein wenig verekelt.“

„Ja — ich wäre lieber mit dieser Sache möglichst verschont geblieben! Aber den Herren, die den Brei gekocht haben, ist er nun zu heiß, — und da soll ich blasen.“

„Blasen —?“ wiederholte Ernst Friedrich und runzelte die Stirn.

„Ew. Fürstl. Gnaden —“

„Bitte!“ unterbrach der Fürst.

„Du hast auf elf Uhr Sitzung wegen der Pforzheimer Angelegenheit anberaumt. Die Berichte des Statthalters und die der Bürgerschaft besagen in verschiedener Auffassung dasselbe, daß nämlich der Statthalter in der Präsentation der Geistlichen von der Bürgerschaft unterbrochen, daß ihm die Annahme der Geistlichen von der Bürgerschaft abgeschlagen und daß er von einem Pöbelhaufen mit Hohn ins Schloß zurückbegleitet worden ist.“

„Der Statthalter hätte die Haupthähne herausgreifen und mit aufs Schloß nehmen sollen!“

„Ja, können vor Lachen!" brummte Gößlin.

Der Markgraf sah ihn groß an.

Der Hauptmann fuhr fort:

„Darüber war zu beraten. Nun ist heute in der Frühe neuer Bericht eingelaufen. Demnach geriet die Bürgerschaft nachmittags auf mündliche und schriftliche Rachedrohung des Statthalters in neue Aufregung, tat sich auf dem Markte zur Beratung zusammen und verband sich einschließlich des Adels mit einem leiblichen Eide, in allen weltlichen Dingen dem angestammten Herrn allen schuldigen Gehorsam zu leisten, in geistlichen Dingen dem durch Taufe und Konfirmation bekannten Gotte treu zu bleiben auf Tod und Leben, — gegen die Rache des Statthalters alle für einen zu stehen."

Der Markgraf gab keinerlei Zeichen, er saß unbewegt da und blickte mit gerunzelten Brauen vor sich hin.

Gößlin war nicht sicher, wie das zu deuten sei, ob als überlegende Ruhe, ob als Stille vor dem Sturm. Er war von den Räten vorgeschickt worden, weil ihnen vor des Fürsten Vorwürfen bangte. Sie fühlten zudem, mit der drei Wochen dauernden Entziehung der Seelsorge den lutherischen Fürsten einen allzu empörenden Grund zur Parteinahme gegeben zu haben und wollten darum am liebsten den ganzen Handel für jetzt fallen lassen, fürchteten aber, mit dahin zielenden

Vorschlägen nicht gegen den Zorn Ernst Friedrichs aufzukommen; darum sollte der Hauptmann vorgehen. Wenn sich erst gegen diesen die Aufregung entladen hätte, wollten sie durch ein klein- und demütiges Eingeständnis ihres Irrtums, ja, Unrechtes gegen die lutherische Stadt den Fürsten überraschen und rechneten damit, daß er in der Beschämung und verletzten Eitelkeit froh sein werde, die Sache rasch und still aus der Welt zu schaffen. Das sagten sie dem Hauptmann, als sie ihn um einen vorbereitenden Bericht an den Herrn baten, natürlich nicht; er brachte sie aber doch so weit zum Reden, daß er sie durchschauen konnte. Danach willfahrte er ihnen; denn er hoffte, den Freund durch eine möglichst ruhige und nüchterne Darstellung soweit beeinflussen zu können, daß er der Ratlosigkeit der Räte nicht erst recht mit seiner bekannten Hartnäckigkeit antworte.

Als nun der Markgraf schwieg, da warf der Hauptmann, um die Stimmung zu prüfen, noch hin:

„Der Advokat Ebertz will versuchen, beim Reichskammergericht in Speier eine Klage gegen die markgräfliche Regierung anzubringen."

„Klage —?" wiederholte der Fürst. „Dummes Zeug! Ich werd ihn aufheben lassen, den Kerl!"

„Auch nach Emmendingen an den Markgrafen Georg Friedrich hat die Bürgerschaft einen Bericht abgeschickt — und hat um Beistand gebeten."

„An — meinen — Bruder —?“

„An deinen Bruder als ihren Erbherrn!“

Der Fürst nickte sinnend:

„Zartfühlende Leute!“

Der Freund platzte in Gelächter aus und sprach, da der Markgraf ihn verwundert anschaute, immer noch lachend:

„Das Zartgefühl hast du ihnen ausgetrieben mit der geistlichen Hungerkur!“

Nun lachte der Markgraf auch und gab zu:

„Es ist ja richtig.“ Er regte sich aber nicht auf. Gleich bei den ersten Worten Gößlins hatte er die Vorsicht des Rates als Feigheit empfunden und das hatte ihn kühl gemacht. Dazu kam, daß er sich dem in dieser Sache andersgesinnten Freunde gegenüber nichts vergeben wollte. Er hatte also ganz sachlich den Gründen des Mißlingens nachgedacht und überraschte nun den Hauptmann, indem er anfing:

„Ich habe Fehler begangen. Ich hätte mir klarmachen müssen, daß durch Entziehung der Seelsorge entweder eine trotzige Versteifung auf das Luthertum oder eine Verwilderung wahrscheinlich sei, höchst unwahrscheinlich dagegen ein Nachgeben. Eine geistliche Hungerkur — wie du sagst — ist nicht genug; die meisten würden sich daran gewöhnen. Könnte ich sie dagegen am Magen kränken, könnte ich ihnen das tägliche Brot und den täglichen Wein entziehen —“

„— und den Käs dazu, wie jener Pfaff sagte," warf Gößlin ein.

Der Markgraf lachte:

„— und den Käs dazu! allerdings! dann wäre den Pforzheimern ihr Witz bald vergangen! dann wäre ihnen der kalvinische Segen lang recht, wenn es nur wieder Käs und Brot und Wein gäbe!"

Gößlin sah den Fürsten mit bitterem Lächeln an und nickte mehrmals schwach mit dem Kopf, als wollt er sagen: auch eine Ansicht!

„Du bist natürlich nicht meiner Meinung —?!" sagte Ernst Friedrich ungeduldig.

„Gewiß nicht!"

„So sprich dich doch aus!"

„Du sagtest, du habest einen Fehler begangen; ich meine, du habest ein Unrecht begangen, und damit ist eigentlich genug gesagt. Alles andere ergibt sich hieraus." Er schwieg. Wie schon seit Jahren wollte er sich auch jetzt begnügen, den Gegensatz, in den ihre religiöse Entwickelung sie gebracht hatte, nur anzudeuten. Den Markgrafen umstimmen zu können, bildete er sich längst nicht mehr ein. Aber die Verschiedenheit des Glaubens brauchte ja keinen Riß in die lebenslange Freundschaft zu bringen. So hielt er sich in diesen Konfessionskämpfen zurück und ruhig, und wenn er, wie jetzt in der Sache seiner Vaterstadt, mit verwickelt wurde, so bemühte er sich, zu besänftigen.

„Ja, ja,“ erwiderte der Fürst, „die alte Geschichte! Du sprichst mir das Recht ab, zu reformieren —“

„— Auf diese Art zu reformieren!“ warf Gößlin ein. „Christus hat die Krämer und Wucherer aus dem Tempel gejagt; aber den siebenarmigen Leuchter hat er nicht in die Küche gehängt und die Bundeslade nicht zur Futterkiste gemacht: er hat die Geräte der Andacht und Verehrung gelassen, wo sie waren; aber die Andacht, die sie erregten, hat er auf seine Worte abgelenkt und mit seiner Lehre erfüllt und erneuert. Er hat nie unrecht getan und sich auf seine Sendung und Gotteskindschaft berufen. Er hat nicht gezeigt, wozu man einen armen Menschen mit Gewalt zwingen kann; er hat gesagt: geht in euch! kehrt um! liebt einander! folgt meinem Beispiel! und hat gezeigt, wie man der Gewalt widersteht. Du kannst mich zwingen, zu sterben oder zu Kalvin in die Kirche zu gehen; aber du kannst mich nicht zwingen, dem Kalvin zu glauben, kannst mich nicht zwingen, reinen Herzens zu sein! Wenn du meinst, auf dem Weg und nach den Worten Kalvins sicherer zu Gott zu kommen als mit Luther, so ist das dein Recht; wenn du aber uns von dem Vorzug dieses Weges überzeugen willst, so geh ihn vor unsern Augen! zeige dich besser, als wir sein können! überwinde uns durch das Gute, das du tust!“

„Wenn ich Bürger oder Apostel wäre,“ sprach der Markgraf, „dann könntest du so reden. Ich bin aber

Fürst und habe Land und Leute zu regieren, das heißt zu Recht und Pflicht und Ordnung zu leiten und zu zwingen, hab einfach das zu tun, was ich als Gottes Auftrag erkannt habe. Als Kinder wurden wir zur Wahrhaftigkeit, zur Ordnung, zur Frömmigkeit, zur Arbeit — gezwungen, drum lieben wir jetzt Arbeit und Ordnung; andernfalls wären die meisten zu Taugenichtsen geworden. So muß das Volk zur Arbeit und allem Guten fortwährend gezwungen werden, durch den Hunger, durch die Gemeinde und Zünfte, Polizei und Regierung! Die meisten gehen lieber ins Wirtshaus als zur Arbeit oder Kirche. Ich nötige jeden, das Eigentum und das Leben des Nächsten zu achten, — warum denn nicht auch, Gott zu achten?! Ohne den Zwang würde er sich um Gott so wenig wie um dein Eigentumsrecht kümmern. Die Eltern werden jetzt zum reinen Glauben gezwungen und hören ihn mit Widerstreben an; ihre Kinder werden in ihm aufwachsen und für die klare, frische Luft dankbar sein!"

Gößlin schwieg eine Weile. Aus selbstbewußtem Bürgertum stammend, stolz auf dessen Kraft und Glanz, konnte er solche Meinung nicht gelten lassen; gar wo sie seine Vaterstadt bedrohte, war sie ihm verrucht.

„Die Ansprüche sind verschieden —" sagte er endlich zögernd. „Ich denke, das Beste, worüber du gebieten könntest, ist der Mann, der seiner sicher ist;

dessen Heimliches nur Stolz und Scham ist. Zwinge einen Mann, seinen Glauben zu widerrufen oder zu verbergen, — und er hat Schande zu verheimlichen, — ist kein Mann mehr."

Ernst Friedrich schüttelte nur mit besserwissendem Lächeln den Kopf und sprach dann:

„Ich komme darauf zurück: ich habe einen Fehler gemacht. Ich werde versuchen, ihn zu verbessern. Gewalt brauchen kann ich zur Zeit nicht; Pforzheim ist eine wehrhafte Stadt und hat den Adel — ich werd es den edlen Herren ankreiden! — und die Landschaft hinter sich, während ich meine Truppen in Baden lassen muß. Ich werde — also — die drei lutherischen Pfarrer wieder mit der Amtsführung beauftragen. Der Superintendent bleibt abgesetzt; denn er hat den Frieden gestört!"

„Na, —" machte Gößlin lächelnd.

„Bitte —?"

„Den Frieden gestört hat niemand als dein Herr Obervogt."

Der Markgraf runzelte die Stirn und überlegte einen Augenblick, lächelte und sprach:

„Du bringst mich auf einen Gedanken: ich werd auch den Obervogt abberufen! — Den Unfug des Religionseides werd ich auf sich beruhen lassen. Die Stadt wird zwar sagen: der Markgraf huft, er gibt klein bei, er merkt, daß es so nicht geht!

— — mag sie! Hauptsache ist für jetzt, daß sie sich beruhigt."

„Die Beruhigung wird nicht so einfach sein, wie die Beunruhigung war!"

„Du weißt mehr —? Raus damit!"

„Nein, ich weiß nichts weiter. Ich war, seit dieser Handel schwebt, nicht zu Hause, und werde, solang er währt, nicht hingehen. Ich will versuchen, nicht zwischen die zwei Mühlsteine zu geraten. Ich bin mein ganzes Leben her mit dir verbunden, dir verpflichtet, dein Diener und kann natürlich nicht meinem bisherigen Leben und Tun absagen und mir meine Treue ausreißen, weil du eine Regierungshandlung gegen meine Vaterstadt vollziehst, die ich längst kommen sah. Ich würde aber unter meinen Verwandten und Nachbarn und Gespielen, in unsern Häusern und auf unserm Markte wohl nicht umhin können, mich als einen der Ihrigen zu fühlen. Zwischen diese beiden Mahlsteine möcht ich nicht kommen, ich hoffe, am Rande liegen zu bleiben. Alles geht vorüber. — Ich habe also nur selten einen Pforzheimer gesprochen, sie meiden mich wohl auch als deinen Gefolgsmann. Ich weiß weiter nichts; ich wollte dich nur warnen, sie zu unterschätzen. Bisher hast du sie unterschätzt."

Ernst Friedrich sah den Sprecher an. Was dieser zuletzt sagte, hörte er kaum. Wie etwas ganz Neues war ihm die jahrzehnte lange Ergebenheit dieses

Mannes bewußt geworden und hatte ihn mit heißer Freude und Innigkeit durchströmt; dann hatte ihm der Gedanke, daß dieser Mann ihm doch nicht ganz gehöre, fast den Herzschlag gelähmt und eine ungeahnte Unsicherheit war erschreckend über ihn gekommen; aber der Anblick des ernsten, offen redenden Menschen hatte ihn ebenso rasch wieder beruhigt, und nur ein wenig Eifersucht war noch in den Wunsch gemischt, den Freund ganz und gar seiner Vaterstadt wegzunehmen. Er streckte die Hand weit geöffnet hin und sprach:

„Leu, du bist ein echter Kerl! Wir wollen zusammenhalten!" und als Gößlin beschämt einschlug, drückte und schüttelte ihm der Fürst heftig die Hand und rief: „Es gilt."

Der Hauptmann dachte: ja, aber, wir wollen zusammenhalten heißt eigentlich: Leu, du mußt zu mir halten!

Der Markgraf lehnte sich wieder in den Sessel zurück und schaute besinnlich vor sich hin.

Um ihn nicht zu stören, blickte Gößlin in den Garten hinaus, auf die große Rasenfläche, auf den dunkelroten Teppich mit den vielen sandigen Fußspuren, auf den Platz, wo vorhin die Markgräfin gesessen. Und wie man eine Gefühlsentscheidung des vertrautesten Nächsten zwar als solche erkennt und bewertet, aber nur selten — eben wenn man sie teilt —

eigentlich versteht und billigt, so wunderte er sich wieder über die unverwelkliche Liebe des Freundes zu dieser Frau, über sein untrübbares Glück an ihr.

Unwillkürlich sah er nach dem Fürsten hinüber. Der schien eingeschlafen zu sein: der Kopf war gegen die hohe Stuhllehne zurückgesunken, die Augen waren geschlossen, der Atem ging tief und regelmäßig, aber ungewöhnlich blutlos und gelblich lag das starke Gesicht auf dem weißen Tellerkragen, und die Röte des Haars und Bartes stach mehr ab als sonst, fast fuchsrot. Leuprant nickte beim Anblick des Erschöpften mehrmals bedenklich mit dem Kopf und dachte: hat er sich wieder zu viel zugemutet! immer wieder! stundenlang reiten, wenn man nicht fest ist!

Aber als könnte sein Blick den Schlafenden stören, sah er beiseit in den Garten. Und wieder tauchte das Bild der Frau vor ihm auf, der männerbetörende Reiz ihrer Gestalt und ihres Wesens, ihre straffe Fülle, ihre weiße, bläulich durchschimmerte Haut, der unbegreifliche schmerzlich-tierische Ausdruck, wenn sich der Mund öffnete, die starken Zähne schimmerten und aus den grauen Augen dieses Leuchten von Sehnsucht und Hingabe herausschlug, dieser zehrende Glanz. Und eine heitere spielende Frau! eine — treue Frau, — zweifellos! Aber — wie sicher seines Gefühles mußte ein Mann sein, wie stark, um einer solchen Frau zu vertrauen, in ihr Ruhe zu finden! Kühn — oder blind —?

Wieder sah er unwillkürlich zu dem Fürsten hinüber, der schlief und den Atem in kurzen, hörbaren Stößen durch die Nase stieß.

Der Hauptmann drehte sich wieder ab und dachte: er ist nicht blind, er sieht so viel wie ich. Er widerstrebt nicht, er hat seine Lust und Freude daran, er grübelt nicht, er hat seinen Glauben — an sich wenigstens — er wagt — versucht — zwingt!

Der Freund durchsah und verglich das ganze Leben des Markgrafen und versank in der Erinnerung vergangener Jahre, von denen er nur wenige fern von seinem Fürsten im Kriegsdienste zugebracht hatte — —

Schritte durch den Park her störten ihn aus dem Träumen: ein Lakai kam mit diskretem Geräusch um den Rasen herum. Nach einem Blick auf den noch immer schlafenden Herrn winkte der Hauptmann dem Diener ab. Specht tat erstaunt und zögerte zu gehorchen, und erst als der Hauptmann den Finger auf den Mund legte und drohend die Stirn runzelte, schlich er auf den Zehen wieder weg.

Gößlin rührte sich nicht auf seinem Sitze, er träumte weiter und kam aus des Markgrafen Leben in sein eigenes, das durch jenen entscheidend beeinflußt war. Die Altersgleichheit hatte den Sohn des Bürgermeisters Gößlin als Gespielen des Prinzen aufs Schloß gebracht, wo Markgraf Karl noch häufig Hof hielt, und den Sohn des Fürsten hinunter in das

reiche Haus des alten Stadtgeschlechtes. Mit ritterlichen Neigungen angesteckt, war Leuprant Kriegsmann geworden, hatte sich in allerlei Händeln der Zeit herumgeschlagen; die kriegerischen Träume und Hoffnungen waren allmählich zerronnen und schal geworden, nun trug er das Schwert in der Scheide, überließ den Drill den Liebhabern und half seinem Freund in den Geschäften. So schon geraume Zeit, — so künftig bis zu einem klanglosen Tode, den nicht einmal Schwerter umklirren werden. Um den Tod wenigstens sollte man sich schlagen, — wenn es sonst nie um was Rechtes ging!

Der Schlafende bewegte sich, Leuprant ward aufmerksam und beobachtete, wie jener tief atmete und seufzte, den Kopf rückte, die Augen öffnete und wieder schloß und sich endlich aufrichtete.

„Ich habe — geschlafen —?" fing er an. „Mir ist, — als wäre ich ohnmächtig gewesen!"

Der Freund sprang bestürzt auf.

„Bleib! Ich sage ja nicht, daß ich es war. Es ist mir nur so, als wäre ich ohnmächtig gewesen, — schwer in den Gliedern und schwer — und zäh — und trocken im Hirn. Ich bin zu viel geritten — habe viel gegessen — und habe dann noch mein Gift über die Pforzheimer und die Herren Räte hinuntergefressen. — — Ja, — an die Sitzung müssen wir auch denken!"

Gößlin versuchte zu lächeln:

„Zu spät! Specht war längst da, um uns zu holen; ich hab ihn geschickt.“

„Du hast ihn geschickt —?“

„Der Schlaf war dir nötiger als die Sitzung.“

„Ja — wie lang hab ich denn geschlafen?“

„Lange. Eine Stunde, — vielleicht anderthalbe.“

„So lange?!“ sprach der Markgraf mit zufriedener Miene. „Ich habe schwer geträumt, ich weiß nicht mehr, was alles . . . . aber plötzlich trat oben aus der Saaldecke der weiße Fuß der Meerminne des Vetters Staufenberg heraus, da wußt ich: das ist der Tod! und ich stürzte vorwärts, um die Woge des Lebens, die vor mir zurückebbte, einzuholen und noch einmal zu schöpfen; aber sooft ich nahe kam, schnellte sie wieder zurück. Ich eilte und streckte und quälte mich ihr nach, daß mir der Schmerz heiß das Hirn preßte, es war umsonst. — Weiter weiß ichs nicht mehr. — Es soll ja glückhaft sein, vom Tode zu träumen. — —

„Und was die Sitzung betrifft, so verzichten wir. Ich weiß ja schon, was zu tun ist. Dabei also bleibt es: die Pfarrer werden bis auf weiteres wieder zugelassen. Unser lieber und getreuer Johann von Münster wird aus besonderer Gnade und Rücksicht auf die erregte Stadt, bei der er mißkannt ist, seines Amtes beurlaubt und verläßt die Stadt in zwei Wochen.

Pforzheim wird sich nach Entfernung der Ursachen der Aufregung beruhigen."

Ernst Friedrich erhob sich hastig wie nach einem rasch erledigten Geschäfte, blickte in den Garten und sah gerade noch den von einem Wolkenschatten verscheuchten Sonnenglanz über die aufschauernden Wipfel hinweggleitend in den fernen blauen Himmel fliehen, er sprach den Anfang eines französischen Liedchens, der ihm gerade in den Sinn kam:

„Il s'en va, l'infidèle — —"

und sah zum Himmel auf. Es war aber nur eine der einsam durch die unendliche Bläue reisenden weißen Wolken vor die Sonne getreten und hing nun wie ein Ungetüm mit unheimlich sprühenden Gluträndern stoßbereit über dem Park. Der Fürst starrte eine vergessene Weile empor, schüttelte dann den Kopf und sagte:

„Sonderbar! Man wacht anders auf, als man eingeschlafen ist!"

„Wunderbar!" versetzte Gößlin.

Der Markgraf zuckte die Achseln, nahm des Freundes Arm und trat in den Garten. Und wie sie langsamen Schrittes zwischen Rasen und Gebüsch dahinwandelten, wurde plötzlich das gedämpfte Licht wie ein durchsichtiger Schleier über ihnen weggezogen, stark leuchteten ihre farbigen Gestalten aus dem Grün auf, und scharfgezeichnete Schatten flohen vor ihnen auf dem gelben Sandwege dahin.

Neuntes Kapitel

Der Beschluß des Markgrafen lief am andern Tage als Verfügung in der aufgeregt wartenden Stadt ein. Alle freuten sich der augenblicklichen Beruhigung; aber nur wenige waren harmlos genug, dem Frieden zu trauen, und sie wurden dafür ausgelacht. Die Pforzheimer hatten harte Köpfe und rechneten schon darum auch mit harten Köpfen auf der andern Seite, ganz abgesehen davon, daß die Zulassung der lutherischen Pfarrer nur „bis auf weiteres" erfolgt war. Zur Abberufung des Obervogtes zuckten sie die Schultern und meinten, der hätte ruhig dableiben können; es sei immer gut, wenn einer da wäre, den Narren zu machen. Und sie waren einig darin, daß man von jetzt an doppelt wachsam sein müsse. Der Lateinschulmeister Tobias Cartelius, ein großer Mensch mit fahlen Wangen und tief in den Höhlen liegenden gereizten Augen, der es der Stadt nachtrug, daß sie ihm gerade ihre unbändigsten Rangen Jahr für Jahr auf seine Lateinschulbänke lieferte, der rief mit schadenfrohen Blicken und strafend gerecktem Zeigefinger:

„Quidquid id est, timeo Danaos et dona ferentes", und in der Schule vergaß er nicht, den Buben einzubläuen, daß „et" hier mit „gar" zu übersetzen sei: „— ich trau ihnen nicht, gar wenn sie was schenken!" Selbst ein steifer Lutheraner, war er bereit, für sein

Bekenntnis zu leiden, wenn nur seine Mitbürger einmal exemplarisch bestraft würden!

Indessen ging jeder wieder seiner Arbeit nach und überließ es dem Bürgermeister und Ausschuß, Vorsicht zu üben. Die Pfarrer erfreuten sich in ihren Kirchen eines noch nie erlebten Zulaufes und versäumten nicht, nebst anderen ungeduldig wartenden Pärlein auch den Apotheker und Rat Joachim Michael Grieninger und die Jungfrau Pela Breitschwert aufzubieten. Michel lächelte überrascht, in dieser tausendmal gehörten Formel nun auch einmal genannt zu werden, und lugte nach seiner Braut hinüber; die aber saß unbewegt, als ginge sie das gar nichts an, neben ihrem schlummernden Vater. Die Vermählung sollte in vierzehn Tagen erfolgen, zufällig gerade an demselben Tage, an dem der Obervogt die Stadt zu verlassen hatte.

Pelas Brautschatz war schon seit Jahren vorbereitet, Grieningers Haus war im besten Stande und bedurfte nur der festgemäßen Reinigung, Auffrischung und Ausschmückung, und so konnten dem Paare diese beiden letzten Wochen in froher hastloser Vorbereitung dahingehen, — warme Septemberwochen, die einen Tag wie den andern mit dunklen Waldhügeln, gelben Stoppelfeldern und grünen Wiesen funkelnd aus dem weißen Morgennebel an die Sonne hoben.

Zwei Tage aber vor der Hochzeit begann die Stadt

unruhig zu werden, die Leute blieben wieder häufiger auf den Straßen stehen und liefen dann hurtiger weiter, in den Schenken rückten sie von Tisch zu Tisch, und immer fand noch einer Platz auf der Bank, wo sie doch sonst nicht bequem und breit genug sitzen konnten:

„Weiß keiner, was in den Kisten war —?"

„Was für Kisten?"

„— die sie vom Schloß abgeführt haben?"

„Was wird drin gewesen sein! Alter Kram, den sie hier nimmer brauchen!"

„A schwätz! Es waren keine alten Käskisten, es waren schwere eisenbeschlagene Kisten! Weltskisten, sag ich dir! Da war doch was drin!"

„Ja, du hörst immer die Flöh husten."

„Und du — du merkst nichts, bis dir die Katz den Buckel nunterläuft! Dann brennt's aber auch gleich in allen Gassen!"

„Jetzt — ich muß auch sagen, so ganz ohne ist es nicht. Mit dem Hauptmann war's einmal nicht sauber! Wenn der Markgraf einen Span mit uns hat, schickt er keinen, um die Bürger zu instruieren!"

„Was braucht der uns zu instruieren!"

„Instruieren! Es hat sich was mit instruieren! Es war immer alles ausgezeichnet. Aber in allen Weinstuben ist er gesessen und hat die Nase in den Schoppen gehängt —"

„Ja — und den Kunz hinter dem Ofen gespielt! Ich hab immer gedacht, dem Kerl trau der Henker!“

„Und plötzlich ist er fort wie weggeblasen! Keiner weiß, wohin.“

„Ich hab gestern mit meinem Vetter aus Durlach in Ellmendingen einen Weinkauf gehabt — er hat dort einen Acker gekauft — und hab gehört: in Heidelsheim werden Soldaten gemustert, ein paar Fähnlein —“

„Was geht denn uns Heidelsheim an!“

„Schwätz nicht so saudumm! Wenn der Rote was gegen uns vorhat, so mustert er nicht hier! Und wenn's hehlingen gehen soll, dann mustert er halt in der Pfalz oder im Elsaß! Die Herren helfen einander.“

„Ganz sauber ist's einmal nicht!“

Und das meinten auch die Hochzeitsgäste, die am Vorabend der Vermählung aus verschiedenen Richtungen bei Grieninger und Breitschwert eintrafen. Einzelne waren sogar umgekehrt und hatten bei solcher Gefahr auf das Fest verzichtet; die übrigen aber hofften, der Markgraf werde ja nicht gerade die Hochzeit stören wollen und wenigstens noch zwei Tage warten. Sie gaben sich alle Mühe um die Lust des Abends, sie zogen die Gelegenheiten bei den Haaren herbei und boten all ihren Witz auf, um der armen Braut auf immer neue Weise von den Schrecken nächtlicher

Überfälle, Übertrumpelungen und Eroberungen zu erzählen, und Pela wußte so verständnislos neugierig zuzuhören, daß dieses Thema zur Wonne der Gäste unerschöpflich blieb.

Indessen hatte der Bürgermeister dafür gesorgt, daß die Wachen auf Türmen, Toren und Mauern verdoppelt und zu schärfster Wachsamkeit angehalten wurden. Und die Männer taten ihre Pflicht.

Als nach Mitternacht der Gelbgießer Bernhard Heuschlof, der dem Wächter auf dem Auerbrückentor zugeteilt war, den Wehrgang oberhalb des Turmes hin- und herging, um sich den Schlaf zu vertreten, und unruhig im klaren Mondschein umherlugte, da fiel ihm am oberen Ende der Lindenplatzinsel ein ungewohnter heller Fleck auf, zu groß für eine Katze oder einen Hund; der kam näher, rasch den Lindenplatz herab, verschwand unter Bäumen, tauchte wieder auf — und war ein großer Mann, splitternackt, im Mondlicht glänzend, als wär er naß, — ein mächtiges Haargebüsch um den Kopf — nein, einen breiten Hut auf — mit gleichmäßig ausholenden Wanderschritten vordringend.

„Zum Teufel! Wer badet denn da in der Nacht!" murmelte Heuschlof und strengte seine Augen an. „Es kann doch keiner aus dem Tor! Es müßte gerad einer aus dem Narrenhäusle sein! Wer sitzt denn jetzt?"

Der nackte Kerl verschwand hinter dem Narrenhäuslein, mit dem der Lindenplatz an den unbedeckten Mittelteil der Auerbrücke stieß; aber er schien doch nicht hineinzugehören, er kam wieder dahinter hervor, leuchtete mitten auf der Brücke und schritt durch die gedeckte Brückenhalle aufs Auertor zu, und sooft er innerhalb eines der großen Brückenfenster vorbeikam, glänzte es weiß auf im einfallenden Mondlichte.

Heuschlof argwöhnte, der Torwächter habe wider Vorschrift einen hinausgelassen, und hielt sich zurück, um ihnen hinter die Schliche zu kommen; aber er entsann sich nicht, wer aus der Stadt das sein könnte, als nun aus dem Dunkel des Brückendaches heraus der große starke Mann mit dem Schlapphut weiß wie ein Marmorbild im Mondglanz aufzuckte und ans Tor trat. Auf Ruf oder Klopfen lauernd beugte sich der Gelbgießer über die Brüstung vor, — da war der Nackte nicht mehr da. Heuschlof sprang die Treppe hinab, dem untreuen Wächter, der so heimlich geöffnet hatte, den Rückweg zu verlegen; aber kein Wächter war da, Tor war zu, Gatter war zu, und der nackte Mann schritt schon die Tränkgasse hinauf, bald am Täle.

Heuschlof war einen Augenblick todschwach, er meinte, er müßte sich fallen lassen, so leer schien ihm seine Herzgegend, und er starrte dem nackten Manne nach: der schritt weit aus, manchmal von einem

Giebelschatten fast ausgelöscht, — und Heuschlof, noch unsinnig vor Schrecken, rannte hinter ihm drein.

Das war der Nackte Mann oder Verrat! Und Heuschlof mußte es feststellen! Ihm graute, zum Schreien; aber er war ein tapferer Kerl, er zwang sich, er rannte auf zitternden Beinen dem unheimlichen Gänger nach. Bei der Kannenbrücke kam er ihm auf etwa ein Dutzend Schritte nah und in diesem Abstande lief er nun mitten auf der Gasse im gleichen Tritt genau hinter dem Nackten drein. Er sah nichts von der stillen Gasse, nicht hell noch dunkel, keinen mondlichttriefenden Giebel, kein gleißendes Fenster, mit weitaufgerissenen Augen hing er an der weißen Gestalt: den gleichmäßig ausholenden Beinen, den schwingenden Armen, dem trüben Schlapphut, unter dem manchmal eine Locke flatterte. So ging es die Tränkgasse hinauf, der nackte Mann auf lautlosen Füßen, der Verfolger auf behutsamen Sohlen, und über den weiten, hellen, leeren Markt auf den oberen Marktbrunnen zu und am Brunnen vorbei den Schloßberg hinauf. Dort stand nun quer über die Straße das verschlossene untere Schloßtor, da mußte es sich zeigen. Heuschlof riß sich mit todbereitem Willen eiliger jenem nach, so daß er nur wenige Schritte hinter ihm schlich. Er war gespannt, über ihn herzufallen wie eine Katze und ihn in den Hals zu beißen, — da hob jener in ununterbrochenem

Schreiten den Fuß in die schwerbeschlagene Eichentür hinein und verschwand. In heißem Laufe nachschießend konnte sich Heuschlof gerade noch, ehe sein Gesicht in das stachelige Eisenbeschläg des Tores hineinschmetterte, mit beiden Händen zurückstoßen. Er sank zu Boden. Er sprang wieder auf, er reckte sich zu einer der Schießscharten in der Mauer neben dem Tor und spähte: ja, — da schritt der nackte Mann zum Schloß hinauf! Heuschlof konnte nicht mehr. Er ließ die Mauerscharte los, niedergleitend sank er zusammen und blieb in Erschöpfung an die Mauer gelehnt sitzen.

Das war der Nackte Mann! Das hieß Krieg! Und der war nun gewiß!

Der Gelbgießer dachte an den Jammer, der seiner Stadt bevorstände, und unfähig, sich noch weiter zu beherrschen, ließ er seinen Tränen Lauf, er weinte und schluchzte wie ein Kind. Das tat ihm wohl.

Als er sich ausgeweint hatte, ging er zum Brunnen hinab, trank und wusch sich das Gesicht, und eilte dann den Markt hinunter, um wieder auf die Torwache zurückzukehren.

Da traf es sich, daß gerade Grieninger und einige Gäste das Haus Breitschwert verließen, um über den Markt zur Apotheke heimzukehren.

„Heuschlof —?“ rief Grieninger, „woher — wohin? so früh am Tag?“

Der Gelbgießer wollte nicht reden, um den Hochzeiter nicht zu erschrecken. Schließlich mußte er dem Stadtrat gegenüber doch nachgeben und flüsterte:

„Ich hab den Nackten Mann gesehen —!“

„So so! Im Adler? Im Schwanen? Im wievielten Glas denn?“ rief lachend der Apotheker und schlug ihm auf die Schulter.

Heuschlof entzog sich, und während der Trupp lachend und sich lustig machend über den Markt stolperte, eilte er, als schreite der Nackte Mann immer noch voraus, die Tränkgasse wieder hinab, dem Auertor zu.

Er trat sofort zum Torwächter, der ihn vermißt hatte, bat ihm den Verdacht ab und erzählte ihm alles haarklein, wie es war. Und der Alte lachte ihn nicht aus, er hatte zwar den Nackten Mann nie gesehen, aber schon einige Male erlebt, daß man ihn sah, und ihn so genau geschildert bekommen, daß er fast meinen konnte, er hätte ihn selbst gesehen. Er erkannte den Bericht des Gelbgießers als zutreffend an und sagte, er sollte froh sein, dem Nackten Manne nicht ins Antlitz gesehen zu haben; der trage ein uraltes Gesicht und nur ein Auge und wen er mit dem anblitze, der finde keinen Frieden mehr im Leben, der müsse von Krieg zu Krieg durch die Länder ziehen und den Schwert- oder Flintenblitz suchen, der ihm endlich Ruhe gäbe.

Und er erzählte ihm, bis der Frühnebel über dem

Fluß zu wimmeln anfing und das Rauschen des Wassers lauter wurde.

Da zerriß plötzlich dem Alten das Wort im Munde. Beide wurden sie von der Fensterbrüstung, an der sie lehnten, zurückgestoßen, der Boden unter ihnen gab nach wie ein Nachen, in den man einsteigt, sie faßten einer den andern, der Torwächter sprach:

„Helf uns Gott! ein Erdbeben!“ Und sie schauten bang wartend hinaus. Das Wasser rauschte, das Rad der Nonnenmühle klatschte zögernd, auf dem dunklen Fluß geisteten die Nebel, da und dort rang sich einer in die Höh, wand sich, vom Mondlicht durchsilbert, wie gequält hin und her, verdeckte die dunklen Giebelhäuser der Au drüben und verschwand wieder.

Und plötzlich war es laut geworden in den Gassen, Schreie des Entsetzens und der Angst zerrissen die Stille, Türen dröhnten, die Straßen füllten sich mit dem Brausen erregter Stimmen. Aber die Furcht vor neuen Erdstößen litt sie nicht in der Enge der Gassen, die Leute drängten nach den Plätzen und rotteten sich in deren Mitte zusammen. Notdürftig bekleidet, in Sorge um Angehörige und Freundschaft wühlte sich die Menge durcheinander. Erregt lauschend und nach den Häusergiebeln starrend erzählten sie mit abgerissenen Worten ihren Schrecken, und je länger ein neuer Erdstoß ausblieb, um so sicherer und banger wurde er erwartet, — bis die gefaßteren Naturen, da

ja doch nichts erfolgte, die anderen durch ihr Beispiel beruhigten.

Alt-Peter Gößlin, wie immer sorgfältig angetan, mit Stab und Handschuhen, lächelte gelassen und sprach den Ängstlichen zu. Als er auf dem Markt den Rat Martin Sigwart traf, der in Hemd und Hosen bemüht war, die zusammengerafften übrigen Kleidungsstücke im Gedränge noch anzulegen, und nach jeder Bewegung aufschaute, ob nicht der Himmel einfiele, da fragte der alte Herr lächelnd:

„Was wollt denn Ihr hier, Sigwart? Nein aber —! Wie ich vorhin nach dem Stoß aufgewacht war, wollt ich mich schon umdrehen und weiterschlafen, da fiel mir zum Glück noch rechtzeitig ein, daß das doch ganz und gar kalvinisch wäre, und Euch wollt ich doch nicht ins Handwerk pfuschen: da bin ich halt auch aufgestanden! Aber nein, Sigwart!" und kopfschüttelnd schob er sich weiter.

Langsam lockerten sich die Massen, einzelne wagten wieder, ihre Häuser aufzusuchen, andere und immer mehr folgten ihrem Beispiele, bis endlich jedermann, wenn auch behutsam, in Stall und Scheuer, Werkstatt und Gewölbe nach dem Rechten sah.

Aber so früh er aufging, der Tag wurde nicht arbeitselig. Als die Morgensuppe gegessen war und die Nachbarn anfingen, einander ins Fenster und über den Zaun zu gucken, um in Ruhe noch einmal die Meinung

über das Erdbeben abzugeben, da wurde manchem, ehe er den Mund auftun konnte, zugerufen:

„Hast schon gehört?“ Und er erfuhr, daß der Wächter auf dem Schloßturm den Nackten Mann habe den Berg emporsteigen sehen; erst habe er seinen Augen nicht getraut; wie jener aber mit großen Schritten nähergekommen sei, habe er nicht mehr gezweifelt, sondern sich abgekehrt, um nicht von dem Auge getroffen zu werden, und so wisse er nicht, wo der Nackte weiter hin sei.

Das Gerücht wurde mit den gehörigen Zweifeln oder Bekräftigungen dem nächsten Nachbar weitergegeben; aber nicht mehr bezweifelt, als es nach einiger Zeit mit der Verstärkung zurückkam, auch am Auertor sei der Nackte Mann erschienen, vom Armbrusthaus auf dem Lindenplatz her, der Gelbgießer Heuschlof sei ihm bis zum Schloßtor nachgegangen und habe gesehen, wie er durch die schwere Eichentür hindurchgeschritten sei wie durch Luft.

Am Nackten Mann war nicht zu zweifeln. Seit den ältesten Zeiten hatte er sich der Stadt gezeigt, sooft ihr Kriegsgefahr drohte. Es wäre Undank gewesen, nicht an ihn zu glauben. Er gehörte zur Stadt so gut, wie die Enz zu ihr gehörte, auch wenn man einmal trockenen Fußes hindurchkonnte! — so gut wie der gelehrte Johannes Reuchlin, wenn er auch fast sein ganzes Leben außerhalb verbracht hatte, in

Freiburg, Paris, Rom und Gott weiß, wo! Und während der Apotheker geschäftig in seinem Hause hin- und herging, um überall nachzusehen und zu sorgen, daß in seiner Abwesenheit nichts in der Apotheke fehle und versäumt würde, — während Pela, überwacht und gereizt, hinter den Dienstboten her war und statt der schwatzenden und hinaushorchenden Schwägerin und Base auf der Treppe und im Saale, in Küche und Keller die Arbeit antrieb, dann ein Bad nahm und sich mit dem wehmütigen Gedanken, daß sie es hier zum letzten Male tue, in ihrer Kammer ankleidete, — währenddem vergaß das Volk wieder seine Arbeit, stand auf Straßen und Plätzen herum und erzählte sich vom Nackten Mann, von Krieg und Plünderung. Eine Geschichte, eine Sage, ein Märchen erweckte das andere, alles, was die Stadt jemals Schreckliches, Wunderbares, Rührendes und Lustiges, Erhebendes und Empörendes erlebt und im Gedächtnis gerettet hatte, das rann wie ein heiliger Strom glühenderen Lebens erregend durch die Gassen, das hauchte und wogte wie der Duft des neuen Weines süß und aufreizend durch die Spätsommerluft: der Schrecken verlor seinen Schrecken, und wer Blut in den Adern hatte, war bereit und ungeduldig, auch einmal seinen Mann zu stehen und draufzuhauen.

Und so blickten die Leute gewärtig und lüstern auf, als plötzlich schwere Hufschläge schmetterten und ein

Reiter in leuchtend blauem Gewande mit zwei Gewaffneten durch die Gasse herritt, und sie fühlten sich fast etwas enttäuscht, da es nur der Advokat Doktor Ebertz war. Er saß übernächtig auf seinem Gaul und konnte seine Erregung kaum bemeistern.

In Amtsgeschäften war er in Speier gewesen, mit der Klage, die er im Namen der Stadt gegen den Markgrafen beim kaiserlichen Reichskammergericht eingereicht hatte, glatt abgewiesen, weil Pforzheim nicht Stand des Reiches, sondern markgräflich sei, und zugleich nicht wenig durch ein Gerücht beunruhigt worden, der Markgraf habe Kriegsleute auf die Streife geschickt, ihn unterwegs aufzugreifen und nach Durlach zu liefern. Diese Gefahr nahm sich der erregbare Mann sehr zu Herzen, auch in dem Sinne, daß er sich nach Überwindung des Schreckens als wichtigen und gefürchteten Vertreter der heiligen Sache empfand und sich in diesem Hochgefühle zu Kampf und Martyrium bereit machte. In seiner raschen Phantasie sah er sich schon nach rasender Gegenwehr von der Übermacht der Häscher gefangen und vor den Markgrafen geschleppt, mit römischem Stoizismus, mit echt christlicher Heldenhoheit dastehen und dem Tyrannen die Wahrheit sagen; — er sah sich aber auch mit Gottes Hilfe den Verfolgungen entronnen auf dem Pforzheimer Markte unter die Bürger treten, sie mit Makkabäermut zum Todes-

kampf entflammen und als unüberwindlicher Glaubens-streiter die heilige Sache zum Siege führen. Ja, einen ehernen Bund Gottes wollte er gründen und zum Zeichen, daß er für keinen andern kämpfe als für ihn, dessen Farbe und Fahne der blaue Himmel ist, des zum Zeichen ließ er sich in Speier rasch ein Gewand von blauem Doppeltaft machen, kaufte auch einige hundert Ellen desselben Stoffes zu einer Fahne und zu Feldbinden für die Verbündeten. Da ihn die Geschäfte nicht früher fortließen und am Tage zu reiten nicht geheuer war, er aber bei des Apothekers Hochzeit nicht fehlen durfte, so mußte er diese Nacht zur Reise benutzen. Zwei Kammerboten, denen er den blauen Doppeltaft auf die Klepper schnallte, geleiteten ihn, er selbst trug sein neues blaues Gewand und eine blaue Feder auf dem Hut. Todesmutig ritt er von Speier ab, die markgräflichen Grenzen meidend, durch pfälzisches Gebiet in großem Bogen auf Pforzheim zu und war erstaunt, auf Nebenwegen von Bretten her ungehindert durchzukommen. Er hatte vorgehabt, von den überstandenen Gefahren nicht zu reden und gelassen, als sei er auf einem Morgenritt, durch die Stadt zu traben, — als aber die Menschen sich wie zu seinem Empfang auf der Straße drängten und aufgeregt fragten, da konnte er sich doch nicht zurückhalten und in ungeschickter Hast erzählte er von den Speierer Erfahrungen und den Gefahren der

Reise. Die Leute erkannten zwar in der Streife, die gegen den Advokaten ausgesandt war, einen neuen Beweis für des Markgrafen Zorn und feindliche Absichten; aber da Evertz ungeschlagen durchgewitscht war, selbst ohne Bedrohliches zu sehen, so konnte er gegen den Nackten Mann nicht aufkommen. In der Enttäuschung suchte er nun jedem neuen Frager gegenüber seine Erlebnisse und Gefahren zu vergrößern und wirkungsvoller darzustellen, erreichte aber nur, daß er schließlich mit dem Gefühle, sich als ungeschickten Prahlhans bloßgestellt zu haben, beschämt und verdrückt zu Hause anlangte. Die Freude und Zufriedenheit seiner derben tüchtigen Frau, gegen die er nun mit Worten sparsamer war, entschädigte und beruhigte ihn jedoch bald, so daß er nach dem Imbiß fähig war, noch einige Stunden bis zur Hochzeit zu schlafen.

Unten am Markte schauten die Leute noch dem blauen Reiter und seinen Begleitern in die Tränkgasse hinein nach, da wurde das Volk oben einen andern Reiter gewahr, der kam aus dem Amthause des Obervogts: Johann von Münster selbst, schwarz gekleidet, auf seinem Schecken. Er achtete nicht auf Gruß und Angaffen, er blickte steif vor sich hin, lenkte vorsichtig sein Tier zwischen den Menschen hindurch und hielt erst mitten auf dem Markte an. Die Rechte auf den Schenkel gestützt, mit der Linken die Zügel haltend,

teilnahmslos vor sich hinschauend saß er da und rührte sich nicht. Die Leute wurden aufmerksam und neugierig, drängten nach ihm hin und zogen eine Menge Volkes herbei.

Nun endlich sah der Obervogt auf und kühl über die Masse hin und rief: „Bürger — die Gnade unseres Fürsten ruft mich von hier weg, ehe ich die Aufgabe, die ich mir ernstlich wie mein Seelenheil angelegen sein ließ, erfüllen konnte. Ich bete zu Gott, daß er bessere Männer schicke, euch zu überzeugen und zu leiten. Der Allmächtige hat heute im Dunkel der Nacht schrecklich zu euch gesprochen, er hat euch spüren lassen, wie schwank der Grund ist, auf dem ihr ruhen wollt. Er hat euch aufgeschreckt aus euerm Schlafe, damit ihr in der Not euch besinnt, eure verstockten Herzen bereitet und reinigt und auf den Weg bringt, den er euch durch seine Gläubigen zeigt! Es hat Gottes Gnade gefallen, mich diese Drohung seines Zornes und ihre Schrecken nicht fühlen zu lassen, ich habe beim Wanken der Erde geschlummert wie ein Kindlein in der Wiege. Als mir dann die Schreckensnachricht gemeldet wurde, da hab ich mit inbrünstigem Gebete Gott angefleht, die erhobene Faust seines Zornes diesmal noch zurückzuziehen und Geduld zu üben, ob nicht die geängsteten Gemüter die Warnung erkennen und den Weg zur Buße finden" —.

Ehe er weitersprechen konnte, rief eine Stimme aus der Menge:

„Au Jesses, Herr Obervogt, das ist aber schwach!“ und ein behagliches Lachen holperte durch die Menge.

Johann von Münster runzelte nur leicht die Augenbrauen, wartete die Stille ab und sagte noch:

„Bürger — ich verlasse euch, lebt wohl!“

„Behüt euch Gott!“ gaben viele zurück und eine grobe Stimme rief:

„Eigentlich ist's ein ganz guter Kerle! Hoch soll er leben!“

„Hoch soll er leben!“ schrien alle voll Vergnügen, „hoch soll er leben! hoch!“

Mützen flogen in die Höhe, Blumen und Apfelbutzen wurden nach ihm geworfen und in einer Falte seines Wamses fing sich ein Röslein. Er nahm es mit kindlicher Freude, roch daran und machte nach der Richtung, aus der es kam, eine höfliche Verbeugung. Und wieder schrie das Volk Hoch.

Der Obervogt ritt nun sachte durch die sich teilende Menge hinüber, wo er den Apotheker erblickt hatte, sprach sein Bedauern aus, daß er nicht der Hochzeit beiwohnen könne, und verabschiedete sich.

Dann trug ihn sein Tier vor das Menzingische Haus und hielt unter dem Fenster, an dem die schöne junge Frau saß. Der Volkshaufe drängte sich lachend und witzelnd nach. Der Ritter achtete dessen nicht,

er hob sein Gesicht mit einem dringenden Schwärmerblick zu ihr empor, dann legte er die Linke aufs Herz, zog mit der Rechten tief den Hut und neigte sich in die Mähne seines Pferdes hinab. Er hob das Auge nicht mehr, er setzte den Hut auf, bog, ruhig vor sich blickend, in die Brötzinger Gasse ein und fing mit lauter Stimme zu singen an:

„Der Herr prüft die Gerechten und dagegen
„haßt er, die Frevel üben und Gewalt.
„Er läßt über die kommen einen Regen,
„die ihn schänden und lästern mannigfalt,
„nämlich von heißem Feuer, Pech und Schwefel,
„mit Ungestüm er die Gottlosen zahlt,
„und ihn' eintränkt ihr Bosheit, Sünd und Frevel.
„Er ist gerecht, Gerechtigkeit er liebet,
„sein Angesicht er freundlicher Gestalt
„zu diesem kehrt, der da Recht pflegt und übet."

Und er sang, bis er vor den Toren und Menschen draußen auf der Durlacher Straße war, wo ihn sein Knecht erwartete.

Der Apotheker überquerte den Markt, um rasch nach seiner Braut zu sehen, da rief ihn Hans Aichelin an:

„Eilt's, Apotheker?"

„Ja, Lutz, heut eilt's."

„Natürlich! Die Erde wackelt, der Nackte Mann geht spazieren, der Obervogt zieht ab, der Ebertz kommt

angeritten, der Markgraf will uns überfallen, die Stadt wuselt wie ein verstörter Ameisenhaufen — da muß der Apothekerle Hochzeit machen! es wär sonst nichts!"

„Ja —" meinte Grieninger mit ungeduldigem Gesicht, „ich bin bis jetzt selber noch nicht recht bei der Sache."

„Geschieht dir recht! Hättest du einen ruhigen Tag gewählt, so täten wir dir auch einen guten Brautnachtpossen spielen! Heut werden wir nichts Beträchtliches für dich tun können."

„Euch trau der Teufel!" sagte der Apotheker, ins Breitschwertsche Haus tretend, und nahm sich fest vor, abends ja nachzusehen, ob die Bettstatt nicht auseinandergehakt oder mit einem Glockenspiel versehen sei.

Im Hause erfuhr er, daß die Brautjungfern bei Pela und ihr behilflich wären; er konnte sie nur durch die Kammertür begrüßen. Dann ging er heim, um sich auch fertig zu machen.

Und es ward eine seltsame Hochzeit.

Stattliche Männer und schöngeputzte Frauen schritten im Hochzeitszuge, mancher und manche hatte sich, um den Schein der Ängstlichkeit zu vermeiden, kostbarer ausgeschmückt, als in ruhiger Zeit geschehen wäre; so prahlte mit dem Reichtum zugleich der Mut. Und selten war ein Zug von einer größeren Volks-

menge bestaunt worden; denn alles, was des Kriegslärmes wegen auf den Beinen war, drängte sich für eine Viertelstunde zwischen dem Markt und der nahegelegenen Stadtkirche, begaffte die Braut, prüfte die Kleider, schätzte den Schmuck, und Mißgünstige dachten: jetzt müßt es stürmen! Und die stattlich und gemächlich im Brautzuge schritten, unterhielten sich vom Nackten Mann und vom Überfall und, wenn sie schwiegen, dachten sie daran, und unter der Kirchentür drehten sie sich noch einmal um.

Grieningers Mutter und Pela waren die einzigen, deren Gedanken nicht abschweiften. Die alte Frau glaubte nicht an eine Gewalttat des Fürsten und war zu sehr von der Freude ergriffen, des Sohnes Hochzeit nun doch noch zu erleben, und der Braut war von der Unruhe der Nacht und der in Furcht und Trotz gespannten Aufregung der Menge eine bange Schwere des Wollens und der Erwartung übers Herz gekommen, sie war nahe daran, vor Hilflosigkeit zu weinen. So geschah es, daß der ruhevolle Traugottesdienst inmitten der großen schrägdurchsonnten Kirche sie tief erquickte, zumal der Pfarrer es klug vermied, an das Leben dieser Tage zu rühren, und mit frohem ermutigendem Ernste von der christlichen Ehe sprach und von der Vollendung der Frau in ihr. Damit war er zu dem hinabgedrungen, was in dem warmen Grund ihres Herzens träumte und keimte, und hatte

ihr die Freude und das Glück des Tages wiedererweckt. Sie dachte nicht einen Augenblick daran, daß es ein lutherischer Geistlicher sei, daß eine Orgel klinge, daß sie statt vor einem gewöhnlichen Tische vor einem Altar stehe, daß sie statt aus einem gewöhnlichen Glase einen roten Festwein — aus silbernem Kelche Christi Blut trinke, und als sie dann zur Seite Grieningers den Weg zurückschritt, war ihr Herz so hell wie der Himmel über ihr und die sonnbestrahlten Häuser vor ihr. Sie merkte gar nicht, daß die Gäste beim Verlassen der Kirche an nichts anderes dachten, als zu fragen, wie es in der Stadt stehe.

Es stand noch gleich, wenigstens mit den Kriegsgerüchten. Die Leute dagegen hatten sich langsam beruhigt und verlaufen, manche nach Hause und an die Arbeit, die meisten, da der Tag ja doch angebrochen war, in die Weinstuben.

So lag dem Hochzeitsschmaus und der ihm gebührenden Hingabe nichts im Wege. Er war kunstgemäß ausgedacht und eingeteilt und mit seinen Gegensätzen und Folgen von Gesottenem und Gebratenem und Gebackenem, von Süß und Sauer, Naß und Trocken, Zahm und Wild, von Essen und Trinken, Spiel und Tanz wohl dazu geeignet, wie ein Rollwagen voll lustiger Gesellen den Gast unvermerkt von Mittag zu Mitternacht zu befördern. Das Essen war gut und der Wein nicht minder, man ließ es sich

schmecken und vergaß den Nackten Mann und das Erdbeben, man sprach von Hochzeit und Kindstaufe und Tod, und die Weiterhergereisten fanden endlich für ihre Familien- und Geschäftsneuigkeiten Ohr und Antwort. In den großen Eßpausen wurde gesungen, gescherzt und getanzt. Pela saß wie eine Königin in der Mitte und trug stolz ihr Hochzeitskleid von leibfarbener Seide und die verspätete Brautkrone.

Plötzlich fiel es einem Witzbold ein, mit dem Schrei:

„Was ist denn da los?" an das Fenster zu rennen.

Wer es hörte, fuhr empor. Und der Herzschlag der ganzen Gesellschaft war von Gefahr und Schreckensbildern aufgejagt, als der Narr sich wieder zurückwandte und sagte, er habe sich getäuscht. Man lachte ihn aus, man schalt ihn; aber die Laune war gestört. Man schickte fort und ließ nachfragen, man sprach wieder über Religionshader und den harten Kopf des Markgrafen, dem man einen noch härteren zeigen müsse.

Und die am meisten Ruhe und Heiterkeit nötig hatte, die in ihrer Stimmung am verletzlichsten war, Pela hatte das Gefühl, als risse ihr die Mißgunst unversehens ein Gut aus dem Herzen, das sie mit allem Zorn der Eifersucht verteidigen müßte, aber nicht verteidigen konnte. Sie war bleich vor Erbitterung, zwang sich zu einem starren Lächeln und beobachtete die Menschen, die da an ihrem Hochzeitstische wie an einem

Schenktische saßen, sich nichts um die Hochzeiterin kümmerten und mit ihren Gedanken, Wünschen und Ängsten ihr sogar feindlich waren. Nicht wie Grieninger, der jenen unzeitigen Witzbold mit Behagen durchhechelte, konnte sie, was noch an Laune übrig war, genießen, ja, auch das Widerwärtige mit Laune aufnehmen: sie lauerte auf alles, was ihr zuwider war, was ihrer Eitelkeit weh und ihrem Feste Abbruch tat. Sie beobachtete, wie der Bürgermeister Simmerer, der seltsamerweise an einem Ende der Tafel Platz genommen und sich ungewöhnlicher Mäßigkeit befleißigt hatte, leise und mit wohlbeherrschter Miene zum Ratsdiener sprach, wie er den Gästen, die sich mit Fragen um ihn drängten, belanglose Antworten gab und doch mit gespanntem Aug und Ohr nach der Straße hinauslauschte. Ärger, verletzter Stolz, Übelnehmerei, Groll gegen die Bürgerschaft, deren lutherischer Trotz ihr das Fest störte, durchrann sie wie eine Säure, kränkte sie wie ein schwaches Gift.

Die alte Frau Grieninger ahnte, was in der Hochzeiterin vorging, sie setzte sich zu ihr und versuchte, ihre Gedanken abzulenken und aufzumuntern; aber Pela, mit lächelnder Höflichkeit und Glätte, ließ sich im Genuß ihrer Bitterkeit nicht stören.

Alt-Peter Gößlin kam um den Tisch herum, schlug im Vorbeigehen jenem Witzbold mit dem Stock auf die Schulter und sprach:

„Narren soll man mit Kolben lausen!“ trat zutunlich lächelnd zu der Braut und bat, sich neben sie setzen zu dürfen. Er plauderte mit liebenswürdigen und huldigenden Worten, er wollte sie vergessen machen, was die jungen Leute in der Aufregung des Tages an Scherzen, alten Bräuchen und Ehren ihr darzubringen versäumten. Und als es ihm gelang, ihre Miene zu einem raschen Lächeln aufzuhellen, sprach er:

„Wenn du wüßtest, Pele, wie schön du bist, wenn du so lächelst, du würdest aus lauter Eitelkeit die ärgerlichsten Dinge durch ein Lächeln besiegen. Freilich gehört vielleicht so ein trister alter Kracher wie ich dazu, um solche Wunder zu verstehen und zu genießen und als Glück zu schätzen, und das tröstet mich ein bißchen in meinem greisenhaften Neid auf den triumphierenden Giftmischer da drüben. — Pele, meinen Wein hab ich glücklicherweise vergessen — Pele, ich bin durstig. Wie wär's —“ — er hielt ihre Hand zurück, die nach einem weiterhin stehenden Glase langte — „aus deinem Tellerlein werd ich nie essen und nie in deinem Bettlein schlafen, — wie wär's, wenn du mich zur Entschädigung wenigstens aus deinem Becherlein trinken ließest —? Trink's mir zu!“

Sie netzte ihre Lippen mit dem Wein und gab ihn dem lächelnden Alten. Er drehte langsam den Becher herum und trank an derselben Stelle einen langen

Zug, nahm den Becher in die andere Hand und mit den Worten:

„Trink noch einmal!" gab er ihn zurück.

Als sie den fast geleerten an die Lippen hob, rollte ihr ein Ring daraus entgegen. Sie schrie leise auf, schob ihn auf einen und den andern Finger und bewunderte den Türkis, sie dankte freudig und streckte die Hand zu ihrer Schwiegermutter hinüber.

Während diese den Schmuck betrachtete, ließ Alt-Peter seinen Stock unter den Tisch fallen, bückte sich danach, und wieder schrie Pela auf, diesmal laut, indem sie ihre Füße unter den Stuhl zurückzog. Doch es war schon zu spät: der alte Herr brachte, wieder auftauchend, außer seinem Rohr auch ihren Schuh mit, den er ihr mit raschem Griffe vom Fuße gestreift hatte.

„Das gilt nicht!" schrie Pela, „das geht die jungen Burschen an!"

„Ich bin zwanzig Jahre Wittwer, das macht einen Junggesellen aus! Ich will mein Lösegeld!" rief er und wie sie vergnügt zu seinen Worten lächelte, überraschte er ihren lachenden Mund mit einem Kusse. Dann gab er ihr den Schuh zurück.

Aber eben durch diesen Scherz ward ihre Laune wieder vernichtet: der Schuh erinnerte sie jählings daran, was die Gäste, zumal die junge Welt ihr schuldig wäre und über dem Lärm der Gassen vergaß;

alsbald empfand sie die gütigen Bemühungen einzelner als demütigende Almosen, und wieder saß sie hochmütig lächelnd da und ließ jede Aufmerksamkeit an sich ablaufen.

Draußen lärmte das Volk.

Es wurde erzählt, daß im „Adler" ein Reisender sei, der von der Frankfurter Messe kommend auf dem Wege gehört habe, der Markgraf werde Pforzheim in der Nacht überfallen.

Das war nichts Neues.

Es wurde gemeldet, verschiedene Bürger, die den Religionseid nicht mitgeschworen hatten, seien an diesem Nachmittage aus der Stadt verschwunden.

Das war verdächtig und wurde aufgeregt besprochen, und der Bürgermeister Simmerer war plötzlich nicht mehr im Hochzeitssaale zu sehen.

Einige folgten geschickt seinem Beispiel, andere drängten sich an den Fenstern, um das Treiben der Menge zu beobachten, oder rannten auch auf den Markt hinunter, sahen und hörten selbst, wie es stand, und kamen mit Wichtigkeit zurück in den Saal.

So jetzt der Doktor Ebertz. Als er auf die entvölkerte Tafel zutrat, an der nur hier noch ein versunkenes Pärlein, dort in Familiengesprächen ein paar über Land gekommene Basen, da ein stiller Weintrinker und nur gegen die Mitte um Pela herum ein dichteres Häuflein saß, da fühlte er sich durch die steife

Haltung der Braut, ihren raschen verwunderten Blick befangen, er ging auf sie zu und berichtete, daß noch mehr Meßbesucher von Frankfurt eingetroffen seien, daß sie aber wegen der auf dem Wege her umgehenden Überfallsgerüchte nicht wagten, wie sonst in der Stadt zu nächtigen, sondern sich gerade insgesamt aufgemacht hätten, um noch Tiefenbronn zu erreichen.

Mit hochgezogenen Brauen, doch ohne ihn anzusehen, hatte Pela geduldig lauschend ihm das lächelnde Gesicht zugedreht und fragte nun mitleidig:

„Und die Pforzheimer —? brennen sie auch gleich mit durch — nach Tiefenbronn?"

„Nein!" erwiderte Doktor Ebertz scharf. „Die Pforzheimer erwarten den Markgrafen und werden ihn für die Störung euerer Hochzeit bezahlen!"

„Störung —?" fing sie ablehnend an, wurde aber von der Aufregung übertönt, mit der nun die auswärtigen Gäste sich erhoben, um auch noch, solange es möglich sei, die gefährdete Stadt zu verlassen. Mit hastigen Worten des Bedauerns verabschiedeten sie sich von dem jungen Paar und hatten kaum die Geduld, Pelas wohlgesetzten Dank und Reisewunsch anzuhören; sie vergaßen sogar die dreißig Maß Markgräfler, die der Rat der Stadt den Auswärtigen gespendet hatte.

Pela setzte sich wieder, während die Andern den Abziehenden das Geleite gaben, sie schien es nicht zu

merken, daß sie allein am Tische saß, und die Zurückkehrenden fanden sie mit versonnen lächelnder Miene den Musikanten lauschen, die unter der Tür des Nebenzimmers ärgerlich ihre Pflicht taten.

Grieninger trat neben seine junge Frau, legte die Hand auf ihre Schulter und fragte mit stillem Lächeln:

„Was meinst du, Schatz, wenn wir uns auch — so heimlich — davonmachten? — Es wird heute doch nichts mehr — und morgen wohl auch nichts — machen wir ein End!“

„Wir —?“ erwiderte sie in verwundertem Tone und setzte mit einem Blick über die wenigen übrigen Gäste langsam hinzu: „Aber jetzt sind wir so schön unter uns! jetzt wird es doch erst nett!“

Ehe Michel widersprechen konnte, fühlte er sich mahnend am Arme berührt und er sprach drum nachgiebig:

„Eigentlich — ist's ja richtig!“ setzte sich und blickte nach der Mutter um, die mit beruhigendem Nicken hinter ihm stand und auch wieder Platz nahm. Sie hatte draußen schon den Andern bedeutet, sie sollten sich ohne weitere Rücksicht möglichst bald verabschieden, damit man zu einem Ende käme.

Als aber Pela das erste verständigende Zuwinken, Flüstern und Stuhlrücken bemerkte, da kam sie zuvor; sie wollte auf einen wenn auch notdürftigen Abschluß und auf ein sichtbares Geleit in ihr neues Haus hin-

über nicht verzichten. Etwas verschämt lächelnd sprach sie ihr Bedauern über die Störung des Festes und die Notwendigkeit, es schon heute abzubrechen, und sie schien entzückt von der guten Miene, die man zum bösen Spiel machte, von der Bereitschaft, mit der im nächsten Augenblick alle schon dastanden und sich zu einem kleinen Zuge ordneten.

Die Spielleute blieben vor der Haustüre stehen und spielten den Abschied, von Fackeln beleuchtet drang das Geleite auf den wogenden Markt hinaus.

Dünn und kläglich verklangen Fidel und Querpfeife im Lärm der unzähligen Füße und Stimmen, dünn und langsam wand sich das Trüpplein durch den herabkommenden Menschenstrom und stockte manches Mal: dann beleuchteten die qualmenden Fackeln einen Kreis aufgeregter Gesichter, die ärgerlich dieses friedliche Hochzeitstreiben anstaunten; man erfuhr, daß die Tore und Mauern mit starken Posten besetzt, auch Streifwachen in die Umgegend ausgeschickt seien, daß Bürgermeister und Ausschuß geraten habe, jeder solle Waffen, Zündkraut und Lot bereit halten und schlafen gehen, damit er im Notfalle mit ausgeruhten Kräften zur Stelle sei. Dann bewegte sich das Züglein unter nachgerufenen Scherzworten und Gelächter wieder voran und gelangte nach und nach bis vor die Apotheke, wo das Gefolge sich verabschiedete und alsbald wie vom Wind weggeweht war.

Der Apotheker stieß die unverschlossene Tür weit auf, dabei fiel ein innen angelehnter Besen in das von einer Ampel erhellte Gewölbe hinein. Michel nahm seine Frau auf und trug sie über die Schwelle und schien auch mit ihr über den Besen schreiten zu wollen; aber da schrie und zappelte sie, so daß er sie vor dem Besen niedersetzte. Sie hob diesen auf und wollte ihn schon in den Winkel tragen, besann sich aber, fegte dreimal über die Schwelle hinab und sprach:

„Unfrieden hinaus,
„Glück ins Haus!“

dann stellte sie ihn in die Ecke. Sie kam wieder und umarmte und küßte ihren Mann und ihre Schwiegermutter. Danach gab sie den herbeigeeilten Dienstboten die Hand und hieß sie zu Bette gehen. Nun wandte sie sich zur Küche, suchte Stroh, Holz, Stahl und Feuerschwamm, entzündete auf dem kalten Herd ein Feuer und rückte, sobald die Flamme golden hinaufzüngelte, einen Kessel mit Wasser darüber.

Dann erst stieg sie mit den andern hinauf in das große nach vorn gelegene Zimmer und unwillkürlich traten alle drei zugleich an das Fenster und blickten auf den Platz. Er lag nun schon still und dunkel da und ließ durch diesen Wechsel das hastige Verlangen nach Ruhe fühlen, das die Bürgerschaft nach Hause getrieben hatte. Ein weicher Regen sank herab.

„Ein Salatregen!“ sagte Michel geringschätzig.

„Wollen wir auch schlafen gehen?“ fragte die alte Frau, in das Dunkel und schläferige Rauschen hinauslauschend.

„Seid Ihr müde, Mutter?“ sprach Pela.

„Nein, ich nicht. Ich bleibe noch auf,“ erwiderte die Schwiegermutter.

Da war die junge Frau froh; denn sie hatte das Bedürfnis, still zu sitzen und die Erregung des Tages vergehen zu lassen.

So blieben sie beisammen und sprachen über die selten gesehenen Verwandten, die gekommen waren, und die Mutter erzählte von ihrer eigenen und anderen Hochzeiten in der alten Zeit.

Es dauerte nicht lange, da fühlte Pela Hunger und auch Grieninger und seine Mutter gestanden lachend, daß sie noch etwas vertragen könnten. Pela ging nach Küche und Speisekammer, Michel folgte unter dem Vorwand, ihr leuchten und auch Wein holen zu wollen, und so währte es denn einige Zeit, bis die beiden mit dem Nötigen zurückkehrten, und die alte Frau hatte längst den Eßtisch gerichtet.

Sie aßen und tranken, wurden zuletzt noch grundvergnügt und es ging auf Mitternacht, als das junge Paar endlich die Mutter an ihre Tür brachte.

„Ich muß jetzt noch durch das Haus gehen; machst du mit?“ fragte dann Michel.

„Ich halte dich doch nur auf!“ entgegnete sie

lachend. „Geh du nur allein! Ich seh unterdes droben nach dem Rechten.“

Sie küßten einander, er die Laterne, sie das Ämpelein in der Hand, und freuten sich über die Schatten, die sie nach beiden Seiten warfen, auf der rechten einen langen über die ganze Wand zur Decke hinaufgereckten, auf der linken einen kurzen von der höhergehaltenen Ampel. Pela machte eine lange Nase und flog die Treppe hinauf, Michel drohte ihr mit dem Finger und eilte treppabwärts.

Als er Keller, Hof und Untergeschoß abgeleuchtet hatte und zur Haustür kam, mußte er aufhorchen: es klang wie eine Trommel. Er runzelte die Stirn und dachte an einen schlechten Scherz.

Aber nun tönte es in regelmäßigeren harten Schlägen über den Markt herauf, und Stimmen wurden hörbar.

Er weckte rasch den neben dem Gewölbe schlafenden Bissigkummer und eilte mit seiner Laterne über den noch feuchtduftenden Platz, bis er auf einige aus der Tränkgasse heraufeilende Männer stieß, voran Doktor Evertz, barfuß, in Hemd und Hosen, die Trommel ungeschickt schleppend, mit zwei Schlägeln in einer Hand draufhämmernd, mit entsetzten Blicken ins Dunkel spähend.

Streifwachen hatten im Wald an der Durlacher Straße Fackeln gesehen, die sich herwärts bewegten.

Es wurde von Posten zu Posten gemeldet und von der Brötzinger Torwache war Ebertz' Schwager heimgelaufen und hatte den Advokaten mit der Schreckensbotschaft geweckt. Der war notdürftig bekleidet zum Nachbar, dem Trommler, geeilt, hatte ihm, der sich erst anziehen wollte, die Trommel weggenommen, und noch bewußtlos vor Aufregung draufgehauen. Ebertz stürmte durch die Gassen, nicht nur, um die Gefahr weiterzumelden, auch um unter Menschen zu kommen und den Schrecken nicht allein tragen zu müssen. Draufschlagend und mit lauter Stimme rufend entlud er sich seiner Angst und Aufregung, und wie er dann Gesichter um sich sah, Fragen hörte, vertrauende Augen auf sich gerichtet fühlte, sich seiner Wichtigkeit und seines Ansehens bewußt ward, da schnellte wie ein Weidenstab sein tiefgebeugtes Selbstbewußtsein zurück, er bezwang sich, faßte sich und schlug nun mit bewußter Herzhaftigkeit und Freude an ihr die Trommel, bis der Trommler ihn einholte und erst den richtigen Alarm rasseln ließ.

Nun lief der Advokat, stolz auf sein rasches Handeln, wieder heim und, wenn er von Männern, die schon bewaffnet auf den Markt eilten, über den Lärm oder über sein Aussehen befragt wurde, sprach er bescheiden:

„Im Klaffnert sind Fackeln gesehen worden. Möglich, es geht los! Und weil der Trommler nicht so rasch

fertig war, hab ich so lang die Trommel geschlagen — nun, 's war ja danach!" und eilte weiter, um sich in seinen blauen Doppeltaft zu werfen.

Der Apotheker hatte gar nicht mehr Zeit, daran zu denken, zu welchem Zweck er eigentlich seine Laterne in der Hand trug: sein erster Gedanke war, nach dem der nächsten Gefahr abgewandten Altstädtertor zu laufen und Meldung zu tun. Aber er kam nur langsam vorwärts; jeder der entgegenstürzenden Bewaffneten rief ihn um Bescheid an und aus den Fenstern schrien aufgeregt fragende Stimmen herab. Schließlich hörte er auf nichts mehr, er lief aus allen Kräften, schwang die Laterne und schrie, sooft es ihm sein Atem erlaubte:

„Wehr und Waffen! Wehr und Waffen!"

Am Altstädtertor war von beiden Mauerrichtungen her die Gefahr gemeldet worden und jeder auf seiner Hut; aber nichts Verdächtiges zu merken.

Grieninger drehte sich sofort um; der Gedanke, was unterdessen wohl auf der bedrohten Seite vor dem Brötzinger und den Vorstadttoren geschehen sei, trieb ihn den Weg zurück. Gleich sammelten sich Männer um ihn, die mit Spießen, Gewehren und Äxten zum Markte zogen, drängten auf ihn zu und schrien ihn mit Fragen an, er brüllte die Antworten zurück; aber in dem Getrappel, Gerassel und Geschrei verstand kaum der Nächste. Aus den Häusern zeterten und

krischen Weiber und Kinder, und manchmal schwang sich über den wirren Lärm breitfließend ein Angstgeheul in die Nacht hinauf.

Am Marktplatze war nicht mehr durchzukommen. Nach Ordnung und Kommando suchend wogten die aus dem Schlaf geschreckten, noch schlaftrunkenen Bewaffneten ratlos hin und her. Der Boden dröhnte, das Eisen rasselte, klang und knirschte, die Stimmen brausten aus der Nacht, die Pechpfannen vor dem Rat- und dem Tanzhause und einige Fackeln an Bürgerhäusern warfen rotnebelnd ein Brandlicht auf die Nächststehenden und spiegelten sich über die ganze dunkle Menge hin- und herblitzend in blanken Harnischen, Spießen und Flintenläufen.

DaĪbertz das erste Zeichen gegeben hatte, so fragten viele nach ihm, bald pflanzte sich der Ruf über den ganzen Platz fort, und als er im blauen Doppeltaft und in Waffen wieder auftauchte, da wurde er mit Fragen, was zu tun sei, unangenehm überrascht. Aber er war Advokat genug, seine Verlegenheit zu verbergen, er wollte die Wertschätzung und das Vertrauen der Bürger nicht jählings verlieren, er antwortete also nur vorwärtsdrängend:

„Ja, laßt mich doch nur erst einmal durch und sehen, was los ist!“ Dabei kam ihm schon ein rettender Gedanke und er rief befehlend:

„Stellt euch einstweilen nach Zünften und Vor-

städten auf und gehorcht euern Zunft- und Viertelsmeistern! und bleibt in der Ordnung, daß man weiß, wo man euch findet!"

Das hätten sie von selbst tun sollen, sie riefen es einander von Haufen zu Haufen zu und suchten unter neuem Drängen und Durcheinander die Aufstellung, die bei festlichen Anlässen hergebracht war.

Ebertz schlüpfte, seiner Geistesgegenwart froh, nach dem Rathause hinüber, auf dessen Freitreppe schon der Bürgermeister, einige des Ausschusses und Herren vom Adel sich besprachen; und er berichtete, was er angeordnet habe.

Die andern warens zufrieden und teilten ihm den eben ausgemachten Plan mit: daß einzelne Rotten die Vorstadttore verstärken und sich auf die Wehrgänge verteilen sollten, der Haupthaufe aber vor das Schloß hinaufrücken müsse, weil von dort die meiste Gefahr drohte.

Einige kriegserfahrene Bürger mußten die Einteilung ausführen, und bald zogen die Männer truppweise wieder nach allen Seiten vom Markte ab, die große Masse den Schloßberg hinauf.

Dabei stieß Hans Aichelin, vom Ausschuß, auf den Apotheker, der zuschauend mit seiner Laterne dastand, und er sprach:

„No — Grieninger —? Haben wir dir doch noch einen Possen gespielt! Auch eine Brautnacht — hm?"

„Aufgeschoben ist nicht aufgehoben —“ brummte der Apotheker, der die ganze Zeit nicht mehr an seine Braut gedacht hatte, und schaute besinnend vor sich hin.

„Hättest ruhig bei deiner Jungfrau Pela bleiben können und ihr ein Licht aufstecken! Wir werden ohne deine Laterne fertig. — Was willst du überhaupt da? — Spionieren?“ Er sah ihn bös an und hob schon den Fuß, ihm die Laterne einzutreten; senkte ihn aber wieder, da Grieningers lachendes Gesicht ihn verblüffte.

„O Lutz — alte Kuh!“ brummte der Verdächtigte. „Geschworen hab ich nicht; aber ein Pforzheimer bin ich so gut wie du!“

Aichelin blickte ihm in die Augen, nickte lächelnd und sagte:

„'s ist ja wahr. Nichts für ungut! — Aber du hättest schwören sollen! Da,“ fuhr er, ihm die Hellebarde gebend, fort, „häng deine Laterne dran und zünd uns den Berg hinauf! Ich hab an der Axt genug.“

So geriet Grieninger als eine Art Fahnenträger mitten in den Haufen.

Das untere Schloßtor, das den Schloßberg auf halber Höhe quer abschloß, wurde auf das erste Klopfen geöffnet. Die Bürger drangen weiter: ein Trupp streifte rechtshin um die winkelreiche Schloßkirche und durch den Zwingelgarten, ein anderer durchsuchte die links

gelegene Schloßkellerei, Zehntscheuer, Marstall und Kellereigarten, die größere Masse rückte bis hinauf vors obere Schloßtor. Der Wächter wurde verhört, gab an, nichts Verdächtiges erfahren zu haben, und bekam einige Mann Besatzung. Das Tor zum inneren Schloßhof, über der Kirche, war zu, das Schloß dunkel und totenstill. Da auf Pochen nichts erfolgte, wurde in die Trompete gestoßen. Endlich erschien von der Kellerei herüber mit einer Laterne der Schreiber des Amtskellers und beteuerte, es sei niemand im Schloß, man habe falschen Verdacht, öffnete aber auf die Drohung, man werde das Tor einschlagen, mit zitternden Händen beide Flügel.

Einen Augenblick starrten die Bürger verstummend in den dunklen Schloßhof, als erwarteten sie einen scharfen Empfang. Das benutzte auf Geheiß Grieningers, der dazu die Hellebarde mit der Laterne emporhob, der Advokat Ebertz und rief:

„Jetzt — ruhig Blut, ihr Leut! Keine Unbesonnenheit! Keine Gewalttat! Wir haben noch keinen Widerstand erfahren, vielleicht ist noch kein Feind im Schloß. Bedenkt, daß wir ruhige Bürger sind, die nichts als ihr Recht wahren wollen, aber auch jedes Recht des Markgrafen achten!"

Nun quoll die Menge zum Tor hinein, besetzte alle Türen des Gebäudes und erfüllte den Schloßhof mit Fackellicht, Pechqualm und erwartungsvoll gedämpfter

Unruhe; denn alle horchten gespannt auf die Abteilung, die vom Schloßkellereischreiber und Grieninger mit ihren Laternen geführt, bedächtig in das Gebäude eindrangen, um es von unten bis oben zu durchsuchen. An dem schwachen Lichtschein, der durch die Ausschnitte der Fensterläden als Herz, Kreis oder Halbmond sichtbar wurde, konnte man von Zimmer zu Zimmer, über Gänge und Treppen, von Geschoß zu Geschoß das langsame Vorrücken der Laternen verfolgen, kundige Leute nannten die einzelnen Räume und Gelasse, meinten, hier könnte etwas sein, dort sei nichts möglich, jetzt sei noch der oder jener verdächtige Winkel. Gespannt wartete man auf den Lärm, der die Entdeckung einer Besatzung verkünden würde, auf Schüsse, aufgerissene Fenster und herausgeworfene Feindesleiber, wartete, bis der ganze Zug ruhig wieder die Treppe herunter und aus der Tür herausklirrte.

Es war keine Besatzung gefunden und nichts Verdächtiges gesehen worden.

Aber statt zu beruhigen, vergrößerte dies Ergebnis die Ungewißheit. Der Zorn des Markgrafen war unleugbar, die Überfallsgerüchte waren von außen gekommen, nicht etwa aus der Angst der Bürger entstanden, die Fackeln waren gesehen worden: wenn das Schloß still und leer war, so bewies das nur, daß der Fürst einen versteckteren Plan hatte. Aber welchen?

Die seltsamsten Vermutungen wurden ausgesprochen,

die Meinungsverschiedenheiten der einzelnen arteten leicht in persönliche Streiterei aus und mußten durch Unbeteiligte geschlichtet werden, und manchem gefiel es offenbar, auch einmal hier im Schloßhof unter den markgräflichen Fenstern beim Scheine gefährlicher Fackeln das große Wort zu führen.

Endlich schlug der Bürgermeister vor, da man ja doch nicht die Pläne alle zusammen ausführen könnte, so sollte man eine Besatzung dalassen und sich für alles bereit halten. Dieser Vorschlag fand Beifall. Auf der Brücke vor dem oberen Tor und auf der Altane des Schlosses wurden Wachen ausgestellt, eine Mannschaft lagerte sich um den Brunnen des Schloßhofes, und die Abziehenden machten sich auf, den Zugang vom untern Schloßtor zur Stadt durch eine Wagenburg zu sperren.

„Ich geh jetzt heim!“ sagte Grieninger zu Aichelin und gab die Hellebarde zurück. „Mit eurem Überfall ist's ja doch nichts.“

„Schon recht, wenns nichts ist,“ erwiderte Lutz. „Das Öl haben wir aber einmal verschüttet beim Markgrafen, das steht fest. Jetzt heißt es halt auf dem Posten sein und ihn auflaufen lassen, wenn er kommt! — Aber, du, geh du nur,“ setzte er lachend hinzu; „geh du und sing:

Freu dich, stiefelbraunes Maidelein,
ich komm, — ich komm, — ich komm.“

Der Apotheker wandte sich und lief. Das Liedlein ging ihm nicht mehr aus dem Sinn, so daß er es selbst summen mußte, das Liedlein munterte ihn auf, er schaute nicht mehr rechts, nicht links. Er drang, so still es in der Eile anging, ins Haus, mit leisen Sprüngen jagte er die Treppe hinauf. Kaum konnte er seine Überraschungsfreude soweit bezwingen, daß ihm leise die Tür zum Brautgemache zu öffnen gelang. Nun hielt er still und lauschte, und nun trat er mit abgeblendeter Laterne an das Bett — und nun suchte er verwundert in der Stube herum: denn das Lager war leer. Eigentlich glaubte er gar nicht, daß sie sich versteckt habe; dennoch leuchtete er das Zimmer ab und fand sie nicht.

Er trat dann eben auf den Gang hinaus, um zu sehen, ob sie bei seiner Mutter sei, da kam Bissigkummer die Treppe herauf und meldete, sie sei in ihr Vaterhaus hinübergegangen, da sie sich allein in dem fremden Hause gefürchtet habe.

„Na —“ fuhr der Apotheker heraus; setzte aber rasch gefaßt hinzu: „das war ja ganz gescheit! Ja, das kann ich mir denken. — Also — gute Nacht, Bissigkummer.“

Er trat wieder in das Zimmer, in dem er zum ersten Male schlafen sollte, blieb stehen und nickte wiederholt.

„Freu dich, stiefelbraunes Maidelein —“ brummte er bitter lächelnd.

Es kam ihm gar nicht in den Sinn, die beleidigte Braut holen zu wollen, er zog sich aus und legte sich zu Bett, und als beim Hin- und Herdrehen ein Kreischen unten vorklang wie von einer Schreipuppe, da lachte er hinaus und sprach:

„Das ist nun aber wirklich am Platz!"

Er lag noch geraume Zeit wach, dachte über Pelas Übelnehmerei und Trutzen nach und nahm sich vor, sie am andern Morgen mit zufriedener Miene abzuholen und dafür zu loben, daß sie ihrer Unbehaglichkeit in der neuen Wohnung auf so sichere Weise abgeholfen habe; mochte sie ihn dann für arglos und harmlos halten oder merken, daß sie einen Fehlhieb getan, — jedenfalls würde sein Verhalten ihr das Einlenken bequem machen.

Dann zog der Lärm und das Gerassel der zur Wagenburg den Schloßberg hinauffahrenden Wagen ihn ab, und er schlief ein, noch bevor die Bürger, auch etwas verdutzt, auseinander gingen und Ruhe suchten: denn die Kundschafter, die ganze Gegend abstreifend, hatten kein Kriegsvolk, wohl aber die Fackelträger gefunden, zwei Eilboten, die nach dem Gemmingischen Schloß Steinegg bei Tiefenbronn die Trauernachricht zu bringen hatten, daß Herr Wolf Dietrich von Gemmingen am Abend in Durlach eines plötzlichen Todes verschieden sei.

Zehntes Kapitel

Der Südwest fuhr durchs Land und um die Karlsburg. Wie eine unübersehbare flache Decke mit hellen und dunklen Bäuchen lag das graue Gewölk über dem breiten Rheintal und schob langsam abwärts, und darunter weg konnte man, wenn nicht gerade irgendwo ein Regen niederging, tief in die jenseitige Pfalz mit ihren dunkelblauen Hügeln hineinsehen. Das Land war naß, die Baumstämme hoben sich schwarz ab, das herbstlich trüb und dunkel gewordene Grün der Belaubung glänzte wieder, gab jedem Windstoß einen Sprühregen ab und bekam nie Zeit, zu trocknen.

Ernst Friedrich hatte die Beine mit grauen Wollbinden umwickelt, einen bis unters Knie reichenden Rock von Biberpelz an, ein leichtfertiges graues Filzhütchen mit Federbusch auf dem Kopf, und mit der langsamen feierlichen Würde eines Kirchenfürsten bewegte er sich über den wohlverschlossenen Korridor nach dem Sitzungszimmer, das stark eingeheizt worden war.

Er saß nun auf seinem Sessel, die Füße auf einem dicken Schafspelz, wartete auf die Antworten der Räte, die er über die rechtlichen Folgen der neuesten Pforzheimer Ereignisse befragt hatte, und freute sich ein wenig darüber, daß die Herren ersichtlich unter

der Hitze im Zimmer litten. Nur der Doktor Jost Reuber, der heute des dicken Tischelin Platz in der Nähe des Ofens einnahm, fühlte sich behaglich; der magere Gelehrte war verfroren wie eine Schwalbe und konnte Hitze vertragen wie ein deutscher Bauer: am liebsten hätte er sich gegen den Ofen gelehnt und sich den Rücken gewärmt.

Der Geheimrat und Statthalter von Peblitz stand da, räusperte sich wiederholt, drehte ungeduldig den Kopf hin und her und schien mit dem Ärger zu kämpfen, der ihn nicht zu Worte kommen ließ; endlich fuhr er heraus:

„Nach allem, was ich zu Pforzheim erfahren habe, begehr ich nicht mehr hin; ich bin entschlossen, sie alle miteinander mit Weib und Kind und Gesind peinlich zu verklagen, und hab das ihrem Bürgermeister auf gut Deutsch geschrieben. Sie haben mich und die ehrwürdigen Prediger samt dem Obervogt bis ins Schloß hinein ausgelacht." — Er blickte so feindlich um sich, als wäre das erst gestern geschehen. — „Wahrhaftig, wenn ich Herr über sie wäre und Niederländer an der Hand hätte, die Stadt zu besetzen, — ich wollt ihnen die Köpfe wie Krauthäupter abheben lassen! Freilich, die Stadt würde allerdings darüber zugrunde gehen und das fürstliche Einkommen dorther auch; denn sie sind alle über einen Leisten geschlagen. Sie müssen verhetzt sein! Da ist dieser

Advokat Ebertz, der sie öffentlich tröstet und vermahnt, als ständ er auf der Kanzel, ein überaus arger Fuchs! Wenn der Sakramentsdoktor nicht wäre, wüßten die Bürger gar nicht, ob Kunz oder Benz im Religionsfrieden ist oder wie ihnen geschoren würde. Drum ist hochnötig, daß man ihn fortweise! Man darf nur nicht sagen, es sei wegen der Religion, sondern wegen des Aufruhrs. — Sonst wäre auch nicht unratsam, daß man sich nach Niederländern umtäte, die man allgemach in Pforzheim einschmuggelte, und gäbe ihnen eine Kirche und Prädikanten: dann kämen die Pforzheimer schon von selbst und wollten reformieren!"

Ohne Peblitz anzusehen machte der Markgraf eine leichte Verbeugung, und der Sprecher setzte sich. Der Fürst sprach nicht und schaute den Obervogt von Münster an, der auch sofort aufstand und im Tone der Entschuldigung anhob:

„Ich bin von Ew. Fürstl. Gnaden zu dem Zwecke nach Pforzheim beordert worden, daß ich die reine Lehre dahin pflanzen und den alten lutherischen Sauerteig ausfegen soll, hab auch mein Bestes getan und nicht allein in der Kirche auf die Prädikanten fleißig Achtung gegeben, ob sie sich irgend wider Ew. Fürstl. Gnaden Mandat vergriffen und die Kalvinisten nennten, sondern hab auch Traktätlein unserer Lehre verteilt und mich gegen jedermann freundlich erzeigt, hab

auch vermeint, etliche Seelen zu gewinnen. Aber die Herrgottspfaffen sind so behutsam, daß ich sie nie recht hab erwischen können, wie ich gern gewollt hätte! Und die Bürger sind gar halsstarrig, wie sie ja jüngst bei der Präsentation erwiesen und sich so unsinnig, toll und töricht erzeigt haben, daß dergleichen weder bei Türken noch Heiden erhört worden ist, — wie ich an einen Geistlichen in Brüssel geschrieben habe und aus meinem Stobäus des weiteren erweisen könnte! Ich habe, als ich zu Wied Amtmann war, beinahe die ganze Grafschaft reformiert — und die Sakramentspforzheimer kann ich nicht rumbringen! Ich bin eben auch der Meinung, daß sie von andern müssen verhetzt werden; denn unsere Lehr ist nicht so gar gegen die Vernunft, daß sie von ihnen so gar streng sollte verworfen werden. Es ist gewiß, daß der Doktor Obertz nicht wenig Schaden getan hat. Ich bin lange damit umgegangen, wie ich ihn unvermerkt aufheben könnte, und habe mich zu dem Zwecke mehrmals mündlich und schriftlich erboten, ihm meine Pferde zu leihen, und gehofft, er würde drauf reinfallen; aber — der Lauer muß es gemerkt haben! Ich hab ihm bereits vor zehn Tagen das Urteil gefällt und zu einem guten Freund in meiner Studierstube, als Doktor Obertz den Markt heraufkam, gesagt: ich sehe diesem Doktor den Kopf wackeln. — Aber es wäre besser (weil er überdies ein Fremder ist) man führte ihn allein fort,

als daß man die Bürger peinlich verfolgte. Wenn man dabei von der Religion ganz schweigen und es auf ihn allein drehen könnte, so würde kein Hahn danach krähen und auch kein Fürst oder Herr um seinetwillen einen Sattel auflegen. Dabei ist auch zu bedenken: wenn man auf peinliche Schärfe gegen die Bürgerschaft dringen sollte, daß ihrer viele ausreißen oder sämtliche sich unter fremden Schutz und Schirm begeben und keinen Zoll, keine Steuer und Schatzung mehr zahlen würden. Darum wär immer besser ein Einzelner als das ganze Volk! Mich für meine Person haben sie so geschabernackt, daß ich nicht mehr zu ihnen begehre. Der Teufel sei ihr Vogt, ich nicht!"

Der Fürst machte seine kleine Verbeugung und blickte dann den Doktor Jost Reuber an, der, das Kinn auf die Brust gedrückt, mit aufgerissenen Augen, hochgezogenen Brauen und zahllosen nachdenklichen Querfalten auf der hohen Stirne, in seinem Sessel lag. Er sprang auf und fing mit bedenklicher Miene an:

„Es erfordern diese Sachen ein sehr ernstes und scharfes Nachdenken! Es geht nicht an, daß man die Pforzheimer gleich für Aufrührer halte oder gar als Aufrührer verdamme, — sonst würden wir die gleiche Schärfe des Rechtes auch wider unserer Religion Untertanen, die sich irgendwo widersetzen, gelten lassen müssen und dadurch unsere Glaubensgenossen in Frankreich und Niederland selbst zu Aufrührern machen,

und da sei Gott vor! Drum wer nicht will, den lasse man fahren und trachte indessen nach gelinden Mitteln. Es ist die ganze Pfalz von dem lutherischen Sauerteig ohne Blutvergießen reformiert worden. Man hat es aber etwas subtiler angegriffen und ist nicht gleich dreingefallen wie der Hagel in die Häfen. Hätte man zuvor etliche Pforzheimer ad partem bekehrt und sie angestiftet, daß sie um einen Pfarrer der reformierten Religion anhielten, so wäre es besser abgegangen, und nach und nach hätte unsere Lehre den Bürgern selbst nicht mißfallen! Auch ist zu bedenken, daß wir im Reich ohnedies noch nicht über den Zaun sind, — daß wir gleich trutzen dürften. Fein langsam geht man auch weit. Wenn man Hühner fangen will, muß man den Prügel zu Hause lassen! — Was den Doktor Ebertz anlangt, so gebührt mir nicht, meine Meinung aufzudrängen, da er mir etwas verschwägert ist: aber — es könnte nicht schaden, wenn man seine schriftliche Verantwortung begehrte, ehe man ihn gefangen nähme! Es ist rasch etwas angefangen, aber langsam geendet. Und ich kenne ihn dafür, daß er nichts unversucht lassen wird."

Der Markgraf hörte aufmerksam zu und seine Miene wurde ernster: dieser gute Doktor Reuber zog durch die Zähne, was er vor einigen Wochen selbst angeregt und eingeleitet hatte, und tat mit Urväterweisheit dick, als sei sie Frucht dieser neuesten Erfahrung!

Hinterher wills keiner gewesen sein! Nun, es war die Art Ernst Friedrichs, einen Rat, den er einmal gut geheißen, bei Mißerfolg immer auf seine Kappe zu nehmen und so hielt er sich jetzt auch in Gedanken nicht weiter dabei auf; er zog das sachliche Ergebnis des Gehörten, daß also die Pforzheimer keine Aufrührer seien, daß Ebertz nicht ohne weiteres zu verhaften und daß die Reformierung überhaupt anders anzugreifen sei, — und dieses Ergebnis mißfiel seiner drängenden Absicht. Er runzelte die Stirn und war ärgerlich, all das gehört zu haben. Mit solchen Bedenken kam man nie weiter.

Er nickte dem Doktor Reuber, dem er immer gern seine Hochschätzung zeigte, gewichtig zu, als wollte er damit sagen: so steht es also?! und forderte den Rat Tischelin zur Äußerung auf.

Dieser erhob sich, setzte sich durch einen elastischen Stoß seines Bäuchleins gegen die Tischkante in die beliebte vor- und rückwärts pendelnde Bewegung, heftete die runden Augen starr auf den blaubemalten weißen Kachelofen, als lese er aus dessen Bildern seine Weisheit ab, und nach jedem Satze zum Markgrafen hinschielend, sprach er:

„Ich schließe mich Doktor Reubers Bedenken an und weiß ihnen nichts Ferneres zuzufügen. Das Landvolk ist durchaus lutherisch: sollte man zu scharf verfahren, so dürfte wohl ein gemeiner Aufruhr gemacht

und das Ende ärger werden als der Anfang. Auch ist zu bedenken, daß die Untertanen zu derlei desto mutiger sind, weil sie wissen, daß ihr gnädiger Erbherr, Markgraf Georg Friedrich, gut lutherisch ist und sie in der Not nicht verlassen wird. Euer Fürstliche Gnaden haben das Ihrige getan und sind vor Gott entschuldigt. Wer nicht will, den lasse man fahren!"

Sobald der Markgraf dankend nickte, zog Tischelin ein großes blaues Sacktuch und fing, schon während er sich setzte, an, so heftig seine mächtige Gurkennase zu putzen, daß er himbeerrot im Gesicht wurde und der gegenübersitzende Jost Reuber gespannt wartete, ob nicht die blauen Kugelaugen aus dem Kopf gesprungen kämen.

Der Rat Jacob Commali, ein wohlgestalteter Italiener mit festen Knochen und prallem Fleisch, erhob sich leicht, richtete die dunklen Augen auf den Fürsten, hob achselzuckend die Hände zu einer Gebärde der Ratlosigkeit und sagte dann, indem er sich der treuherzig klingenden Gebrechen seiner deutschen Aussprache mit Bewußtsein bediente:

„Ich bin ein welscher Mann und verstehe von den Sachen nichts. Was Euer Fürstliche Gnaden glauben, das glaube ich auch. Man spürt aus der Halsstarrigkeit der Pforzheimer, daß sie nicht erwählt sind; darum hilft nichts bei ihnen. Was will man sie denn viel in diesem Leben plagen; sie werden ihre Plage schon dort

finden! Ich glaube nicht, daß es weit und breit eine Stadt gibt, in der so gar kein Erwählter ist wie zu Pforzheim; denn noch nicht ein einziger hat sich bekehren wollen. Drum — würde ich mich nicht viel über sie erzürnen und mir selbst am Leibe Schaden tun! Es hilft doch nichts. So wenig wir die Aussätzigen reinigen können, so wenig werden wir die Pforzheimer hugenottisch machen! Gott sei mit uns allen, Amen!"

Der Markgraf zeigte durch keine Miene, wie sehr ihm der fromme Schluß mißfiel, er dachte: die Kerle glauben mir also etwas Willkommenes zu sagen, wenn sie mir raten, den verfahrenen Karren im Dreck stecken zu lassen!

Nun stand der Rat Paul auf, ein wuchtiger Mann mit ergrauendem Bart, zupfte an seinem Wams, das ihm zu heiß auf dem Leibe lag, blies zur Erleichterung einen Stoß Luft von sich, fuhr mit der Hand über den kahlen Schädel und sah nach, ob sie feucht geworden sei, und fing endlich langsam zu sprechen an:

„Auch mir gefällt Doktor Reubers Meinung sehr wohl. Man hat sich in der Pfalz nicht übel dabei befunden. Besonders aber will mir ratsam scheinen, daß man die Religion umgehe in den Befehlen und womöglich alles aufs Politische ziehe; denn sonst, wenn die andern hörten, daß die ganze Stadt Pforzheim sich unserer Religion widersetzt, hätte es gleich

das Ansehen, als ob unser Bekenntnis nicht recht wäre, und der gemeine Mann sieht ohnehin mehr auf den Schein als auf den rechten Grund. Man könnte sonst auch mit den Pforzheimern in den leidigen Disput geraten, ob wir überhaupt im Religionsfrieden sind oder nicht. Und noch eines! Wenngleich die Pforzheimer für keine Aufrührer zu halten sind, so würde ich sie doch so nennen und mit der peinlichen Halsgerichtsordnung drohen; denn die Einfältigen unter ihnen verstehen ja nichts davon, und so könnte bald eine Uneinigkeit unter ihnen entstehen. Und weil man mehr mit Bedrohung als mit gelinden Worten bei ihnen ausrichten wird, so hielte ich es für ratsam, nichts Pfäffisches zu ihnen zu schicken, sondern ein paar soldatische Gesandte, die mit ihnen schmeißen wie fressen. Dadurch könnte der gemeine Mann eher gewonnen und die Bürgerschaft gespalten werden!"

So ruhig er sich verhielt, der Markgraf wurde immer ungeduldiger. Diesen Räten mußte es doch recht unbehaglich zumute sein, daß sie nur daran dachten, die Religionssache möglichst still wieder aus der Welt zu schaffen, und gar nicht fühlten, worauf es ihm heute ankommen mußte. Er wandte sich an Leuprant, der sowohl der Kühle wegen wie aus Zurückhaltung in einer Fensternische lehnte:

„Darf ich auch die Ansicht des Hauptmanns Gößlin hören?"

Der Angeredete trat vor, stützte einen Arm leicht auf die Lehne seines Stuhles und sprach in einem Tone, der seiner Äußerung jede Bedeutung nehmen sollte:

„Ich — teile ganz die Meinung der Räte.“

„Nun —,“ entgegnete der Fürst, ihn scharf ansehend, „diese Meinungen scheinen mir ziemlich verschieden zu sein!“

„Also — genauer gesprochen — etwa die Meinung des Rates Jacobo Commali.“

Der Markgraf warf einen raschen Blick auf den Italiener, um sich dessen Rat wieder zu vergegenwärtigen. Er empfand den Hohn, der ja fast so gut wie den Commali ihn, den Fürsten selber, traf; aber nach all dem persönlich beleidigten, ängstlichen und kleinlich schlauen Geschwätz tat ihm die Frechheit des Freundes so wohl, daß er sich im Sessel aufrichtete und in erfrischtem Tone fortfuhr:

„Worauf kommt es also an?“

„Da die Religionsfrage schon durch die jüngst verfügte Wiederzulassung der lutherischen Geistlichen einstweilen erledigt worden ist, so handelt es sich nur darum, daß die Pforzheimer auf leere Gerüchte hin den Frieden gestört, das markgräfliche Schloß besetzt und die fürstlichen Hoheitsrechte verletzt haben.“

„Und —? Wie ist darauf zu antworten?“

„Ich glaube, auch wenn es sich nicht um meine

Vaterstadt handelte, würde ich sagen: nach allem, was voranging, waren die Bürger nicht unberechtigt, den Überfallsgerüchten zu glauben; daß sie ein leeres Schloß erstürmten und gegen den Schloßkeller Ulrich Greyß und sein Schreiberlein eine Wagenburg aufschlugen, das wird ihnen bitter genug sein und ihnen Spott genug eintragen, — falls wir sie auf dieser Blamage sitzen lassen."

„Und du meinst, diese Blamage würde geringer sein, wenn sie die Stirn dabei anrennten und ein blaues Mal davontrügen —?"

„Sie können die Stirne nicht mehr anrennen, da sie längst zurückgegangen sind und sich entschuldigt haben. Bestrafen wir sie, so fühlen sie sich gerechtfertigt und aufs neue gereizt; lachen wir sie aber aus und erlassen wir ihnen die Strafe, so bleiben sie in der Schuld und werden sich um gute Haltung bemühen!"

Hätte der Markgraf freie Hand über seine Truppen gehabt oder Geld zur Anwerbung neuer, so wäre ihm nichts lieber gewesen, als die widerspenstige Stadt zu den äußersten Ausschreitungen zu reizen, um dann rasch ein Ende machen zu können; aber das mußte verschoben werden. Er schüttelte langsam den Kopf und sprach:

„Ich kann den Bürgern nicht jeden Unfug nachsehen. Ich kann auch nicht, da ich einmal mit ihnen uneins bin, meine Vorteile schwimmen lassen. Ich

glaube, mich langmütig genug zu zeigen, wenn ich vom peinlichen Verfahren mit Rücksicht auf die Verhetzung und ängstlichen Gerüchte absehe, — natürlich unter Betonung meines Rechtes zur Strenge; dagegen von der Bürgerschaft den Beweis ihres friedlichen Sinnes durch Verzicht auf den sogenannten Religionseid verlange, der ja doch nichts anderes als eine Verschwörung ist. Listen und Siegel sind mir auszuliefern und vor allem der Rädelsführer Doktor Ebertz, daß er sich verantworte. Zum Überbringer dieses Befehles schicke ich — wie Rat Paul vorschlägt — soldatische Abgesandte."

Gößlin achtete nicht auf die zustimmenden Mienen und Gebärden der Räte, er blickte einen Moment nachdenklich vor sich hin und sprach dann, ohne Aufforderung abzuwarten:

„Gegen den Verzicht auf den Religionseid will ich nichts sagen: sie können auch ohne Eid ihre Treue halten. Den Doktor Ebertz, den sie selber zugezogen haben, können sie nicht preisgeben — als anständige Leute."

„Sie können sich ja auch beim Doktor Ebertz hinterher entschuldigen, es sei in der Angst und Verwirrung geschehen!" rief der Markgraf geringschätzig. „Sie müssen froh sein, daß ich nach dieser Friedensstörung nicht Besatzung hinlege, mir den Dreizehnerausschuß herauslange und im Turm geschmeidig mache!"

Gößlin schwieg; er sah wieder, daß es für den Fürsten nur eine Machtfrage war. In dem Gemeinschaftsgefühle, in dem der Freund als Mitschuldiger leidet oder jubelt, da regte sich wieder der schmerzliche Zorn über das Fremde wie über eine eigne unverwindliche Schmach, und er dachte: nur gut, daß die Macht fehlt!

Ernst Friedrich empfand einfacher. Eine Meinungsverschiedenheit war eben eine Verschiedenheit der Meinungen, die er bei dem Freund etwa schonte, während er bei andern mit einem Befehl darüber wegging. Diesmal freilich kränkte ihn im geheimen der Widerspruch, weil er Parteinahme für die Vaterstadt gegen den Fürsten darin fühlte, und als Würfler — der er war, ohne je Würfel anzurühren — zum Wagnis der Probe gereizt, warf er im Tone eines noch zu beratenden Vorschlages hin:

„Und wen schicken wir da, welchen Soldaten? Wer verbände mit der Entschlossenheit des Kriegsmannes die politische Ruhe und Übung, — wer mit der Hingabe an unsere Person die berechtigte Rücksicht auf das uns allen kostbare Wohl der Stadt, wer wäre geschickter, durch persönlichen Einfluß und Anhang unter der Hand versöhnend und gewinnend zu wirken, als unser alter Freund und Gardehauptmann Gößlin?"

Leuprant hatte die langrollende Woge der Worte auf sich zukommen sehen, und doch war er, als sie ihn

traf, erstarrt. Es war eine Krampfstille in ihm. Es war ihm wie ein Faustthieb auf das nackte Herz. Er legte langsam die Unterarme auf die Lehne des Sessels, hinter dem er stand, neigte sich vor und sprach mit rücksichtsvollem Lächeln:

„Meine Ergebenheit gegen Eure Fürstlichen Gnaden und das natürliche Gefühl für die Heimat machen gewiß, daß niemand inniger eine beiden Teilen erfreuliche Beilegung des Handels wünscht als ich. Niemanden aber halte ich für ungeeigneter zum Verhandeln als eben mich. Ich bin den Pforzheimern als Höfling längst fremd und verdächtig: jetzt vollends gelte ich als Eurer Fürstlichen Gnaden Parteimann. Sollte ich zum Wohle der Stadt sprechen, so würden sie eine Falle vermuten, — sollte ich das Fürstliche Recht vertreten, so würden sie den Haß gegen meine abtrünnige Person auf die Sache übertragen, und alle Verständigung würde unmöglich sein.“

Der Markgraf dachte zwar, man müßte den Hauptmann nur in dieses Wasser hineinstoßen, dann würde er schon schwimmen. Die Gegenwart der Räte aber hinderte ihn, weiter auf den Freund einzudringen, er sagte rasch:

„Nun, die Bestimmung der Abgesandten hat ja noch Zeit. Zunächst —,“ wandte er sich an die andern Räte, „bitte ich um die Ausarbeitung des Schreibens an die Stadt — nach meinen vorhin gemachten Angaben.“

Die Räte murmelten beifällig und machten Notizen, Gößlin trat an das Fenster zurück.

Nach einer Weile des Nachsinnens fing der Fürst wieder an:

„Über das neueste Schreiben aus der kaiserlichen Kanzlei in Prag haben wir vorgestern gesprochen; nun bin ich nach neuer Überlegung zu dieser Ansicht gelangt: durch den unerwarteten Tod des Markgrafen Eduard Fortunat ist die obere Markgrafschaft, die ich bisher, um die Verpfändung zu verhüten, besetzt halten mußte, erledigt und nach den geltenden Rechten an die überlebende Linie, also uns, zurückgefallen; denn die jahrelang geheimgehaltene Ehe des Eduard Fortunat — wenn sie nicht überhaupt nur Konkubinat war — hat als unebenbürtig und die Nachkommenschaft als nicht nachfolgeberechtigt zu gelten. Das ist klar und unantastbar, für niemand auf der Welt selbstverständlicher als für einen Habsburger! Dem Kaiser war, als er neuerdings auf die Räumung der oberen Markgrafschaft drang, Eduard Fortunats Tod noch unbekannt; jetzt aber wird er nur noch aus katholischer Parteilichkeit mein Recht bekämpfen können. Da er nun ebenso zäh und hartnäckig wie geschäftsscheu und unentschlossen ist, so fürchte ich, wird er, wenn wir wieder gegen beide Befehle protestieren, nur den Protest erfahren, nicht aber die neuen, entscheidenden Gründe studieren, er wird glauben, alles sei beim alten, und der

Ärger wird uns zum Schaden in ihm weiterfressen. Ich werde ihm deshalb im zweiten Punkte nachgeben, damit er überhaupt aufmerkt und mir mein Recht im ersten anerkennt! Also — sein Verlangen, daß die Töchter Anna und Jacobea meines verstorbenen Bruders Jacob in katholischer Umgebung katholisch erzogen werden, will ich erfüllen. So schwer es mir wird, mich von ihnen zu trennen, — ich werde sie nach Baden schicken und ihnen katholisches Gefolge und katholische Lehrer bestellen. — Ich habe, um Baden halten zu können, Besigheim und Altensteig geopfert —" setzte er wie zu einer Rechtfertigung hinzu. „Es ist eine Gnade, ein sichtbarer Beistand Gottes, daß Eduard Fortunatus gerade jetzt sein Ende fand — es wäre nicht mehr lange so weitergegangen, ohne das Land zu drücken — nun muß auch ich das Mögliche tun, um Gottes Hilfe auszunutzen! Ich kann nicht ewig das teure Geld für Truppen hinwerfen, die ich im Badischen als Besatzung still liegen lassen muß, — die ich nicht einmal bewegen und verwenden kann!" In plötzlichem Zorne auffahrend, hatte er die gespreizte Hand in die Luft gestoßen, zu würgender Faust geschlossen und auf den Tisch geschlagen; nun sah er die Räte an, die noch mit überraschten Blicken seiner jähen Gebärde nachstarrten, runzelte ein wenig die Stirn und sagte:

„Ich bitte um die Entwürfe in diesem Sinne."

Mit den Händen die Stuhllehnen fassend, blickte er noch eine Weile sich besinnend beiseite, hob sich dann langsam und schwer empor und blieb stehen, indem er seine Gewandung zurechtzupfte. Gößlin trat leise hinzu und zog den Stuhl hinter ihm weg. Die Hand zum Gruße gegen die Räte erhebend, nickte Ernst Friedrich und sprach: „Ich danke."

Während die Herren auffuhren und sich verbeugten, winkte er dem Hauptmann Gößlin mitzugehen, und schritt langsam hinaus.

Er nahm des Freundes Arm und fing schon nach wenigen Schritten an: „Und du willst mir nicht helfen in Pforzheim?" und da der andere schwieg, blieb er stehen und sah ihn erwartend an.

„Nicht im Kalten stehen!" sagte Leuprant und zog ihn weiter. „Ich habe schon oft den Wunsch ausgesprochen, nicht in diesen Handel verwickelt zu werden, und bitte dich jetzt ausdrücklich, mich zu schonen. Man muß den Sohn nicht gegen die Mutter schicken!"

„Ich will dich nicht gegen deine Mutter schicken, sondern gegen eine widerspenstige Bürgerschaft. Und du sagst selbst, daß du ihr längst ein Fremder bist!"

„Ich bin ihr ein Fremder; sie ist mir nicht fremd, sie ist meine Heimat! Aber davon können wir ganz absehen; wie ich vorhin sagte, aus Gründen der Zweckmäßigkeit darfst du mich nicht schicken, darf ich mich nicht schicken lassen."

„Die Gründe leuchten mir nicht ein.“

„Ich sage dir, nur dein Feind kann wünschen, daß du mich nach Pforzheim schickst. Ich kenne meine Leute und ich kenne mich.“

„Ich kenne dich auch und ich weiß, daß ein wohlwollender und fester Mann auf jeden Fall der beste ist und das Beste tut.“

„Möglich. — Ich — bin eben nicht ruhig, ich bin nicht fest in diesem Falle! Kannst du mir das blanke Recht mitgeben, dann will ich auch meine Vaterstadt schuhriegeln; so aber — wäre ich ratlos, hilflos, ein Spott meiner Erregung.“

„Recht — Recht —!“ rief der Markgraf stehen bleibend. „Zwischen Menschen und Menschen besteht ein Recht. Zwischen Fürst und Untertan ein anderes! Wenn du deines Nächsten Finger nimmst und hineinschneidest, so begehst du einen Frevel; wenn der Arzt in den Finger schneidet, tut es ebenso weh, vielleicht noch ärger, und er tut eine Wohltat! Ich habe als Fürst nicht an den einzelnen und seine Wehleidigkeit zu denken, sondern an das Wohl der Gesamtheit. Bin ich wehleidig? Schone ich mich? Könnt ich es nicht tausendmal bequemer und angenehmer haben im Leben? Hier — Gott sieht sich nicht um nach meinem faulen Adam und meinem Geseufz — hier, sagt er, hast du ein Volk, da mußt du mir Ordnung und Zucht und Kraft hineinbringen, oder der Teufel hat dich! Und

dazu gibt mir Gott nur meine Kraft und meinen Willen und meinen Verstand und keinen bessern; damit muß ichs machen. Obs mit oder gegen den Katechismus geht, es muß geschehen! Ob ich in der Hitze des Kampfes daneben haue, — ich muß kämpfen! Ich habe auf das Ziel zu sehen und nicht auf das Opfer, das es mich kostet! Bin ich sündlos? Sündige ich nicht aus Kopflosigkeit und Trägheit den ganzen Tag, ohne daß es mich umbringt, — aber wo es sich um meine Aufgabe handelt, da soll ich sparsam tun mit meinem Seelenheil —?! Fühlte ich nicht Gottes Willen und Zwang in mir, ich wäre ratlos, ich wäre unfähig, ja und nein zu sagen; — ich wäre fallend ins Bodenlose. Aber Gott will in mir, er will etwas durch mich, und solange ich seinen Zwecken brauchbar bin, so lange hält er mich. Sag —" Gößlin wollte ihn weiterziehen in das nahe Zimmer, aber der Fürst schüttelte ungeduldig den Kopf und fuhr fort:

„Sag — der Markgraf Eduard Fortunatus von Baden aus dem alten Hause der Herzöge von Zähringen — so alt wie eines in Deutschland! — der stürzt in der Trunkenheit die Treppe hinab und bricht den Hals: weißt du was Sinnloseres, Scheußlicheres?! Füge es ein in die Kette von Ursache und Wirkung, mit der Gott heute unser Land und Volk vorwärtsreißt oder -peitscht, und es ist die wunderbarste, sinnvollste Fügung! Wie sollte Gott das alte Blut von Heiligen,

Helden und Städtegründern auch nur in einem verirrten Tropfen der Verachtung preisgeben, wenn er ihn nicht dadurch zu einer unendlich höheren Bedeutung erhöbe! Was wäre Eduard Fortunatus, der fromm und bieder lebt, mit einer richtigen Prinzessin Kinder zeugt unb stirbt —?! und was ist Eduard Fortunatus, der glänzende Unband, der irrende Ritter, der Verführer der Weiber, die Hoffnung der Männer, der Verderber seines Landes, der Straßenräuber, Falschmünzer, Giftmischer, Meuchelmörder, in seiner bestrickenden Ruchlosigkeit der Auswurf seines Hauses, was wird er?! wie ist er plötzlich weit erhaben über Urteil und Abscheu, sobald du siehst, wie er sich und seinen Ast zu zerstören — berufen war, um das zerfetzte Land wieder zusammenwachsen zu lassen, damit es Stärke gewinnen kann zu größerem Wachstum und höheren Aufgaben! — — Murre ich — darüber, daß ich kinderlos bin —?!"

Er schlug sich mit beiden Fäusten heftig auf die Brust, als gält es, klagende Wünsche auf immer zu zermalmen, und starrte von dem heimlichen Schmerz überrascht vor sich hin.

Der Freund schwieg, nach einer ableitenden Wendung suchend, dann erwiderte er:

„Man könnte darüber murren, verzeih, im Gedanken an deinen Nachfolger."

Der Markgraf ging schweigend auf die Tür zu, die

von innen geöffnet ward, trat mit Gößlin ein, wies den Diener hinaus und sagte, sich in die Ofenecke setzend:

„Georg Friedrich — ist ein ganz guter Mensch, ein bißchen harmlos, ja, ahnungslos! er meint, man könnte alles lernen! Er wird sein Teil Dummheiten machen und dann tun, als sei er's nicht gewesen — gewiß! aber das liegt außer meiner Sorge. Gott weiß schon, was er mit ihm vorhat." Er schaute durch das Zimmer nach dem Fenster, gegen dessen rautenförmige Scheiben der Regen klatschte und dessen farbige Wappenschilder seltsam aus dem kühlen grauen Lufton herausleuchteten. Dann blickte er den Hauptmann fest und fordernd an und setzte hinzu:

„Also — mein Recht kann ich dir mitgeben."

„Es ist nicht das meine!"

„Aber deine Schuld wird es sein," schrie der Fürst, über den Widerstand empört, „wenn der andere, den ich schicken muß, härter dreinfährt!"

Der Zorn zuckte in Gößlins Augen auf.

„Nun —" rief der Markgraf, als die Antwort ausblieb, „sprich nur!"

Der Freund war aber schon wieder ruhig, er wollte das Böse, das in des andern Worten trieb, nicht zwischen ihnen beiden aufkommen lassen und sprach:

„Wenn du das fürchtest, wirst du es verhüten! mir ist nicht bange."

Ernst Friedrich sah ihn einen Augenblick groß an, als verstände er nicht recht; dann erhob er sich, blickte, die Hand auf dessen Schulter legend, dem Freund ins Gesicht, schüttelte den Kopf und schritt in das Nebenzimmer, dessen Türe er offen ließ, und dann in das nächste, wo ihn die klangvolle Knabenstimme seiner Gemahlin begrüßte.

Leuprant trat zum Fenster und starrte durch die rinnenden Scheiben. Er atmete ergriffen. Er hatte, als der Markgraf vor ihm stand und ihm ins Auge sah, über alle Verschiedenheit und Mißverständnisse hinweg die sie beide durchströmende und einende heiße Welle gefühlt. Nachdem er schon oft diese Freundschaft nur noch als Gewohnheit empfunden, als Herrschaft der Vergangenheit, als eine willkürliche Treue gegen sich selbst, spürte er nun auf einmal wieder ihren unbegreiflichen schicksalhaften Zwang und er verstand nicht, daß er sie je hatte für bedroht halten können. Er schüttelte lächelnd den Kopf, und seine Augen hingen, ohne daß er es inne ward, an den unaufhörlich fließenden Farben des Fensterwappens; der Regen wusch darüber, und es war, als wogten die Farben von inkräftigem Gold und Purpur.

Um allein zu bleiben, verließ er das Gemach, schritt den Gang weiter bis zum älteren Flügel des Schlosses, stieg eine breite steinerne Wendeltreppe hinan und betrat durch ein dem Schloßhofe zugewandtes Vor-

zimmer seine Stube, deren breites durch zwei Säulen geteiltes Fenster auf die braunen Dächer und Türme der Stadt Durlach und in das Grau des Himmels ging. Es zog den Versonnenen zum Fenster und er erstaunte, auf einem Schemel davor Jacobea zu finden, die ein Buch auf den Knien haltend ihm zunickte.

„Was liest du denn?" fragte er.

„Ich lese nicht!" erwiderte sie; ihre Hände ruhten gefaltet auf dem Buch. „Ich fand es aufgeschlagen und wollte drin lesen; aber auf einmal verstand ich nichts mehr. Da schaute ich das Bild an." Und sie wandte die Augen wieder dem großen Teppich zu, der die Innenwand des Zimmers bedeckte.

Leuprant zog einen Stuhl herbei, setzte sich neben sie und sprach:

„Da geht es dir mit dem Buche, wie es mir ergangen ist vor vielen Jahren, als ich auch noch ein Kind war. Ich suchte meinen Vetter, mit dem ich spazieren und baden ging, und der um jene Stunde im Reuchlinszimmer neben dem Chor der Pforzheimer Schloßkirche in Reuchlins Bibliothek zu studieren pflegte; er war viel älter als ich. Er war nicht da, ich wartete und blätterte in einem daliegenden Buche des Titels: Eine deutsche Theologie. Ich las und auf einmal verstand ichs nicht mehr. Ich sah zum Fenster hinaus, die Nachmittagssonne kam durch die Bäume, und ich starrte in ein blendendes Gewirr

von Blättern und Sonnenlicht und war sehr hilflos und ratlos. Nach vielen Jahren fiel mir das Büchlein wieder ein und da kaufte ich mirs. Wenn du älter bist, will ich dirs schenken; denn es ist, wie auf dem Titel steht, ein edles und köstliches Buch."

„Zeige mir, wo du es hinstellst! ich will manchmal kommen und prüfen, ob ich verständiger werde." Dabei wandte sie ihren Blick nicht von der gewirkten Tapete ab.

Ein Wald war darauf zu sehen mit grünem Dickicht und herausleuchtenden Stämmen. Vor dem Wald an der Straße, die hell von links nach rechts zog, saß ein schönes Weib auf einem Stein. Und auf der Straße ritten Ritter dahin auf verschiedenfarbigen Rossen einer fern hinter dem Wald aufragenden Burg entgegen. Aber einer der Ritter zügelte seinen Schimmel und blickte seiner selbst nicht mächtig nach der schönen Frau zurück, die ihn mit sehnsüchtigen Augen festhielt und die Arme nach ihm streckte, und den rechten Fuß hatte er schon aus dem Steigbügel gezogen. Braun wie welkes Buchenlaub und wie der Fuchs des zweiten Reiters war ihr Gewand, weiß schimmerten die Schultern, die verlangenden Arme, der nackte linke Fuß bis über den Knöchel daraus hervor.

„Du sagtest, das sei der Ritter von Staufenberg," fing Jacobea an. „Ich hab es nie so recht betrachtet; nun schau ich schon die ganze Zeit. Warum kümmern

sich die andern Rittern nicht um die Frau? Warum sitzt sie verlassen am Wege und warum hat sie keine Schuhe an? sie hat doch ein kostbares Gewand und schöne Spangen!"

„Es ist der Staufenberger und seine Meerminne. Sie sitzt an der Straße und sieht die Unzähligen vorbeiziehen und sieht sie nicht und wird nicht von ihnen gesehen und sie wartet. Aber — ich will dir's erzählen.

Der Ritter von Staufenberg war aus einem Seitenast eueres Geschlechtes. Er kam vom heiligen Grabe zurück, und weder See noch Wüste, nicht Sarazenenpfeile noch Pest hatten ihm Schaden getan, stolz und froh ritt er mit den Gefährten in die Heimat ein und sah schon den Turm seiner Burg, da saß ein Weib auf einem Stein an der Straße, bei deren Anblick sein Herz erschrak. Nach ihr schauend riß er sein Roß zurück und schwang sich ab und setzte sich zu ihr und vergaß die Welt.

Nun ist es eigentlich fertig. Aber es geht noch weiter, weil wir Menschen schwach sind und uns betören lassen und uns selbst vergessen und verirren können.

Der Staufenberger bat die Frau, mit ihm auf sein Schloß zu kommen und die Seine zu werden; denn nachdem er sie nun gesehen, wisse er, daß er sich schon immer nach ihr gesehnt habe und daß er ohne sie nicht mehr leben könnte. Sie erwiderte, sie sei stets schon

um ihn gewesen und habe ihn behütet, ohne daß er es merkte, und sie wünsche sich nichts anderes als immer bei ihm zu sein. Wenn er ihr versprechen könnte, keinem Menschen je ein Wort von ihr reden und ihr sein Leben lang treu bleiben zu wollen, dann werde sie sich ihm zum Weibe geben und, so oft er nach ihrer Gegenwart verlange, alsbald bei ihm sein; nur — den andern Menschen müßte es verborgen bleiben, denn sie sei eine Wasserfey. Sollte er ihr aber je die Treue brechen, so würde das sein Tod sein. Drum bat sie ihn, es wohl zu bedenken. Er entgegnet, ihm sei, als habe er das bedacht, seitdem er lebe, und versprach es ihr mit den teuersten Eiden. So schlossen sie ihren Bund, sie ward sein Weib und sie lebten lange Zeit in ungestörter Freude. Niemals kam ihm der Gedanke, daß er etwas anderes wünschen könnte als dieses heimliche, von den Menschen unbetastete Glück. Und wenn ihn seine Freunde und Verwandten baten, sich doch eine Frau zu nehmen, so schüttelte er nur mit verträumtem Lächeln den Kopf.

So waren Jahre vergangen, da ritt er einst mit seinen Vasallen nach Mainz, um dem Kaiser, der gerade dort Hof hielt, Ehre zu erweisen und in den Kampfspielen selbst Ehre zu suchen. Und dieses gelang ihm so gut, daß er der höchste Sieger blieb, daß die Männer ihn beneideten und die Jungfrauen erröteten, wenn er vorbeiging. Der Kaiser rief ihn zu sich,

rühmte ihn und, um sich den tapferen Mann zu verpflichten, bot er ihm seine eigene Nichte, die Herzogin von Kärnten, zur Gemahlin an. Der Staufenberger erschrak über diese gefährliche Ehre, faßte sich aber und erwiderte mit beschämtem Lächeln, er wünsche unvermählt zu bleiben. Der Kaiser verübelte ihm die Antwort nicht, obschon er über sie erstaunt war; die Freunde aber, die den Ritter längst vermählt wünschten, drangen auf ihn ein, diese Ehre nicht zu verschmähen und schickten, als all ihr Reden umsonst war, den Erzbischof zu ihm. Dieser stellte ihm vor, daß er vor Gott verpflichtet sei, dem Lande einen Erben seines edlen Stammes zu geben, damit es nicht in geringere Hände käme, er machte ihm alle Gründe gegen eine Vermählung zunichte und schnitt ihm alle Ausflüchte ab, er zwang ihn endlich, zu gestehen, er habe schon eine Frau, und entriß ihm unter Androhung des Zornes der Kirche schließlich sogar das Bekenntnis, er lebe in heimlicher Ehe mit einer Meerminne. Nun ließ ihn der Bischof nicht mehr los, er erklärte diese Ehe ohne Segen der Kirche für nichtig, ja für eine Sünde, er nannte die Meerfrau nichts anderes als eine teuflische Versucherin, die ihn noch um sein zeitliches und ewiges Heil bringen werde, wenn er sie nicht von sich stoße und Buße tue, — ja, er bewies ihm eben aus der unendlichen Liebe und Güte der Wasserfrau, die ihn nie durch einen Hauch von Bösem oder Häß-

lichem betrübt habe, daß sie nur eine Lockspeise des Bösen sein könne; er befahl ihm im Namen Gottes und der Kirche, ihr abzusagen und die Kaisersnichte zu ehelichen. So ward der Staufenberger irre an seinem Glück so mancher Jahre. In Zweifel und Seelenangst gab er nach. Aber sein Herz war voll Trauer, als nun unverzüglich das Verlöbnis mit der lieblichen jungen Herzogin vollzogen und gefeiert wurde. Im Jubel des Festes, in der lauten und aus so vielen Augen leuchtenden Freude, die ihm ja nur aufgezwungen war, im Genuß der allgemeinen Teilnahme wurde sein Herz doch warm und der Gedanke wandelte ihn an, sein bisheriges Glück möchte nicht das wahre gewesen sein, sondern des höchsten Segens, der Weiterwirkung entbehrt haben, und neue Hoffnung begann seinem Herzen zuzusprechen.

Spät abends, allein in seiner Herberge, bedachte er, daß er der Meerminne nun nicht mehr rufen dürfe. Aber zornig empfand er die abscheuliche Feigheit, sie ohne Abschied zu verlassen, und sein Herz, das so viel Liebe von ihr erfahren, gebot ihm, sich nun auch ihrer Rache auszusetzen, wenn sie denn wirklich eine Teufelin wäre. Er rief, und alsbald trat sie ihm entgegen; und war ihr Blick bisher stets voll Liebe und Freude gewesen, so war er nun voll Schmerz und Liebe. Sie nahm sein Gesicht in ihre beiden Hände und sah ihm in die Augen: er fühlte, daß er nie andere Frauen-

augen, nie ein anderes Frauenantlitz schauen werde, im Wachen und im Traum, im Leben nnd Sterben, und sie küßte ihn wie zum Trost. „Nun darf ich nie mehr zu dir kommen," sagte sie. „Du — laß den Dingen ihren Lauf und tue, was du versprochen hast! es wird dich nicht beschweren. Aber wenn dir mein Fuß erscheint, dann bedenke, daß du nach drei Tagen dieses Leben lassen wirst!" Und sie nahm Abschied und verschwand.

Des Staufenbergers Hochzeit kam und wurde viele Tage lang gefeiert. Er gedachte mit stillem Herzen ohne Reue der Meerminne, und da er alles, was die Festtage verlangten, mit heiterer Gelassenheit begehen konnte, so träumte er wohl gar manchmal, es werde ihm doch noch bei seligem Erinnern an die Verlorene ein ruhiges Leben und Wirken blühen. Als er aber am Vermählungstage neben der Kaisersnichte an der Hochzeitstafel saß, da erschien ihm an der braungetäfelten Decke ein elfenbeinweißer Frauenfuß, den er einst am Rande der Straße unter dem Saum eines braunen Gewandes gesehen hatte. Er starrte hinauf, und alle im Saale staunten hinauf, bis er stöhnend zusammensank und das Gesicht mit den Händen bedeckte. Er stand auf von der Tafel und schloß sich in sein Gemach, er verschenkte alles, was er besaß, er nahm nicht mehr Speise noch Trank und starb am dritten Tage."

Er schwieg. Das Kind weinte still vor sich hin.

Nach einer Weile ergriff Jakobea plötzlich seine Hand und fragte:

„Leuprant, was hat der Oheim?“ Denn aus diesem Weinen und Leiden war ihr ein eigener Kummer wieder aufgetaucht, um dessentwillen sie den Freund hier gesucht und den sie dann über dem Buch und dem Bilde vergessen hatte. „Was ist dem Oheim?“

„Dem Markgrafen? Wie meinst du das?“

„Er ist gar nicht mehr wie sonst. Er ist so eigen! Gestern blieb er vor mir stehen und schaute mich an und streichelte mir schließlich das Haar und die Backen und sagte kein Wort und ging weiter. Und heute früh saß er im Stuhl und blickte mich ein paarmal an und dann winkte er mir, und als ich hinging, legte er den Arm um mich und sprach wieder nichts und hielt mich so eine ganze Weile, dann schob er mich wieder weg, soweit sein Arm reichte, und sah mich nicht mehr an. — Was hat er? Hab ich ihn gekränkt? Er macht gar keine Späße und Dummheiten mit mir! und sagt auch nie mehr Jacöble.“ Das letzte brachte sie vor Schluchzen kaum heraus.

„Der Markgraf ist bekümmert,“ sprach Leuprant, „weil man ihm dich und deine Schwester nehmen will.“

Sie richtete sich auf, drehte sich dem Hauptmann zu, sah ihn mit tränenvollen, entsetzten Augen an und

ihre Lippen zitterten, ohne daß sie ein Wort hervorbrachten.

„Die Vormünder verlangen, daß ihr an katholischem Orte katholisch erzogen werdet, und der Kaiser — ich weiß nicht, zum wievielten Male — befiehlt es dem Markgrafen aufs strengste. Dein Oheim wird endlich nachgeben müssen, und das schmerzt ihn.“

Sie wischte sich mit dem Rücken ihrer dünnen weißen Hand die Tränen aus den Augen, als sei sie plötzlich fertig mit Weinen, schüttelte, den Hauptmann fest anschauend, ganz sachte den Kopf und sagte leise, mit einem Ausdruck tiefster Entschiedenheit:

„O — ich geh aber nicht:“

Leuprant strich ihr über die Hand und dachte bekümmert: was fingen wir auch an ohne dich!

„Der Kaiser kennt mich ja gar nicht,“ fuhr sie laut fort, „und die Vormünder kümmern sich sonst nichts um mich; sie sollen mich auch jetzt in Frieden lassen! Hier bin ich zu Hause und hier bleib ich. Ich geh nicht vom Oheim weg. Daß er mich reformieren will, das stört mich nicht; die Heiligen haben es viel schwerer gehabt! Ich werde dem Oheim sagen, daß er dem Kaiser schreibt, — — und ich kann es dem Kaiser selbst schreiben, daß ich hier bleibe, und daß er nicht zu fürchten braucht, ich fiele vom Glauben ab. — Leuprant, hilf mir, ich will nicht fort von euch.“

Sie erhob sich und stand vor ihm, überschlank und zart, nickte ihm zu und sprach:

„Ich gehe — — zum Oheim!"

Die sonst unkindlichen Züge ihres schmalen Gesichtes erschienen ganz erfüllt und darum verjüngt vom Ausdruck eines erfahrenen Herzens, und ihre großen Augen, noch von Tränen schimmernd, leuchteten so freudig von ihrem Willen und Vorhaben, daß Gößlin sie erstaunt anschaute. Rat und Bedenken erschienen ihm überflüssig. Er nickte ihr befriedigt zu und ließ sie gehen. Er blickte ihr nach und lauschte ihr nach, und als er ihren Schritt nicht mehr hörte, da dachte er an den Markgrafen. Plötzlich empfand er wieder den Gegensatz, die Gefahr der schaltenden Willkür des Fürsten, und er erbebte von seinem eigenen zurückgehaltenen Kampf.

Elftes Kapitel

Während die meisten Teilnehmer an dem nächtlichen Sturm auf das Schloß sich noch verärgert im Bett herumdrehten oder mit einem bitteren Geschmack auf der Zunge an der Morgensuppe herumlöffelten, jedenfalls aber einander noch aus dem Wege gingen, war der Apotheker frühzeitig mit beiden Beinen zugleich aus dem Bette gesprungen, um seiner Frau zuvorzukommen. Er hatte sich munter fertig gemacht und auf Bissigkummers Bericht, daß nichts anderes als die Fackeln der Gemmingischen Todesboten Ursache des Schreckens gewesen seien, hatte er schadenfroh gelacht und sich auf die Redensarten gefreut, die nun folgen mußten. Er war über den Platz geeilt und nicht nur, um ihren Trotz zu versöhnen und zu zeigen, daß er nicht übelnehmerisch sei, auch wirklich guten Mutes und des Wiedersehens froh hatte er sie unbefangen begrüßt und dafür gelobt, daß sie, statt in fremdem Hause ängstlich zu warten, kurz entschlossen im Elternhause Ruhe gesucht habe. In der ersten Überraschung war sie, um sich keine Blöße zu geben, auf seine Erklärung eingegangen; aber seinen Zweck hatte er nicht erreicht. Sie war bereit gewesen, wenn er sich zu seiner unerhörten Rücksichtslosigkeit bekannt und reumütig gezeigt hätte, ihm großherzig zu vergeben; nun aber schien er gar nicht zu fühlen, daß sie

ihn mit der Flucht ins Vaterhaus hatte strafen wollen, ja er schien nicht einmal sein Unrecht zu fühlen oder fühlen zu wollen, und das konnte sie nicht verzeihen. Sie behielt ihre Haltung, nahm sich, in die Apotheke heimgekehrt, sofort sicher und freundlich der Hausfrauenpflichten an, ja, da ihr beim Ordnen des mit finstren Gedanken betretenen Schlafzimmers und des bräutlichen Lagers ein trutziger Racheplan kam, den sie alsbald vorbereitete, so wehrte sie den gelegentlichen Zärtlichkeiten des Menschen nicht mehr, als unbedingt nötig war, und genoß in seinen Küssen schon die ganze Süße ihrer Rache.

Am Abend trennten sie sich wie tags zuvor auf der Treppe, sie das Ämpelchen in der erhobenen Hand, er die Laterne schwingend, sie stieg aufwärts, er hinab, überall nachzusehen.

„Komm aber diesmal wieder!" rief sie über das Treppengeländer.

„Ja, ich komm!" gab er zurück.

„Freu dich, stiefelbraunes Maidelein, ich komm — ich komm — ich komm!"

Da klang oben ein Gelächter, und er dachte, sie sei doch eine flotte Person, die auch Spaß verstehe. Er eilte sich.

Als er fertig war, schlich er auf den Zehen und mäuschenstill nach dem Schlafzimmer, blies die Laterne aus und hängte sie an den Pflock neben der Tür,

öffnete lautlos und trat ein. Es blieb still. Das Ämpelein stand auf dem Tisch und flackerte qualmend im Luftzug, Pela war nicht zu sehen. Er dachte, sie läge schon, und sah nach dem Bett, konnte sie aber nicht entdecken. Er lächelte und bemühte sich, unhörbar hinzutreten; aber schon einige Schritte davor blieb er stehen und blickte plötzlich mit mißtrauischer Schärfe hin. Da schien etwas nicht in Ordnung zu sein. Er streckte den Hals und merkte nun, daß das breite Bett durch eine Zwischenwand in zwei schmale Teile geschieden und daß der ihm zugekehrte Teil leer sei. Er erwartete ein Gelächter oder Kichern von der andern Seite; das aber kam nicht. Er rückte dicht an das Bett und erkannte, daß Pelas neues Bügelbrett als Scheidewand zwischen Kopf- und Fußende eingeschoben sei: er klopfte leise mit dem Zeigefinger daran — er klopfte lauter — es erfolgte keine Antwort. Er schüttelte den Kopf und als er nun wahrnahm, daß von dem einen Ende des Bügelbrettes, um es einzupassen, ein Stück abgesägt sei, da durchfuhr ihn, daß Pela Ernst mache; zum Scherz hätte die peinliche Hausfrau das Brett nicht geopfert.

„Aha!“ murmelte er unwillkürlich, indem er verstehend den Kopf hob und senkte. „Es fängt an!“ dachte er, „jetzt gilt es!“ packte mit beiden Händen das Brett und rüttelte daran.

„Untersteh dich!“ zischte es von der andern Seite her.

„Keine Angst!“ erwiderte er gemütlich. „Ich wollte nur prüfen, ob es auch hält; — damit ich dirs, wenn ich mich im Schlaf umdrehe, nicht auf den Kopf werfe. Sonst hätt ich noch ein paar Nägel eingeschlagen. Aber es hält, brauchst keine Angst zu haben!“

Er kleidete sich gemächlich aus, indem er leise vor sich hinpfiff. Zwischenein ging er zum Fenster und sah nach, ob die Läden fest zugemacht seien.

„Horch, wie es gießt!“ sagte er.

„Ja,“ erwiderte sie in möglichst unbefangenem Tone, „der Regen tut aber auch not.“

Er stopfte mit der Nadel den Docht des Ämpeleins zurück, so daß nur ein kleines Flämmchen blieb, stellte es hinter den Lichtschirm und legte sich.

„Gute Nacht, Frau!“ sagte er, „den Kuß haben wir uns ja schon auf der Treppe gegeben.“

„Ja, es gilt!“ meinte sie, „gute Nacht!“

„Das wäre also Brautnacht Numero zwei!“ dachte er, und es gelang ihm zwar, jeden Laut zu unterdrücken; aber das Lachen schüttelte ihn doch so, daß Pela es fühlte. Sie ergrimmte und bereitete sich vor, ihm scharf zu erwidern, aber sie wartete umsonst, er sagte nichts. ‚Ja, liebe Pela,‘ dachte er, ‚dir wollen wir den Meister zeigen, gleich am Anfang! Diese Mode kommt mir nicht ins Haus! Das ist für mich nur ein Fressen!‘ Um ihr seine Gemütsruhe zu zeigen,

bemühte er sich, einzuschlafen. Und in der Tat hörte Pela bald seinen Atem gehen, regelmäßig und leise wie eine ferne feine Säge. Sie hielt es für Verstellung. Sie war durch sein ruhiges Nachgeben bitter enttäuscht und gereizt, sie dachte, er müßte vor unterdrückter Wut demnächst Feuer speien und nur, um sie zu verhöhnen, gehe dieses künstliche Schnarchen dem Ausbruch vorher: sie wartete aufgeregt, wie sie beim Gewitter auf die Blitzschläge wartete. Als er sich aber noch ein gutes Stück weiter durch die Nacht vorwärts gesägt hatte und mit den unwillkürlichsten Begleittönen, die nur ein Schläfer hat, ruhig hinatmete, da erkannte sie schließlich mit einem Gefühl der Verlassenheit, daß der Mensch wirklich schlief und schlafen konnte. Sie drückte ihr Gesicht ins Kissen und war im Begriff, ihren Tränen den Lauf zu lassen, da durchfuhr sie die Angst, er schliefe doch nicht und könnte es merken; sie bezwang sich, sie setzte sich zur Wehr, sie erzählte sich mit unerbittlichen Erläuterungen, mit hinterlistigen Deutungen nicht nur diese neue Kränkung, nicht nur den Hohn der letzten Tage, nein, alles, was ihr je nicht an ihm gefallen hatte, sie hetzte sich selbst, wie man ein anderes gegen den Feind hetzt, und erst, als sie durch die Ahnung seiner Schlechtigkeit zur Erkenntnis ihrer von Gott verfügten Pflicht gedrungen war, diesen Menschen, seis zu ihrem eigenen Schmerze, zu strafen, zu demütigen

und womöglich zu bessern, da fand sie Ruhe und Schlaf.

Michel erwachte früher, als er sonst aufzustehen pflegte; aber da er sich diesen Tag der Bosheit befleißigen wollte, so schwang er sich alsbald aus dem Bett, blieb davor stehen, streckte sich, daß die Gelenke knackten, und gähnte die ganze Tonleiter hinab. Dann fing er, wie wackere Männer neben dem Aufstehen her nun einmal zu tun pflegen, sofort an, mit ausgeruhter Stimme zu singen und zu jodeln, daß es hallte. Plötzlich stockte er, denn er hörte etwas, und vernahm nun:

„— eine Rücksichtslosigkeit — sondergleichen — einen so aus dem Schlaf zu brüllen —! — — — Da freut mich mein Leben!"

„O — Pela —," sprach er in demütigem Tone, „verzeih! das tut mir furchtbar leid! aber — mir war gar nicht, als sei noch jemand da; man muß sich an alles gewöhnen. Nimm mirs nicht übel, Schatz! ich will mich künftig gewiß in acht nehmen. Nein, so — eine Roheit! das ist ja scheußlich. Ich werde mich aber jetzt auch recht eilen, daß du wieder Ruh hast und weiterschlafen kannst."

„Weiterschlafen! ja!" entgegnete sie bitter, „wenn man so aufgeschreckt worden ist. Ich habe ja Herzklopfen, daß ichs im Kopf spüre!"

„Siehste —?" sagte er. „Ich war ja immer überzeugt, daß du das Herz am rechten Fleck hast."

Darauf gab sie ihm keine Antwort, und obwohl sie entschlossen war, nicht mehr zu schlafen, stellte sie sich, als versuchte sie es, — um nur weiteren Gesprächen auszuweichen. Kaum aber hatte er leise das Zimmer verlassen, da stand auch sie auf und machte sich fertig, hob das Bügelbrett aus der Bettstelle und schob es hinter den Schrank, öffnete die Fenster und legte die Betten aus, ging dann hinunter an ihre Hausarbeit und zeigte sich gegen ihren Mann freundlich und sorglich.

Da er mit Freuden diesen Ton erwiderte, entwickelte sich im Laufe des Tages ein so harmloses Behagen, daß ihr vor dem Abend etwas graute: sie wünschte nicht mehr in ihren Trotz zurückzufallen, sie wollte aber zum Nachgeben gezwungen werden.

Am Abend mit dem Ämpelein in der Hand neben ihm zur Treppe schreitend, erwartete sie, daß er sie bäte, ihn auf der Runde durch das Haus zu begleiten: so würden sie zugleich das Schlafzimmer betreten und alles wäre gut; aber er lud sie nicht ein. Sie stieg schwer atmend die Treppe hinauf. Sie kam, um Zeit zu verlieren, wieder herunter und machte sich noch im Wohnzimmer zu schaffen. Nachdem sie ihm wahrlich Frist genug gelassen hatte und er immer noch nicht zurückkam, war ihr seine Hinterlist klar und sie ging wieder die Treppe hinauf, immer noch langsam, in der Hoffnung, er werde sie einholen. Und dann trat

sie in die Schlafstube und sah sehr enttäuscht und weinerlich umher, blieb vor dem breiten Ehebett stehen, und ein Seufzer hob ihre Brust. Sie runzelte aber die Stirn, eilte in die Ecke, zog das Brett hinter dem Schrank hervor und klemmte es wieder als Wand zwischen Kopf- und Fußende des Bettes ein:

„Wenn ers nicht anders haben will, der Kerl!" und setzte begütigend hinzu: „Er kann es ja rausreißen, — der Dummkopf!" dann schlüpfte sie hurtig aus den Kleidern und lag schon ruhig in ihrem Fache, als der Mann mit knarrenden Schritten auf der Treppe hörbar wurde.

Und nun stand er vor der Veranstaltung, nickte, räusperte sich und dachte, indem er stillschweigend anfing, sich auszuziehen: ‚Jüngferle, wenn dir das nicht zu dumm wird, — vor mir bist du sicher.' Er mußte ja annehmen, Pela habe sich den Tag über so freundlich gezeigt, nur um ihn nun desto härter zu überraschen, und er war um so kühler bereit, ihr nichts zu ersparen. Er rüttelte nicht einmal an der Scheidewand, er streckte sich ruhig in seinem Abteil aus und erst nach geraumer Weile sagte er in die Luft hinauf:

„Erschrick nicht, wenn ich morgen etwas früh aufstehe! Erstens ist Wochenmarkt, zweitens ist heute abend der Hauptmann v. Schornstetten mit acht oder zehn Mann im Schloß angekommen; der wird morgen Botschaft vom Markgrafen an die Bürgerschaft bringen,

da weiß man nie, was es gibt. Botschaft hin — Botschaft her, Händel und kein Ende!"

„Ja — ihr treibt es so lange, bis dem Markgrafen die Geduld ausgeht!"

„Ihr —?! — Übrigens, wenn sie ihm ausgeht, hat er schon verloren; denn — uns — geht sie noch lange nicht aus. Wir sind nun offenbar einmal dazu prädestiniert, daß sich der Markgraf ein paar Zähne an uns ausbeißt."

„Aha — da paßt dir auf einmal die Prädestination!"

„Ja — man lernt halt als Ehemann!"

Sie antwortete nicht; als er sich aber räusperte, um weiter zu sprechen, bat sie in schläfrigem Tone:

„Ich bin müd."

„Ach so! Verzeih! Gute Nacht, Pele!"

„Gute Nacht!" aber sie schlief nicht so bald ein.

Am andern Morgen regnete es nicht. Mächtiggraue Wolken zogen hoch über dem Platze hin; manches Mal leuchtete eine, von der verdeckten Sonne gestreift, weiß auf, dann wurde es im Marktgewühl heller, und manch einer blickte in die Höhe und dachte an einen großen Sonnenflecken, der jetzt irgendwo zauberisch über die dunkle Waldhöhe glitt.

Der Markt war gut befahren; oftmals hatte Bissigkummer, einen Kolben oder Stößel in der Hand, aus

dem Hause stürzen und sein wohlbekanntes „Himmelherrgottsakrament“ an die Bauern hinschreien müssen, damit sie mit ihren Wägen nicht jeden Zugang zur Apotheke versperrten.

Viele sputeten sich mit ihren Einkäufen, Andere fanden keine Ruhe und Lust dazu, weil die Erwartung der markgräflichen Botschaft sie aufregte.

Da tönte vom oberen Brunnen her ein Trompetenzeichen. Man wußte, was es zu bedeuten hatte, und drängte sich hin. Bald waren bei den Bänken nur noch wenige ganz profitliche Käufer vorhanden, die sich des bequemen Einkaufens freuten oder auf die Unachtsamkeit der Händler rechneten. Diese selbst hätten gar zu gerne ihre Waren im Stiche gelassen, wenn sie sicher gewesen wären, sie nachher wieder zu finden; mancher gab seine Bank dem Nachbar in Obhut, versprach nur nachzusehen und gleich zur Ablösung wiederzukommen, kam aber nicht wieder.

Neben dem Markgrafenbrunnen waren über einige Marktböcke Bohlen gelegt, und auf diesem niedrigen Gerüste standen der Hauptmann v. Schornstetten und der Leutnant Weinschenk; der Trompeter und einige Kriegsknechte hinter ihnen auf der Erde. Allerlei kleine Leute, Tagelöhner und Faulenzer, die sich bisher wenig nach den Religionshändeln umgesehen hatten, standen diesmal vornedran, wußten zu vermuten, was erfolgen würde, und tauschten mit dem Trompeter und den Knechten Blicke-

Der lange Schornstetten schien ungeduldig zu sein, während der stämmige Weinschenk gelassen dastand und mit scharfen, klugen Augen die Menge musterte. Als es leidlich ruhig war, ließ sich Schornstetten von dem Leutnant eine Schrift geben und fing an, die Botschaft des Markgrafen vorzulesen.

Ausführlich wurde den Bürgern der Widerstand gegen die fürstlichen Befehle und Verordnungen vorgehalten, jede einzelne Handlung oder Regung wurde nach ihrer Sträflichkeit gekennzeichnet, die ganze Stadt als eidesvergessen und rebellisch der härtesten Bußen schuldig befunden; dann schloß es:

„Nachdem Wir aber bei Uns erwogen, daß zweifelsohne nicht wenige Bürger unter euch sein werden, die sich zu obiger Konspiration und brüderlichen Verbindung durch Zwang und Drohung der Rädelsführer und ihres Anhanges, also mehr aus Furcht und Einfalt als aus freiem Willen haben bewegen lassen, haben Wir Ursach genommen, den scharfen und strengen Weg der peinlichen Halsgerichtsordnung zur Zeit noch nicht zu betreten. Diejenigen unter der gemeinen Bürgerschaft wie unter Rat und Gericht, die wegen solcher hochsträflichen Missetaten und Verbrechen Gnade und Verzeihung begehren und fürderhin in allem den Uns schuldigen Gehorsam absolut und ohne Bedingung zu leisten und Eid und Pflicht besser zu halten willens sind, diese sollen sich in unser Schloß hinauf begeben zu un-

seren Abgeordneten Hauptmann v. Schornstetten und Leutnant Weinschenk und ihre Namen aufzeichnen lassen. Dafür sind Wir gnädig entschlossen, dieselben — ausgenommen die Rädelsführer des Aufstandes, welche billig mit verdienter Strafe angesehen werden sollen — wiederum zu Gnade und in Schutz und Schirm aufzunehmen. Hingegen aber, wenn sie Unsere angebotene Begnadigung in den Wind schlagen und in ihrem rebellischen Ungehorsam wider Uns noch ferner verharren, so wird es Uns niemand verdenken, wenn Wir mit gebührenden Strafen, zu welchen Wir vom allmächtigen Gott noch gute Mittel haben, mit allem Ernst und Schärfe nach Würde verfahren. Dem nach wird sich ein jeder zu richten wissen!"

In der nun folgenden Stille trat sofort einer des Ausschusses vor und bat die Abgesandten ein wenig zu verziehen, damit beraten und die Antwort gegeben werden könne. Die zwei Offiziere sprangen von ihrem Gerüste herab und setzten sich. Der Ausschuß trat unter der Rathaustür zusammen.

Währenddessen verteilten sich jene kleinen Leute, Tagelöhner und Gaffer, die sich sonst mehr beim Krakehl als beim Ernst hören ließen und die am Abend vorher vom Trompeter und den Knechten in ihren Schenken bearbeitet worden waren, und mischten sich unter die erregte Menge, sie erhaschten im gelegenen Augenblicke das Wort und betonten mit schlauer, wissender Miene,

die Botschaft sei nicht so ohne und der Markgraf sei gar nicht so letz! Man müsse sagen, er habe ein Einsehen, da müsse man auch ein Einsehen haben, damit wieder Ruhe werde und die Arbeit nicht notleide. Man könne nicht leugnen, daß man gegen den Markgrafen geschworen habe; das sei Verschwörung und auf Verschwörung stehe der Kopf! Nun mache der Markgraf, dem der Handel leid sei, ein Hintertürchen auf, durch das Alle durchschlüpfen könnten. Das mit der Ausnahme der Rädelsführer sei nicht so ernst; es käme ihm nur wegen des Ansehens darauf an, einen zu kriegen: da könne man ihm ja den Doktor Ebertz lassen, der überdies kein Kind der Stadt sei, sondern ein Hergelaufener. Viel geschehen würde ihm ohnehin nicht; es sei nur, daß die Sach ein Gesicht kriege und man zu einem Ende komme.

Die Leute horchten. Des Handels müde waren alle. Mancher war bereit, den Nächsten ins Wasser zu stoßen, um selbst trocken davon zu kommen. Andere hörten verwundert zu, zogen die Nasen hinauf und schwiegen. Andere riefen: „Sauhund!" und gingen weiter. Es sprach sich sofort bis zum Ausschuß herum und wurde als Durchstecherei erkannt.

Der Bürgermeister trat nun, der Menge Ruhe gebietend, auf den Hauptmann v. Schornstetten zu und verlangte den Text der markgräflichen Botschaft, da man, um sich gegen die vielen Irrtümer

und Entstellungen zu verteidigen, den Wortlaut nötig habe.

Schornstetten verweigerte die Herausgabe der Botschaft.

„Au letz! da stinkts!“ schrie einer der Umstehenden. Die Menge lachte.

Simmerer, vor dem Hauptmann stehen bleibend, sprach nun zur Bürgerschaft:

„Mitbürger! Es ist uns zu Ohren gekommen, daß die Meinung besteht, man sollte nachgeben und die oder einen Rädelsführer ausliefern — — der Ausschuß fragt hiermit an, ob er zurücktreten soll —“

„Pfui! Pfui!“

„Oder ob er im alten Sinne euer Vertrauen hat und euere Sache führen soll.“

„Gewiß! — Ausschuß! — Ausschuß!“ brausten die Stimmen durcheinander.

„Es sollen sich, die den Religionseid mit uns geschworen haben und nun abschwören wollen, mit lauter Stimme melden, damit wir wissen, woran wir sind.“

Es entstand zwar ein Gemurmel, aber keiner meldete sich.

Aichelin rief:

„Aha — jetzt schnauft keiner! — Jetzt wars wieder keiner! — Na — Nonnenmacher! Wer hat denn vorhin so gescheit geschwätzt? hm?“

„Ja — ja —“ wurde eine krachige Stimme laut,

„ich — ich fürcht mich noch lang nicht — ich sags frei heraus — ich — was der Herr da vorgelesen hat, das ist gar nicht zu verachten — das ist gar nicht zu verachten!“

„Also gut, der Nonnenmacher!“ rief der Bürgermeister. „Wer noch?“

Notgedrungen meldeten sich noch einige, durch die aber der Ausschuß nicht geschwächt wurde.

Der Bürgermeister ging ins Rathaus und kehrte bald mit dem ganzen Ausschusse zurück. Schornstetten und Weinschenk bestiegen wieder ihr Gerüst, und der Schreiber des Ausschusses, neben dem Bürgermeister stehend, las mit weittönender Stimme vor:

„Gegenüber den Vorwürfen und Klagen der markgräflichen Botschaft erklärt die durch den Ausschuß vertretene Bürgerschaft vorläufig und mit Vorbehalt eingehender Rechtfertigung:

zum ersten, daß sie ihren Huldigungseid nicht verletzt weiß, noch zu verletzen gedenkt; daß es sich in allem Widerstand und Vorgehen vielmehr nur um die Erhaltung der Religion handelt, was die Bürgerschaft mit einem Eide zu beteuern erbötig ist;

zum andern, daß der Religionseid Gott geschworen ist, also von keinem Menschen aufgelöst werden kann;

zum dritten, daß sie die Bitte um einen lutherischen Superintendenten und um Versorgung der Kirchen und Schulen mit lutherischen Dienern dringlich wiederholt;

endlich, daß sie auf Herausgabe des markgräflichen Schreibens besteht, da allerlei Unrichtiges und Ehrenrühriges verlesen und von fremdem Volke angehört worden ist und der Stadt Schande bringen kann."

Schornstetten stand ruhig auf seinem Gerüst, sah über die beifallrufende Menge hin und wartete Ruhe ab; dann sprach er mit nachlässiger Stimme, indem seine Hand mit der Schriftrolle eine ablehnende Gebärde machte:

„Ich kann dem Wunsche des Ausschusses nicht entsprechen!" und Leutnant Weinschenk flüsterte ihm zu: „Die Esel! Was geht uns der Ausschuß an!"

Der Hauptmann nickte lächelnd, und Weinschenk blickte listig auf die Menge, die Schornstettens Weigerung mit einem Tosen der Entrüstung beantwortete.

Da schob sich der Advokat aus dem Ausschuß hervor, und der Ruf, Doktor Ebertz werde reden, verbreitete nach allen Seiten Stille.

„Es ist in aller Welt Rechtens," fing er gelassen an, „daß man dem Betroffenen die Anklage oder Botschaft abschriftlich übergibt, zur Belehrung und zur Rechtfertigung. Wenn der Herr v. Schornstetten sich dieses Brauches weigert, so tut er der Ehrlichkeit der Sache einen sehr schlechten Dienst und mag sich seiner Verantwortung bewußt sein. Es ist natürlich, daß die Wahrhaftigkeit der Verlesung eines vorenthaltenen Schriftstückes vom Hörer bezweifelt wird; denn es

kann vieles scheinbar vorgelesen werden, was nicht im Texte steht, und vieles ausgelassen werden, was drin steht. Strotzt nun eine Mitteilung so sehr wie die heutige von Irrtümern, Entstellungen und Beleidigungen, so ist jegliches Mißtrauen gerechtfertigt, und die Verweigerung des Textes wird zu einer gefährlichen Aufreizung der Bürgerschaft, die sich von seiten des Fürsten und seiner Räte keines Wohlwollens mehr versehen kann. Dieses diffamierende Vorgehen, ohne die Berichte der Stadt je beantwortet, ohne einen Pforzheimer je verhört oder angehört zu haben, ist einfach unerhört! —"

Gerade, da er anfing, in Erregung und Schwung zu kommen, schnitt ihm der Schornstetter das Wort ab, indem er mit nachlässig schleudernder Handbewegung einwarf:

„Ich danke dem Advokaten für seine Bemühung — und Belehrung. Er hat mir keinen geringen Dienst erwiesen, indem er mich an seine Existenz erinnerte und mir zeigte, wie er hier so die Rolle des Sauerteiges spielt. Das war mir sehr interessant." Er neigte den Kopf etwas nach rechts, riß den Mund auf und kratzte sich mit dem linken Kleinfingernagel an der Backe, bis er näselnd fortfuhr: „Ä — m — was wollt ich noch sagen —? — Ja!" er nahm einen verfügenden Ton an: „— also heute nachmittag von zwei Uhr an werdet ihr euch im Schloß einfinden und zur Liste mel-

den!" Und nun betonte er scharf Silbe für Silbe: „Und ich befehle euch im Namen der Fürstl. Gnaden des Markgrafen, euch jeden Verkehrs mit diesem hier anwesenden Doktor Ebertz, dessen Advokatenschliche euch schon tief genug in den Dreck geführt haben, von jetzt an zu enthalten, ihm auch in keiner Weise mehr Beistand und Vorschub zu leisten!" Er neigte sich links hin zum Leutnant Weinschenk und fragte: „Wäre sonst noch etwas?"

Ebertz horchte und blickte von Entrüstung zitternd zu dem Sprecher auf — — da stand schon die feste Gestalt des Bürgermeisters Simmerer vor dem Gerüst; er gebot dem Volk, aus dem ein Murren und Schelten herausschwoll, mit kurzen Worten Stille, er stieg auf das Gerüst:

„Mit Verlaub, ihr Herren!"

Er griff, breit dastehend, in die Hosentasche und zog seine Bürgermeisterkette heraus, er nahm den Hut ab und legte die Kette um den Hals, er bedeckte sich wieder, drückte mit der Hand die Henkelmünze auf seine gewölbte Brust und sprach laut und langsam, so daß man es auf dem ganzen Markte hören konnte:

„Es wird sich heute nachmittag auf dem Schlosse einfinden und einschreiben lassen, wer Lust hat. Es ist in diesen Wochen des religiösen Unfriedens niemals ein Mitbürger beredet, gedrungen oder gezwungen worden, sich unserm Widerstande anzuschließen: wir haben

jeden Andersgesinnten, wenn auch mit Bedauern, seinen Weg gehen lassen. Wer anderes behauptet, redet die Unwahrheit. Wir können allesamt, auch die man Rädelsführer nennt, Doktor Ebertz an der Spitze, heute nachmittag im Zug aufs Schloß steigen und uns mit gutem Gewissen einzeichnen lassen; denn wir haben nie in irgendeiner weltlichen oder politischen oder rechtlichen Sache den Fürstl. Gnaden des Herrn Markgrafen den Gehorsam verweigert oder zuwidergehandelt, wir bestehen nur — verteidigungsweise — auf dem im Religionsfrieden uns gewährten Rechte unserer Religion, und darauf bleiben wir bestehen. Das Ansinnen, einzelne Männer als Rädelsführer und Verhetzer herausgreifen zu lassen, oder gar unsern Freund, den Doktor Ebertz, als Sündenbock opfern zu sollen, steht unter der Würde unserer Sache. Wenn die Fürstl. Gnaden des Herrn Markgrafen nach Hetzern und Sündern suchen, dann mögen sie ihre Räte mustern!"

Hier wurde er von plötzlich ausbrechendem Jubelgeschrei des Volkes unterbrochen. Mit ernstem Blicke erhob er die flache Hand gegen die Menge, daß sie stillschwieg, und sprach weiter:

„Dieser hier anwesende Doktor Ebertz könnte, auch wenn es Rädelsführer gäbe, nicht unter sie gerechnet werden, da er sich gar nicht von Anfang an beteiligte, sondern erst später im schwebenden Streite von uns befragt und zugezogen worden ist. Er hat uns treulich

mit seinem Rat unterstützt, er hat uns vor mancher Übereilung bewahrt, er hat uns, bei aller Ermahnung zur Standhaftigkeit, immer den Frieden und die Treue gegen unsern Fürsten gepredigt und zur Vernunft angehalten: wenn wir trotz allen Bedrängungen, Ängsten und Aufregungen uns bis zur Stunde keines Unrechtes und keiner Untreue gegen unsern Fürsten bewußt sind, so verdanken wir dies dem Doktor Ebertz. Es wäre eine untilgbare Schande für die Stadt — und für ihren Herrn, den Markgrafen! — wenn wir des Doktors uneigennützige Hingabe mit Verrat lohnen wollten oder könnten. Ich schäme mich der Nötigung, das auch noch sagen zu müssen! Wir werden für den Doktor Ebertz eintreten wie für uns selbst."

Er verneigte sich leicht gegen die beiden Abgesandten, blieb aber auf dem Gerüste.

Die Bürgerschaft brüllte ihren Beifall. Sie war nicht nur mit dem Inhalt und der Entschiedenheit der Rede einverstanden, sie war zumal gepackt und stolz entflammt von der vielsagenden Gebärde des Mannes, der durch das Umhängen der Amtskette sagte, daß er jetzt nicht mehr als anonymes Ausschußmitglied, sondern als Einzelner und zugleich Verantwortlichster hinstehe. In Wogen sauste der Beifallsruf hin und her, bald da, bald dort schäumte in neuen Worten die Begeisterung auf.

Die beiden Offiziere flüsterten miteinander, um der Kundgebung ihre Mißachtung auszudrücken.

Der Bürgermeister hob wieder die Hand und sagte, als es still ward, der Doktor Ebertz wünsche zu sprechen.

Der Advokat, der schon des Verfolgers Hand am Kragen gefühlt hatte, war im Verlauf der Rede Simmerers wieder sicher geworden und begann nun in kühnem Tone:

„Die vom Hauptmann v. Schornstetten verlesene Botschaft nennt mich eidesvergessen, verbrecherisch, ehrlos, Rädelsführer und Hetzer, — ich verlange in Gegenwart der Einheimischen wie Auswärtigen, die solche Ehrenkränkung mitangehört haben, mich rechtfertigen zu dürfen. Ich verlange von den markgräflichen Beauftragten rechtmäßig verhört zu werden —"

„Verhör! — Verhör! —" wiederholte das Volk.

„— und verlange zu diesem Verhör Fried und Geleit!"

„Fried und Geleit!" rief es.

Der Bürgermeister, der immer noch neben den Offizieren stand, verbeugte sich auffordernd gegen die beiden, die einander ansahen, flüsterten und achselzuckten.

Das Verhör paßte ihnen eigentlich nicht. Da es ihnen aber gut schien, den Unwillen des Volkes nicht zu reizen, so sagten sie schließlich Fried und Geleite zu und beschieden den Advokaten aufs Rathaus, wo er sich in einer halben Stunde im Beisein des Rates verantworten sollte; die Protokolle und sonstigen Papiere des Ausschusses sollte er mitbringen.

Da nun die Abgesandten vom Gerüste sprangen und im Gespräche stehen blieben, dachten die Marktleute wieder an ihre verlassenen Stände und eilten davon, die übrige Menge stand herum und drückte sich herum, sprach über das Gehörte und stritt über das Kommende.

Doktor Ebertz, von einem Häuflein Freunde begleitet, suchte sich am Rande des Marktes hin seinen Weg nach Hause.

Seine Frau saß im Hausflur, hatte einen Berg Erbsenschoten vor sich auf dem Tisch und eine rote irdene Schüssel auf dem Schoß, in der sich die von den flinken Händen ausgebrockelten Erbsen sammelten; das dreijährige Lisele und ein gleichaltriges Nachbarskind spielten um sie herum und lauerten auf die abspringenden Erbsen, die sie haschten und hastig in den Mund stopften. Frau Ebertz, von der unlängst überstandenen Niederkunft und dem Verluste des Kindes noch angegriffen und blaß, wandte sich den Eintretenden zu und fragte:

„Was gibt's Neues?"

„Verhör —?" wiederholte sie nach geschehener Auskunft, ruhig eine Schote nach der andern leerend. „Nun — auf Verhör mußt du dich ja verstehen? Wozu bist du Advokat!"

„Ja — kannst ganz ruhig sein! Sie haben mir Fried und Geleit zugesagt."

„Geleit —?“ murmelte sie, mit zusammengezogenen Brauen aufblickend. „Geleit —? Also ists nicht ganz sauber?! — — Wenn die Handvoll Leut in unserer Stadt Geleit geben!“

„Versteh, Frau, wir wollen jede Gewalttat meiden!“

„Aber den andern traut ihr sie zu —? Jedenfalls — jedenfalls kannst dem Hauptmann sagen, wenn ich dich nicht zur Zeit hier beim Mittagessen hab — bei den Brockelerbsen da! — dann komm ich, weiß Gott! mit fufzig, sechzig Weibern hinauf — dann soll er sich vergucken!“

„Aber, beruhige dich doch, Martha! es ist ja gar keine Gefahr!“ mit diesen Worten setzte er sich zu dem bereitstehenden Brot und Most.

„Ich brauch mich gar nicht zu beruhigen! Ich bin ganz ruhig!“ sagte die Frau erregt, „ich brockel ruhig meine Erbsen weiter — ich sag nur — — Was gibts denn schon wieder?“ fuhr sie scharf den gerade eintretenden Trompeter an, der nun dem Advokaten meldete, der Hauptmann wünsche auch die Kasse des Ausschusses.

„Eine Kasse haben wir nicht,“ entgegnete Ebertz.

Als der Trompeter trotz diesem Bescheid wartend stehen blieb, blickte ihn die Frau groß an und rief:

„Nun — noch was?“ und als er verneinte, setzte sie rauh hinzu:

„Also — adje!“

Der Soldat sah sie verduzt an und ging rückwärts; da trat Ebertz zu ihm und bat ihn, auf die erregte Frau Rücksicht zu nehmen und zu gehen. Aichelin — wie auch die andern Kameraden — stand dabei, schaute die Frau an und nickte manchmal.

Bald zog Ebertz wieder mit ihnen ab.

Von der Aufregung seiner Frau überwältigt, bedurfte er nicht geringer Überwindungskraft, um in guter Haltung zum Rathaus zu schreiten, sich von seinen Freunden leichthin zu verabschieden und hinaufzusteigen. Er war froh, daß die Treppe durch einen großen Absatz unterbrochen war: so konnte er seine Knie, die auf den Stufen bedenklich gebebt hatten, wieder strecken und stärken für die zweite Hälfte. Das Geländer zu benutzen verschmähte er, eben weil er es so nötig hatte!

Als er den von der Rathaustür nachschauenden Freunden entschwunden war, drehten diese sich unentschlossen nach dem Marktgewühl um, Hans Aichelin aber blieb stehen, spuckte auf den Boden und sagte:

„Ihr Leut —!“ und als sich die andern zu ihm wandten, hob er die Hand, drehte sie ein paarmal zweiflerisch hin und her, machte ein mißtrauisches Gesicht und setzte hinzu:

„Ich weiß nicht, ihr Leut — — die Frau hat am End recht! 's ist nicht sauber mit den Herren. — Ich geh jedenfalls heim und hol mir ein bißle einen Spieß! Man kann gar nicht wissen, wozu 's gut ist. Aber —

haltets Maul! Nicht weiterschwätzen! nicht, daß der ganze Markt wieder aufamselt! Wir, wie wir da sind, wir langen schon für die paar Soldaten. Und wir wollen einzeln zurückkommen, damit es nicht auffällt."

Die andern waren bereit zu dieser Abwechslung, sie schlichen im Häuserschatten — denn die Sonne war stechend durchgekommen — rasch heim, stiegen in den Keller und taten am Mostfaß einen vorsorgenden Trunk. Dann trotteten sie pfeifend zur Kammer, holten Saufeder, Hellebarde oder Knebelspieß und zogen trällernd wieder ab. Und wenn Frau oder Mutter oder Nachbar fragte, was los sei, so erwiderten sie, sie wollten die Zeit benutzen und ein wenig exerzieren; es sei heute doch nichts mit dem Geschäft.

Doktor Ebertz war unterdessen mit dem Trompeter in den großen, vom Markt wie vom Hofe her erleuchteten Ratsaal getreten, wo der Bürgermeister und die meisten Räte der Stadt auf ihren Bänken im Kreise saßen, während die beiden Abgesandten neben dem wie ein Bollwerk ins Zimmer hereinstoßenden riesigen Kachelofen standen und leise mit dem Schloßkeller Greyß sprachen.

Der Hauptmann winkte dem Trompeter ab, worauf dieser den Saal verließ.

An Doktor Ebertz kehrte sich niemand.

Um nicht wie ein armer Sünder dazustehen, blätterte er in seinen Papieren; aber da ihn das nicht beruhigte,

so schritt er auf den Kreis der Ratsherrn zu, um sich dort anzuschließen.

Da trat rasch der Hauptmann von Schornstetten dazwischen, wies nach der an der Wand hinlaufenden Bank und sagte:

„Bitte, hier!" und drehte sich ab, ehe Ebertz etwas erwidern konnte.

Wohl oder übel, da er ja doch gerade etwas wie ein Angeklagter war, setzte er sich, dachte an seine Frau und ihre Worte. Zwar nickte ihm der Bürgermeister und der und jener Rat aufmunternd zu; aber er fühlte sich doch sehr verlassen. Und was mochten die Abgesandten so Wichtiges mit dem Schloßkeller tuscheln? Jetzt lachten sie. Galt das ihm?

„Ja, dann, heut abend, versaufen wir ihn!" sprach Weinschenk so deutlich, daß der Doktor es hören konnte. Was für einen Handel hatten sie zu versaufen? Der Doktor fühlte und hörte sein Herz klopfen. Da gab er sich zornig einen Ruck und kehrte sich von jenen ab, obschon gerade der Schloßkeller sich verbeugte und eilig zur Tür hinauswatschelte. Ebertz sah den Ofen an, auf dessen Feldern die Taten Simsons gemalt waren: wie er den Löwen zerriß, wie er mit dem Eselskinnbacken die Philister schlug, — und der bedrängte Mann sagte zu sich: nur Mut! schau den an! der ließ in der äußersten Gefahr den Kopf nicht hängen, da hat ihm Gott geholfen. Bleib ruhig, damit du deinen Vorteil nicht versäumst!

Schornstetten, in das markgräfliche Schreiben sehend, kam langsam auf ihn zu, blieb zwischen ihm und dem Rat stehen und sagte zu Ebertz:

„Da ich nicht rechtskundig bin und für diesen Fall auch keine Vorschrift habe, so werd ich Euch zum Verhör nach Durlach schicken müssen —“

Ebertz sprang vom Sitz auf, wobei sein Degen an der Bank klapperte; ehe er noch sprechen konnte, warf Schornstetten in verweisendem Tone hin:

„Legt doch Euer Seitengewehr ab!“

Ohne auf diese Worte zu achten, antwortete Ebertz:

„Ich bin auch bereit, zum Verhör nach Durlach zu reiten, natürlich nur bei freiem Geleit!“

„Legt Euer Seitengewehr ab!“ wiederholte der Hauptmann.

Der Advokat erschrak. Um aber den Machthaber nicht etwa zu reizen, auch um zu zeigen, daß er Vertrauen habe und Vertrauen erwarte, schnallte er den Degen los und warf ihn auf die Bank.

Herr von Schornstetten gab ihm keine Antwort; mit nachlässigen Bewegungen trat er wieder zu Weinschenk und murmelte:

„Verflucht! wie krieg ich den Kerl nach Durlach? Geb ich ihm Geleit, so ist der Markgraf nicht zufrieden; geb ich ihm keins, so geht er nicht!“

„Was?! wir probierens!“ flüsterte Weinschenk zurück. „Wir schicken ihn einfach fort. Die Bürger, diese

stinkigen Gerber und Wollkämmer —, die fragt man lang! Überhaupt, wenn er erst fort ist, werden sie froh sein, daß die Sache ein Ende hat."

Ebertz horchte und verstand nichts. Die Ratsherren waren ganz still. Er warf ihnen mahnende und flehende Blicke zu; der und jener nickte; aber was half ihm das! sie rührten sich nicht. Die waren imstande, ihn dem Feind zu überlassen! Er fühlte sich schon verraten und verkauft. Im verzweifelten Umhersuchen erblickte er wieder den Ofen und den Simson mit dem geschwungenen Eselskinnbacken: da richtete er sich auf, schielte nach dem Seitengewehr neben auf der Bank, atmete tief und dachte: wie ein rasender Löwe werd ich mich verteidigen!

Da war dieser alte runde Schloßkeller Ulrich Greyß wieder eingetreten und stand flüsternd vor den beiden Kriegsleuten. Sie schüttelten den Kopf, nickten, zuckten die Achseln, erwiderten, nickten. Greyß eilte nach einer schwerfälligen Verbeugung schwer wieder davon. Was die nur Wichtiges miteinander ausmachten! Am Ende legten sie ihn, den Doktor, in den Turm oben im Schloß, bis Antwort von Durlach da war! Wenn nur wenigstens der Schloßkeller Greyß nicht mehr käme! der dicke Kerl machte ihm ganz übel mit seinem Diensteifer.

Und jetzt war es so still, daß ers nicht mehr ertragen konnte, er legte unauffällig die Hände zusammen und betete in sich hinein: ‚Lieber Gott' — — er wußte

nicht weiter und besann sich — ‚Lieber Gott hilf mir! — hilf mir! — hilf mir! Was soll denn aus meiner Frau werden! — und aus der Lisele!‘

Nun schritt Schornstetten mit Weinschenk langsam mitten in den Ratsring und erklärte mit gelassener Stimme, er halte es nach längerer Überlegung für zwecklos, selbst ein Verhör anzustellen, das man in Karlsburg doch nicht gelten lassen werde, da er ja nicht sachverständig sei; er werde, um des Doktors Wunsch nachzukommen, diesen noch heute mit sicherer Bedeckung nach Karlsburg schicken.

Die Räte schwiegen, stirnrunzelnd und überlegend.

„Doktor Ebertz!“ fuhr der Hauptmann fort, sich mit auffordernder Armbewegung nach ihm umdrehend, „ich bitte —“

Ebertz hatte das Schweigen des Rates zu seinen Ungunsten gedeutet und alle Hoffnung auf Hilfe fahren lassen: jetzt war er auf sich allein angewiesen. Er fühlte sich verloren, aber wehren wollte er sich. Auf Schornstettens Worte hin fuhr er empor und sagte unwillkürlich:

„Ja!“ ging aber, statt zum Hauptmann, keck zur Türe und hinaus.

Der Schornstetter schrie:

„Halt! Hebt ihn!“ warf das markgräfliche Schreiben von sich und lief dem Flüchtling nach, auch Leutnant Weinschenk rannte hinterdrein, während schon der

Rat Grieninger aufstand, die Schrift aufhob und dem Bürgermeister gab.

Alle Räte drängten sich zu den Fenstern, um den Doktor fortlaufen zu sehen und den Schornstetten womöglich hinterdrein; aber die kamen nicht. Der Hauptmann mit seinen langen Beinen hatte noch auf dem oberen Treppenteil den Doktor Ebertz beim Arm erwischt und war, von ihm mitgerissen, die Stufen bis zum Treppenabsatz hinuntergerumpelt, wo Leutnant Weinschenk sie einholte. Dieser warf sofort den Arm über den Nacken des Doktors, drückte ihn nieder, preßte ihm mit hartem Griff die Gurgel zusammen und stieß ihm die Faust in den Mund, damit er nicht schreien könnte; zugleich pfiff er nach seinen Soldaten. Aber ehe Weiteres geschehen konnte, war der Wollknappe Walter Entlin, der unterm Tor stand, mit lautem Geschrei auf der Treppe:

„Ihr Herrgottsakramenter! heißt das Fried und Geleit halten!“ und schwang gegen sie sein Beil. Da rasselten von oben Soldaten heran und wehrten ihn mit Spießen ab. Indessen kam ihm Hans Aichelin zu Hilfe und stach mit seiner Hellebarde dem Leutnant Weinschenk ins Gesäß. Und er hätte nichts Besseres tun können; denn als Weinschenk unwillkürlich zusammenzuckte, gelang es dem Advokaten, sich von ihm loszuzerren und mit einem verzweifelten Satze über den ganzen unteren Treppenteil hinabzuspringen bis gegen

das Tor, wo er zusammenbrach und einen ganzen Mund voll Blut auf die Schwelle spie. Er riß sich aber wieder auf und während noch andere Bewaffnete ins Rathaus drangen und die Soldaten in den Ratsaal zurücktrieben, rannte er auf den Platz und:

„Gewalt! — Verrat! Gewalt!" schreiend und Blut aus seinem zerfetzten Halse speiend eilte er nach Hause.

Sinnlos vor Scham und Wut kam Schornstetten und Weinschenk, der seine Hand auf die wunde Stelle preßte, wieder im Ratssaal an. Sie fuhren auf den Bürgermeister los, nannten ihn Verräter, der sie in die Falle gelockt und das Volk gegen sie bewaffnet habe, und drohten mit der Rache des Fürsten.

Der Bürgermeister hörte zu und antwortete:

„Schon möglich, daß ich für euren Unfug büßen muß; aber das kommt erst später. Einstweilen seid ihr in meiner Gewalt!"

„Ich verlange sofort," fuhr der Hauptmann auf...

„Jetzt wird nichts verlangt!" sprach Simmerer, die Hand schüttelnd. „Jetzt bestimmen wir vom Rate, was geschieht! Ihr habt den Frieden der Stadt gebrochen, habt dem Doktor das Geleit gebrochen, ihr habt ohne meine Erlaubnis und mein Wissen Soldaten im Rathause versteckt, — — ihr erlaubt mir, mein Hausrecht zu wahren. Hier —!" Er forderte auf, zum Fenster hinauszuschauen.

Der Hauptmann tat es, sah schon eine bewaffnete

Menge sich ums Rathaus drängen und hörte sofort rufen:

„Lumpenhund! — Schelm! — Verräter! — Sauhund! — Macht ihn kalt!“

„Ich glaube,“ fuhr der Bürgermeister fort, „ihr werdet mirs noch danken, wenn ich euch jetzt nicht über den Markt schicke, sondern im Ratssaal aufbewahre.“ Danach wandte er sich an Hans Aichelin, der mit andern bewehrten Bürgern unter der offenen Tür stand, und rief, auf die auch in den Saal geflüchteten Kriegsknechte deutend:

„Diese Leute geben ihre Waffen ab und werden unten im Hof bewacht!“

Während diese abzogen, fragte Schornstetten mit verwundertem Tone:

„Ich ließ hier ein Schriftstück — — ich — find es nicht mehr!“

„Das hab ich an mich genommen!“ erwiderte Simmerer, indem er mit freundlichem Spotte auf seine Brust tippte.

„Veruntreuung! — Diebstahl — geradezu!“ schrie der Hauptmann. „Ich verlange —“

„Ja —“ unterbrach ihn der Bürgermeister achselzuckend, „ihr habt den Frieden gebrochen und dürft euch nicht beklagen, wenn wir drauf antworten.“ Dann drehte er sich ab, forderte die Ratsherren auf, ihm zu folgen, stellte an jede Tür innen zwei Wachen und

verließ den Saal, um sich auf seinem Geschäftszimmer mit den andern zu besprechen.

Es galt der Sicherheit des Doktor Ebertz.

Nach kurzem ging Apotheker Grieninger mit zwei andern Räten zu dem Advokaten. Dessen Haus war von Menschen, besonders von Weibern nnd Kindern umlagert, die sich unermüdlich sein Abenteuer und seine Aussichten hin- und hererzählten. In der Stube gingen Freunde ab und zu, die neuesten Bericht brachten, und der Doktor saß neben seiner Frau auf der Bank hinter dem Eßtisch, auf dem ein Körbchen Eier, Weißbrot und ein Krug Wein stand. Er hatte ein nasses Handtuch um den Hals gewickelt, und sein bartloses Gesicht war noch sehr blaß; aber seine Augen leuchteten lebhaft. Eben nahm er ein Ei, stach es vorsichtig an beiden Enden auf, indem er sagte:

„So hat der Lutz den Weinschenk angestochen; es war höchste Zeit! Was der Leutnant Fäuste hat! ich hab die Engel im Himmel gehört!“ dann ließ er langsam den kühlen Inhalt des Eies durch seine brennende Gurgel laufen.

Die drei Räte begrüßten ihn, drückten das Bedauern der Stadt über seine Gefährdung und die Freude über sein Entrinnen aus und schlugen ihm vor, bis nach Beilegung der Streitigkeiten die Stadt zu verlassen, da er im schlimmen Falle dem Markgrafen gegenüber als Fremder wehrlos sein werde. Solange

die Bürgerschaft Herrin ihrer Mauern bleibe, werde sie ja für seine Sicherheit bürgen; sie wünsche aber nach dieser Probe der markgräflichen Absichten, daß er es nicht darauf ankommen lasse, sondern sich unter städtischem Geleite über die Landesgrenze begebe.

Ebertz lehnte sich zurück, schüttelte den Kopf und sah seine Frau an.

Diese atmete tief auf, rief:

„Was?! Davonlaufen?! Ihr gefallt mir!" und sprang empor.

Grieninger legte die Hand auf ihren Arm und sprach:

„Du nicht, Martha! Du kannst mit dem Kind ruhig hierbleiben; aber dein Mann muß fort! Und du mußt uns dazu helfen!"

„Ja — ihr seid mir Männer!" rief sie höhnisch. „Habt ihr nicht geschworen: einer für alle, alle für einen!"

„Gewiß! und darum haben wir deinen Mann nicht gefangen nehmen und abführen lassen, sondern die Offiziere gefangen genommen! und drum wollen wir ihn jetzt in Sicherheit bringen! Oder — scheint es dir besser, daß der Markgraf ihn aufhängt, — und die Stadt zugrunde geht?"

Frau Ebertz stand auf und sagte mit eigensinnigem Tone: „Ich geh aber mit!"

„Freilich gehst mit!" rief Grieninger vergnügt. „Kein Mensch in der Stadt denkt, daß eine resolute Frau wie du ihren Mann allein ziehen läßt!"

Die Frau ging geschäftig ins Nebenzimmer. Der Apotheker aber gab nun dem Advokaten einen Schlag auf die Schulter und sprach:

„Auf! Auf! Eile dich! Keine Zeit verlieren! Man kann nicht wissen, was die Herren noch hinterm Berg haben.“

Ebertz nahm noch einen Schluck, stand langsam auf und sagte:

„Eigentlich gefällt mirs nicht. Eigentlich sollt ich mit euch aushalten —“

„A schwätz!“ warf Grieninger ein. „Wenn es schief geht, dann sagen sie: was hat der Kerl sich in fremde Sachen zu mischen! und du baumelst!“

„Jaja —“ brummte Ebertz, „'s ist ja schon richtig; aber weißt du —“

„Ein Advokat muß natürlich immer noch was wissen! aber ich bitte dich, lade uns nicht noch die Last der Verantwortung für dein Leben auf! Du bist ein prächtiger Kerl und hast die Stadt zu großem Dank verpflichtet, — wir möchten nicht, daß dir ein Leid geschähe. Und denk auch an deine Frau und dein Kind!“

„Das sind allerdings Gründe —“ erwiderte Ebertz und ging an seinen Schrank; es tat ihm wohl, daß Grieninger so auf ihn eindrang.

Bald war das Nötigste zusammengerafft und die Pferde vorgeführt.

„Die Flucht nach Ägypten!" sagte Ebertz, als er seine Frau in den Sattel hob und das Kind vor sie setzte.

Er wollte unten herum auf Nebenwegen zum Altstädtertor; aber die Frau rief wild:

„Nichts da! Über den Markt! Am Rathaus vorbei! Den Kerlen unter der Nase durch! Grad! Erst recht!"

Und so ging es denn den Platz hinauf, wo sich ein großes Freudengeschrei erhob.

Die Offiziere erschienen am Fenster des Ratsaales und Schornstetten schrie wütend herab zum Bürgermeister, vor dem Ebertz gerade anhielt:

„Bürgermeister, ich befehle Euch im Namen der Fürstlichen Gnaden des Herrn Markgrafen, den Advokaten Ebertz an der Flucht zu verhindern!"

„Doktor Ebertz flieht nicht!" war Simmerers Antwort. „Er verreist nur mit einem städtischen Ehrengeleite."

„Ihr werdet es büßen!"

„Alles zu seiner Zeit!" entgegnete der Bürgermeister, „und wie Gott es gibt! Wenn uns der Markgraf für die Treue gegen unsern Gott strafen will, so mag er uns auch für die Treue gegen unsern Freund strafen wollen; aber — es soll ihm sauer werden! Sagt es ihm!"

Ebertz schämte sich, als Flüchtling angesprochen

worden zu sein, wandte sich zur Menge und, während ihn sofort eine Anzahl Männer mit Spießen umringten, beteuerte er, seine Stimme nicht schonend, daß er widerwillig fortgehe, gerne für die Stadt Gut und Blut geopfert hätte, aber der Einsicht und dem Wunsche des Rates nachgeben müsse. Da er die beiden Herren noch am Fenster oben sah, erzählte er genau, wie man gegen ihn vorgegangen sei, und rief am Schlusse zu ihnen hinauf:

„Wenn ich falsch berichtet habe, auch nur mit einer Silbe, so straft mich Lügen, Herr von Schornstetten!"

Die oben antworteten mit einem höhnischen Lachen.

Da überkam Frau Ebertz wieder der Zorn, sie schalt und drohte zu den Offizieren hinauf, sie rief alle Schimpfnamen, die ihr einfielen, und als sie keinen mehr fand, griff sie nach den Eiern, die sie als Wegzehrung im Körbchen trug, und warf eines nach dem andern hinauf, bis die Herren sich zurückzogen.

Da schrie einer aus der Menge:

„Sagt ein Wort, Doktor Ebertz, und wir schlagen sie tot wie Hunde!"

Und die Wut des Volkes brüllte nach:

„Sags! Sags! Wir machen sie kalt — wir hängen sie auf! Sags — sags!" und alle drängten rasselnd und klirrend auf ihn zu.

Da zuckte ein Schrecken durch ihn, er hob sich, so hoch er konnte, in den Bügeln, fuhr mit dem Arm

Ruhe winkend durch die Luft und, als es stiller ward, rief er:

„Wenn ihr je auf mein Wort gehört habt in dieser bangen Zeit, so hört jetzt auf mich: hütet euch vor Gewalttat! befleckt eure heilige Sache nicht! schwächt euch nicht, indem ihr ein Unrecht begeht! euer Recht hat euch bis jetzt geschützt! — — Von denen dort droben verlange ich nichts, als daß sie mir mein Seitengewehr zurückgeben. Die Rache — überlasse ich dem gerechten Gott im Himmel!"

Unter andauerndem Geschrei des Volkes stieg sofort Grieninger hinauf und verlangte, an der Ratssaaltür stehen bleibend, im Namen der Bürgerschaft die Waffe des Doktors zurück und, indem er vorgab, nicht durch die Wachen hindurch zu dürfen, zwang er den Hauptmann von Schornstetten, ihm den Degen selbst zu bringen; Weinschenk lag überwendlings auf einer Bank und machte sich Umschläge.

Mit Jubel und Hallo wurde die Waffe unten begrüßt, und Ebertz sagte, indem er sie anschnallte, zum Apotheker:

„Relicta non bene parmula!"

Dann wurden die Reisenden von einer großen Schar durch die Altstädter Straße, durchs Tor und von vielen noch über die Altestadt hinaus begleitet.

Die beiden Offiziere mußten sich auf dem Rathaussaale in Geduld üben. Sie hatten Zeit, die

Simsonbilder auf dem Ofen anzuschauen und die Sprüche auswendig zu lernen, die Schnitzereien des Getäfels zu bewundern und sich über die bunten Wappen der Stadtgeschlechter an den Fenstern zu unterhalten. Es wurde niemand zu ihnen gelassen, und weder durch Bitten noch durch Fluchen erreichten sie, daß einer ihrer Leute aus dem Hause durfte, um ihnen Speise und Trank zu holen. Erst als gegen Dämmerung die Geleitsleute aus dem Württembergischen zurückkamen und den Doktor Ebertz in Sicherheit meldeten, da befahl der Bürgermeister, die beiden Herren und ihre Knechte, zwar nicht aufs Schloß, aber doch in den „Adler" hinüber zu führen, wo sie wie bisher scharf bewacht wurden.

Der Bericht an den Markgrafen erforderte diesmal mehr Zeit und es war schon Abend, als der Apotheker wieder heimkam.

„Nun —?" fragte seine Frau, „ist das Luthertum wieder einmal gerettet?"

Er wiegte scherzhaft den Kopf hin und her und sprach:

„Ja — solange der Markgraf nicht ein Heer streitbarer Weiber gegen die Bürger aufbringt, so lange wird es ihm nicht glücken. Daß einzelne, die tüchtige Frauen haben wie ich, mürb und degenmäßig sind und bereit, zu kuschen, das langt noch nicht. Aber —" setzte er ihr die Wange streichelnd hinzu: „solcher Engel gibt

es nicht viele! — sonst hätte sich der Grieninger ja auch nicht einmal nach ihr umgesehen!"

Sie entzog ihm ihre Wange.

Sie hatte vorgehabt, mit ihm den Gang durch das Haus zu machen; nun von seiner Neckerei verstimmt, war sie froh, noch nicht nachgeben zu müssen, und so ging es heute wie gestern.

Vor dem Einschlafen klopfte Michel zart an die Zwischenwand. Pele hätte beinahe „Herein" gesagt, verschluckte es aber glücklicherweise noch und fragte zäh:

„Nun — was gibt es denn noch?"

„Ich muß morgen in der Frühe nach Durlach reiten, um mit dem Hofapotheker die gemeinsamen Bestellungen zu besprechen —"

„Das hast du mir ja schon heute früh gesagt! Es ist alles bereit."

„Ich meine nur — ich komme nicht bestimmt auf die Nacht zurück: da tätest du vielleicht gut, in deinem väterlichen Hause zu schlafen, daß du dich nicht tot ängstigst —"

„Das ist jetzt nicht mehr nötig!" erwiderte sie in beruhigendem Tone, und setzte mit leisem Hohne hinzu: „Ich weiß ja jetzt schon, daß ich hier sicher bin!"

„Nun — das ist mir ein rechter Trost!" sagte er. „Dann also — gute Nacht!"

„Gu—ute — Nacht!" machte sie gähnend.

Zwölftes Kapitel

Beim Morgengrauen saß der Markgraf in der Kammer neben dem Schlafgemach, halb angekleidet, und hatte die Beine in einer kniehohen Bütte voll heißen Wassers stehen. Schräg hinter ihm brannte ein offenes Kaminfeuer, über dem noch Wasser zum Nachgießen summte. Bald sah er über die Lehne in die Flammen zurück, bald in das große Fenster, in dem der Widerschein flackerte und mit dem grauen Frühlicht kämpfte. Noch voll von den halbvergessenen Träumen der Nacht und von unwillkürlichen Gedanken pflegte er einsilbig zu sein, ließ sich aber gern durch das Geschwätz des Kammerdieners vollends munter machen. Doch dieser war heute auch schweigsam.

„Warum so mundfaul, Specht?" fragte der Fürst. „Herbsten sie denn jetzt bald?"

„Nächste Woche, Fürstliche Gnaden. Der Schwanenwirt hat schon Neuen."

„Hast ihn schon versucht? — ist er gut?"

„Gestern abend. Ja, er läßt sich trinken. Recht süß ist er. Nur die Nüsse sind zu rar diesmal; sie haben sich drum gehauen."

„Wenns keine Nüsse hat, so seid ihr selbst dran schuld; ihr haut mit euern Bengeln immer gleich zwei, drei Ernten auf einmal runter! Man mags euch sagen, sooft man will, ihr tuts nicht anders."

„Ja —“ sagte Specht und kratzte sich über dem Ohr: „aber wie machen? Tut man sie nicht bei Zeit vom Baum, dann holens einem die Buben. Einen Tod muß man leiden!“

Der Fürst lachte still in längstvergangene Tage zurück, dann sagte er:

„Ja — wenn die Buben erst einmal nicht mehr hinters Obst gehen — und hinter die Mädel, — dann ists gefehlt! — — Was gibts sonst Neues im „Schwanen“?“

„Neues —? Der Reichardt ist auch gekommen — die Nacht. Es soll wieder hergegangen sein — in Pforzheim!“

„Der Reichart?“ rief der Markgraf und hob sich im Stuhl, als wollte er aufspringen; blieb aber sitzen und sagte nur: „Gieß nach!“

Specht verdunkelte das Gelaß durch seinen Riesenschatten, indem er vor das Feuer trat und den schweren Gußkessel abhob; dann ließ er behutsam das heiße Wasser in die Wanne rinnen.

Danach sprach der Fürst:

„Nun — schieß los! Was sagt der Reichart?“

„Ja — Fürstliche Gnaden, er sagt eben nichts. Er sitzt halt drauß und wartet und schläft derweil.“

„Nun, da laß ihn so lange noch schlafen!“ erwiderte der Markgraf und schwieg. Er schaute in die silberne Helle des Fensters, in der die gespiegelten Ka-

minflammen erblaßten und einschwanden, und dachte nach. Hauptmann von Schornstetten und Leutnant Weinschenk waren tüchtige Leute und ließen nicht mit sich spaßen: hatten sie vielleicht gleich die Rädelsführer gepackt und in den Turm gelegt und brauchten nun mehr Leute gegen die rabiate Stadt? Oder — hatten sie es falsch gemacht —?"

„Anziehen!" befahl er, indem er sich im Sessel aufrichtete.

Specht beeilte sich und redete kein Wort mehr.

Ernst Friedrich schritt ungeduldig durch die Wohngemächer nach der Stube, wo er zu arbeiten pflegte, riß dort das Fenster auf und atmete erregt die frische Morgenluft ein. Dort hinter der Höhe, wo die verzogenen Wolken so rot durchglüht waren, dort hinten lag die widerspenstige Stadt! Er schüttelte die Hand nach der Richtung und murmelte:

„Euch krieg ich noch!"

Er ging zum Tische, schwang die schöne Messingglocke und stellte sich dann mit dem Rücken gegen den Ofen.

Der Lakai trat ein und machte einen tiefen Diener.

„Guten Morgen, Reichart! du hast einen Brief —?"

„Keinen Brief, Euer Fürstliche Gnaden; der Herr Hauptmann von —"

„Mache das Fenster zu!"

Während der Diener den Befehl ausführte, setzte

sich der Markgraf in den warmen Ofenwinkel, wo über zwei heizbaren Kachelstufen ein Sitz angebracht war: „Sprich!“

„Pforzheim ist in hellem Aufruhr! Euer Fürstlichen Gnaden Abgesandte sind gefangen! Doktor Ebertz ist ins Württembergische geflohen!“

„Die Abgesandten — gefangen?! Wie kommt das?“

„Weil sie den Advokaten Ebertz, den Fuchs, zum Verhör hierher schicken wollten! — Und er hat doch selbst Verhör verlangt! Aber das war bloß eine Falle, um die Herren aufs Rathaus zu locken —“

„Halt, Reichart!“ sagte der Fürst ruhig. „Merke dir: ich will die Wahrheit wissen, ganz strikt! — nicht was du darüber denkst! Wenn es sich anders herausstellt, als du mir erzählst, dann hat der Stockknecht fufzig für dich im Handgelenk. Also —!“

Nun berichtete der Lakai den Hergang leidlich genau, obschon er der Stadt übelwollte. Der Markgraf half durch Fragen nach, bis er ein klares Bild der Vorgänge zu haben glaubte. Dann schickte er den Diener nach dem Hauptmann Gößlin.

Sobald er allein war, stieg er von seinem Sitze herunter, ging mit seinen gehemmten Schritten heftig durchs Zimmer, schüttelte die geballte Faust und stieß hervor:

„Jetzt mach ich ein Ende! — Das hört auf, das

hört auf! — Der Teufel soll mich holen, wenn ich mich auslachen lasse rechts und links! — Bin ich der Herr oder bin ichs nicht! — Sind das noch Untertanen —? — Aufrührer sind sie, Rebellen! Verbrecher! Zusammenschießen — werd ich ihnen ihr Nest!" Er riß die Glocke vom Tisch und warf sie in die Ecke, wo sie wimmernd zu Boden fiel: „Da! — Hängen werd ich euch, einen neben den andern! — Ja, mein Bürgermeister Simmerer, dich werd ich mir langen! die Haut werd ich dir abziehen lassen, deine treue ehrliche Haut! — und der Kuh unter den Schwanz hängen! — Und die Offiziere daneben! — Sind das Soldaten? — Dummköpfe —! Feiglinge —! Verräter!" Und als er plötzlich den Hauptmann Gößlin unter der Tür erblickte, warf er ihm entgegen:

„Das hab ich dir zu verdanken!"

Leuprant verneigte sich und blickte dann den Fürsten fragend und wartend an.

„Die Pforzheimer haben mir den Schornstetten und den Weinschenk und die Soldaten einfach eingesponnen!"

„Wie ist das möglich?" fragte der Hauptmann betroffen und dachte, nun sei nichts mehr zu hemmen.

„Wie es möglich ist? Die Herren haben sich genau so tappig angestellt, wie es ihnen kein Mensch zugetraut hätte!" Der Markgraf erzählte mit bitteren Worten den Hergang und schloß: „Und nicht einmal in den Turm haben sie mir den Schornstetten und Weinschenk

gelegt! Hätten sie mir sie wenigstens eingetürmt bei Wasser und Brot — für ihre Dummheit! Nein, im Gasthaus, im „Adler“ haben sie sie eingesperrt! Haha —“ er lachte gell und krampfhaft: „Hast du schon eine größere Unverschämtheit erlebt, einen — einen unverschämteren Hohn?! Gib acht: sie zahlen ihnen noch Räusche! sie spendieren ihnen noch Musik und Weiber! Und die edlen Herren fühlens gar nicht! Die trinken Wein und spielen Karten und erzählen sich Geschichtchen, als lägen sie auf der Reise fest! Wer aber wirklich eingespundet und verhöhnt ist und nichts zu fressen kriegt als die eigene Wut und das eigene Gift, — das bin ich! — — — Das sind mir Räte und Soldaten und Helfer! daß Gott erbarm! — — — — Ich kann doch nicht alles selbst machen! — — — Ist das Freundschaft, die nicht für den Freund einspringt!“

‚Das könnte ich auch fragen!‘ dachte Gößlin und sprach: „Dann dürfte der eine Freund keine andern Ziele haben als der andere!“

„Du hast oft genug gesagt, das Schlimmste für ein Land und Volk sei Uneinigkeit im Glauben: mag ich an ihr schuld sein oder nicht, sie ist einmal da, und ich will sie ausrotten! Das ist ein wohlerkanntes, gottgegebenes Ziel, — und wir kommen ihm nicht näher!“

„Warum willst du in diesem Mißlingen nicht Gottes Willen sehen —?!“

„Du könntest mir ebensogut raten: hänge dich auf! Hast du nicht schon selbst gepredigt, es sei gottlos, in allen Dingen und Wendungen Gottes Finger zu fühlen und schon das Nächste Gott anheimzugeben und in die Schuhe zu schieben?! — und soweit der Mensch sehen und denken könne, sei er zu Wille und Tat verpflichtet! — Hier in diesem Mißlingen fühle ich nicht die Hand Gottes; ich sehe immer nur die ungeschickten Hände meiner Helfer und muß es drum weiterversuchen. — Wenn ich es dir — befohlen hätte —?!"

Leuprant zuckte nur leise die Achseln.

„Was hättest du getan?" fragte der Markgraf kurz.

„Ich weiß es nicht; man kann doch nicht für jede — irre — Möglichkeit des Lebens eine Entscheidung bereit haben! Man kann im besten Falle den wohlgerüsteten entschlußkräftigen Menschen bereit halten, der je nach den Umständen entscheidet."

„Setze den Fall!" fuhr der Fürst drängend fort. „Wie würde dieser entschlußkräftige Mensch entscheiden?"

„Dafür genügt es nicht, diesen Fall zu setzen," entgegnete der Hauptmann ruhig. „Ich kann mir nicht mit einem gedachten Dolch in die Hand stechen oder an einem gedachten Weine mir einen Rausch trinken. Ich kann doch nicht mit meinen letzten unberechenbaren Schmerzen und Notwendigkeiten — ein Brettspiel treiben!"

„Redensarten!“ rief der Markgraf, wandte sich und schritt erregt hin und her. ‚Der will mich wieder am Gefühl packen!‘ dachte er. ‚Der will mich wieder weich machen! Aber der Teufel hole die Gefühle und schönen Redensarten! Ja oder Nein will ich haben! Schwarz oder Weiß! Für mich oder wider mich!‘ Doch er wollte den Freund nicht durch schnelle Worte kränken und von sich scheuchen: er wollte ihn durch eine wohlbedachte Probe nötigen und zwingen; darum schwieg er.

Aber dieselbe Schonungslosigkeit, ja, augenblickliche Feindseligkeit machte sich Luft, als er nun dem entlassenden Auftrage, den Fall zu bedenken, noch hart hinzufügte:

„Und der Jacobea bringe bei, daß ich ihr nicht helfen kann. Sie muß nach Baden! Ich muß Luft kriegen! Es wird mir zu viel. Ich habe nur zwei Hände und nur einen Kopf. Sie muß halt in Gottes Namen die Zähne zusammenbeißen! Wir sind keine Seifensieder.“

Gößlin hätte sonst für klug gehalten, zu schweigen und die Beruhigung des Fürsten abzuwarten; nun aber dachte er, ein Widerspruch könnte vielleicht rascher zu der jedenfalls erwünschten Entscheidung beitragen, und er sagte:

„Aber auch Prinzessinnen sind Kinder. Wir wissen, daß Prinzessin Jacobea kein erwachsenes Alter erreichen wird, noch ein paar Jahre, wenn es hoch kommt! Es wird hart für sie sein — in fremder Umgebung. Schicke

wenigstens auch mich nach Baden, da du ja doch mit meinen Diensten unzufrieden bist!"

Ernst Friedrich ließ aber nicht leicht los, was er noch nicht hergeben wollte; in verbindlichem Tone erwiderte er:

„Ich danke dir. Darüber ein anderes Mal!"

Der Hauptmann machte seine Verbeugung und verließ das Gemach.

„Das nennt man Freundschaft, —" murmelte der Fürst hinter dem Abgehenden drein, „wenn der Herr dem Diener nicht zu befehlen wagt! — Den Teufel!"

Gößlin dachte, indem er langsam den sonntäglich stillen Korridor hinschritt: ‚Er verzeiht mirs nicht; denn er versteht es nicht. Eines Tages werden ihm dreißig Jahre — — nichts mehr bedeuten gegenüber dem Augenblick, für den ich mich ihm entziehen muß. Und er wird sich nicht träumen lassen, daß er damit zu mir sagt: häng dich auf! Aber — dem Kinde macht ers ja nicht besser! Wir haben bei ihm einen Stein im Brett, solange wir ein Stein auf seinem Brette sind!'

Als er im Seitenflügel an die Wendelstiege kam, die zu seinem Zimmer emporführte, vernahm er Schritte von Vorausgehenden, und in seinem Vorzimmer begegnete er einem Lakaien, der ihm meldete, der Apotheker Grieninger warte drin auf ihn. Der Hauptmann befahl dem Diener, für alle Fälle die Anwesenheit des Pforzheimers dem Fürsten zu melden, und betrat sein Gemach.

Grieninger stand mit gespreizten Beinen mächtig am Fenster, sah hinaus und biß gerade in einen Apfel; den Eintretenden hörend drehte er sich um und sagte:

„Natürlich! Nicht einmal einen Apfel kann man in diesem Nest ruhig essen! Zu frühstücken, wie mans nach dem Weg verdient hat, — nicht die Möglichkeit vor Fragen und Vermutungen, Besserwissen und Drohungen bis ins vierte und fünfte Glied! Ich hab mein saures Leberle im ‚Schwanen' dem Knecht geschenkt und den schönen Schoppen hinuntergegossen wie Brunnenwasser und bin durch. Ich hab gedacht, ich will versuchen, bei dir wenigstens einen vernünftigen Bericht anzubringen. — Inzwischen, wie du siehst, hab ich gleich geschnüffelt, ob du nichts Eßbares hast —"

„Setze dich! Was führt dich nach Durlach?"

„Eigentlich — — asa foetida — — cynamomum — — arsenicum — — und noch so ein paar lateinische Namen; aber die hab ich jetzt auf später verschoben. — Wenn man solches Zeug reden hört, dann vergehen einem die Gedanken an Arsenik oder Süßholz! — Sag einmal, Gößle, kannst du nicht dafür sorgen, daß ein wenig mehr Vernunft in unsere Sache kommt?! Man weiß nämlich wirklich nicht mehr, was man denken soll! Erst schickt man uns den Münster mit seinen Traktätlein und Psalmen und Simpelhaftigkeiten — nun, das war noch ein Jocus. Aber dann nimmt man uns die Pfaffen weg, drei Wochen

lang: das ist doch, um Lämmer in reißende Tiger zu verwandeln! Die Pforzheimer machen sich aus ihren Pfaffen nicht mehr als andere Leute auch; aber haben wollen sie sie ebensogut. Was soll man auch Sonntags ohne sie anfangen, seitdem die Kalvinisten nur noch die Langeweile für heilig halten! Da die Pforzheimer nun wirklich wild werden, gibt man ihnen die Pfaffen wieder; droht aber fortwährend mit Schwert und Brand und Halsgericht und verlangt Rädelsführer heraus, wie wenn die Pforzheimer angefangen hätten und wie wenn sie Lumpenhunde wären! Der Herr Markgraf weiß ja offenbar nicht, mit wem er es zu tun hat: die Leute lassen sich jetzt eher zusammenschießen, als daß sie nachgeben! Und um was? — um einen Hafenkäs! — um den Bartschnitt der Pfaffen! — Heiliger Sankt Veit, weck mich bei Zeit!"

Erst nach einer Weile sagte Gößlin:

„Lieber Grieninger, ich kann dir eigentlich gar nicht antworten. Deine Betrachtungsweise ist mir tief zuwider: durchaus zuwider! — Hafenkäs — allerdings! gerade darum handelt es sich! nämlich, ob die Pforzheimer ein Hafenkäs sind, der sich nach jeder — beliebenden — Richtung breittreten läßt, oder ob sie Männer von Blut und Eisen sind, für die es einen Punkt gibt, wo sie nicht anders — wollen, ums Verrecken nicht, wie ihr so schön sagt! Darum geht es! — — Gewiß, die wandelbaren vergänglichen Dinge

groß und wichtig nehmen ist ein Selbstbetrug. Aber — wie dem Kinde das Spielzeug und das Spiel, so sind uns diese Dinge gegeben, und nur sie, damit wir uns an ihnen üben und stärken und im Entscheidungsfalle nicht Quark sind, sondern ganze Menschen! Das Wichtige ist wirklich nicht Luther oder Kalvin oder der Papst in Rom hinten und ihr Hader: das Wichtige bist du, bin ich, ist der Pforzheimer, jeder einzelne, der eben nur an diesem höchst irdischen Stank und Streit sein eigenes unberührbares, unverwüstliches Wesen erkennen und offenbaren kann. Für diesen Moment leben wir. Er ist die Vollendung, die Wiedergeburt, das Weltgericht, die Auferstehung, die Vergottung —, wie man es nur immer genannt hat!"

Der Apotheker nickte lächelnd mehrmals mit dem Kopf und sprach:

„Na — du redest wieder einen schönen Stuß! — aber du bist ja schon immer so ein — Mystiker gewesen."

Der Hauptmann mußte lachen. Dann setzte er hinzu:

„Nun — ich wollte also sagen, daß ich diesen Streit und die Haltung der Bürger in ihm für wichtig und ernst halte, daß mir bei ihrer Entschiedenheit das Herz schlägt und jeder Blutstropfen stolz ist; — daß ich mich demnach auch nicht für die geeignete Person halte, beim Markgrafen etwas auszurichten.

Aber jetzt nach diesen großen Einleitungen lege los und erzähle mir haarklein, wie es gestern hergegangen ist!"

Dazu kam es nicht mehr; ein Lakai trat ein und beschied den Apotheker hinunter zum Fürsten.

„Verflucht!" rief Grieninger aufspringend, „darauf bin ich nun aber wirklich nicht vorbereitet!"

„Schwätz nicht, Grieninger!" entgegnete Gößlin lächelnd, „Leute wie du sind immer vorbereitet."

„Wie seh ich denn aus?" fragte Michel, nach einem Spiegel umherschauend.

„Halt schön!" sagte Gößlin mit Ausdruck.

Der Apotheker blickte in den Spiegel, schob den Hut zurecht, strich den Bart und sagte zum Hauptman:

„Nun, wir sehen uns noch!" dann ging er.

Er beeilte sich nicht, er schritt langsam und gemessen, er blieb auch einmal an einem Fenster stehen und fragte den Lakaien, wie oft das Gras im Schloßhof geschnitten werde.

Der Markgraf kam ihm im Zimmer entgegen, leicht und frei, reichte ihm mit dem unbekümmertsten Lächeln die Hand und sprach:

„Das ist schön, Grieninger! Wir sehen uns selten. Aber ich denke mit Vergnügen an die Apotheke, besonders an jenen Nachmittag, wo wir ins Magazin einbrachen, uns die Taschen und Kappen mit Pfeffer-

minzküchlein und Bärendreck und Süßholz und Johannisbrot füllten. Ich hatte am andern Tag das Abweichen, so daß in die Apotheke um ein Tränklein geschickt werden mußte; mein Hofmeister lehrte mich bei dieser Gelegenheit das französische Sprichwort: ce que vient de la flûte, retourne au tambour, — obschon es wohl nicht genau paßte. Seine Sprichwörter paßten nie recht. Na — das war vor fünfundzwanzig, dreißig Jahren. Und — wie geht es der Frau Mutter? Immer noch gesund und vergnügt? — eine prächtige Frau!"

„Ich danke Euer Fürstlichen Gnaden, es geht — unbeschrien — gut!" erwiderte Grieninger, dem es ganz warm ums Herz wurde, „— immer so, daß es noch besser sein könnte."

„Und — was macht ihr sonst für Sachen in Pforzheim?"

„Ja — bei uns ist jetzt immer was los."

„Gestern auch, hör ich. Wie war das denn? — Aber wir stehen ja noch." Ernst Friedrich setzte sich mit dem Rücken gegen das Fenster und wies dem Apotheker einen Platz gegenüber an. „Wie war das nun eigentlich? Bitte, keine Rücksichten!"

Und Grieninger erzählte die Ereignisse, die eine kleine Probe für seine Mitbürger und eine Demütigung für den Fürsten waren, erzählte sie mit leichten vergnügten Worten und schloß:

„Es ging eigentlich alles ganz folgerichtig zu. Hätte mir der Hauptmann von Schornstetten im einzelnen gesagt, was er vorhabe, so hätte ich ihm genau prophezeien können, was erfolgen würde.“

„So?!“ warf der Markgraf, dem der überlegene Ton mißfiel, kurz hin. „Und wenn ich jetzt zum Beispiel den Ratsherrn Grieninger in den Baslerturm legte, so als Gegenstück zu meinen Abgesandten, — was würde denn darauf erfolgen?“

„Das würde meinen lieben Mitbürgern einen Heidenspaß machen! Sie würden sich ihre Arzeneien halt vom Bissigkummer geben lassen und denken: wenn der Markgraf die ins Loch steckt, die ihm das Wort reden, dann brauchen schon wir uns nicht mit ihrem Dreinreden zu plagen! — Die ließen mich sitzen bis zum Lämmerlestag! — Ich bin nämlich —“ setzte er selbstgefällig hinzu — „in diesem Handel etwas anderer Meinung als die meisten.“

„So —? Es wäre mir interessant —!“ sagte der Fürst in aufforderndem Tone.

Grieninger war geschmeichelt und sprach:

„Ich habe halt von Anfang an gesagt: Ruhig Blut! Regt euch nicht auf! nehmt nicht gleich alles auf die Ehre! und ein klein bißchen Humor, um Gottes willen! ein wenig Geduld! Seht euch die reformierten Prediger doch erst einmal an, ehe ihr sie abweist! So schlimm werden sie nicht sein! Es wird

nichts so heiß gegessen, wie es gekocht ist, und wenns ein reformierter Prädikant wäre! Neue Stiefel sind nie angenehm; man muß sie erst austreten! und von alten Schuhen trennt man sich natürlich nicht gerne, weil sie sich so schön nach dem Fuße geformt haben und man so bequem drin geht: aber darum kann man doch nicht ewig die alten tragen! Anderwärts sind sie ja auch reformiert und es bringt sie nicht um, sie leben und sind genau so gut und schlecht wie wir. Der Herr von Münster ist doch auch ein ganz umgänglicher lustiger Herr, man muß ihn nur zu nehmen wissen, — und wenn er gelegentlich einmal ungeschickt zutappt, — das passiert nicht nur den Reformierten! Und unsere eigenen Pfaffen — seit sie suspendiert waren, haben sie sich ja musterhaft korrekt und friedlich gehalten und sich auch nicht der heimlichsten Andacht oder der kleinsten geistlichen Handreichung schuldig gemacht und der verhängten geistlichen Not und Teuerung keinerlei Abbruch getan, die Schlauberger! — sonst aber sind unsere eigenen Pfarrer doch gewiß auch keine Engel, sondern Streithähne! Pfaffen wollen ihren Willen haben! Da dreh ich in der Wahl die Hand nicht um! Hüben Pfaffen, drüben Pfaffen! — gehupft wie gesprungen! Und man kann doch nicht verlangen — sag ich immer — daß der Markgraf zwei Seminarien unterhält und zweierlei Geistliche ausbildet, die einander dann in den Haaren liegen! welch ein Unsinn! Und

überhaupt und vor allem geht es zu tief ins Geld! nichts ist klarer! Er muß doch versuchen, alle unter einen Hut zu kriegen! Und das ginge auch, ganz gut —" Grieninger wies mit einer Handbewegung allen Widerspruch ab — „man müßte nur ein bißchen suaviter in modo verfahren! Es ginge schon! Da sitz ich gestern vor acht Tagen im oberen Bad in meiner Wanne und langweile mich; ruft der Sägmüller vom andern Ende her den Salzmesser an, der neben mir in seiner Wanne liegt: du, Salzfranz, was ist das eigentlich, Prädestination —? — Ja, sagt der, wenn ich das wüßt! — Weiß keiner, was das ist? schreit der Sägmüller. S muß doch was bedeuten! sie schwätzen doch allfort davon! — da sag ich: daß es vorherbestimmt ist, ob du gut oder bös, ob du ein Taugenichts oder tüchtiger Kerl wirst und ob du in den Himmel kommst, — das heißt man Prädestination, ungefähr. — No — das ist eine alte Muck! meinte der Sägmüller. Wenns weiter nichts ist! ich hab geglaubt, es sei eine ganz neue Erfindung. Das ist doch so klar wie Brunnenwasser! warum händeln sie denn? — Wahrscheinlich, weil Händel sein müssen, sag ich. Aber du weißts jetzt, du kannst jetzt ruhig hugenottisch werden und Frieden machen! — Halt, halt, Alterle! rief er; ich hab zeitlebens nicht anders gedacht und bin immer gut lutherisch gewesen. Daran liegts also nicht. Sie wollen einen zu allem zwingen, was einem zu-

wider ist! Da ist noch das Abendmahl und die Liturgie und die Orgel und was weiß ich! Warum soll ich vor Gott nicht knien, — ich muß doch vor jedem hohen Herrn den Bauch einziehen und dienern bis auf den Boden?! Warum sollen in der Kirche keine schönen frommen Bilder sein, bei denen einem das Herz aufgeht — und manchmal auch ein Licht!? Warum soll man wie in einer Kalkgrube sitzen beim Gottesdienst! — Ach, sag ich, das ist ja alles nicht so schlimm gemeint. Wenn ihr den Markgrafen bittet, so läßt er euch eure Orgel; er weiß, daß ihr zur Orgel nicht tanzt! und eure Bilder läßt er euch auch; er hat selbst gern was Schönes und erbaut sich dran! Ihr müßt ihn nur ruhig drum bitten; nicht gleich wüst tun, als ging es euch an den Kragen! —" So schwatzte Grieninger noch eine gute Weile munter drauf los. Wäre das Gesicht des Markgrafen, der wohlbedacht das Fenster im Rücken ließ, nicht so tief beschattet gewesen, dem Apotheker hätte die starre Miene des Fürsten und manchmal ein Zusammenpressen der Kinnladen auffallen müssen; so aber ließ er sich unbekümmert aus.

Ernst Friedrich ward von Grund auf erregt. Indem er anhörte, wie dieser behäbige Bürger mit breiten vergnügten Worten nicht nur den Glaubenstrotz seiner Mitbürger, sondern auch den brennenden Bekennerwillen, die Sendung des Fürsten entwertete, da begann es in ihm zu kochen. Was von geduldigen und

milden Gedanken noch in ihm gewesen war, verging, und alle Leidenschaft, aller Zorn, alle unnachgiebige Härte rückte zusammen um das angegriffene Heiligtum seines Lebens. Er fühlte sich seiner so wenig sicher, daß er schweigen mußte, um Ruhe vortäuschen zu können. Er hörte schließlich gar nicht mehr auf des Apothekers Worte. War es überhaupt möglich, daß dieser glaubte, was er sprach —? daß er im äußersten Ernste wirklich Bagatelle sah, Eigensinn und Mißverständnisse?! Redete er vielleicht nur so, um den Fürsten zu übertölpeln —? — Der Markgraf mußte daran denken, daß auch der Hauptmann Gößlin gelegentlich versucht hatte, die Sache leicht zu nehmen, mit Humor zu behandeln: — auch ein Pforzheimer! freilich eher auf seiten der Bürger als dieses Giftmischers da! Nein — gleichgültig, was sie verschiedenes dachten und sagten: Feinde seiner Kraft und seines Willens, Gegner seiner Sendung, alle auf einer Linie! Alle mußte er züchtigen, niederwerfen!

Und während Grieninger schwatzte und schwatzte und sich mit dem andächtigen Zuhörer schmeichelte, schoß in Ernst Friedrichs Kopf der Plan zusammen, wie er die widerhaarige Stadt beruhigte und sicher machte, im gegebenen Augenblick überfiele und erwürgte — und zugleich seinen Freund zwänge.

Grieninger machte eine Pause und weckte dadurch den Fürsten aus seinen Gedanken.

„Und dieser Doktor Ebertz —“ fragte da der Markgraf, um seine Unaufmerksamkeit zu verdecken, „— was ist das eigentlich für ein Heiliger?“

„Ebertz —?“ rief der Apotheker lachend, „wirklich ein Heiliger! Der harmloseste Kerl der Welt! — ein Kind! ein Kind! Wenn man ihm sagt: du bist der Retter der Stadt, so glaubt ers! Er hält sich wirklich für gefährlich. Ha haha — und war so froh, daß wir ihn über die Grenze schoben!“

Der Markgraf hatte genug. Der Mann da ließ ihm keinen anständigen Gegner. Freilich um so dringender not, den Meister zu zeigen!

Ernst Friedrich hob sich langsam und schwerfällig aus seinem Sessel, er scheute sich diesmal nicht, seine Unbeweglichkeit zu zeigen, er übertrieb sie sogar; er richtete sich auf und streckte sich ächzend.

„Es ist mir sehr wertvoll, lieber Grieninger, die Sache auch einmal in anderer Beleuchtung gesehen zu haben, wirklich, äußerst wertvoll. Ich danke sehr. Ich werde der Stadt schreiben — ich werde nächster Tage der Stadt schreiben, daß wir die Mißverständnisse nicht weitertreiben wollen! Wir wollen die Sache auf sich beruhen lassen, bis mir einmal mein körperlicher Zustand, der so gegen den Winter hin immer sehr mangelhaft ist, — bis der mir erlaubt, selbst nach Pforzheim zu kommen und die Frage ins reine zu bringen. Ohne den löblichen Eifer der Mittelspersonen irgendwie

tadeln zu wollen, — es sind verschiedene Ungeschick-
lichkeiten mit untergelaufen, die böses Blut gemacht
haben, und die ich sehr, sehr bedaure. Bei persönlicher
— Verhandlung wird das — anders sein! Also, lieber
Grieninger, meinen Dank! Meinen Gruß an die Frau
Mutter! Und der jungen Frau — ich habe gehört,
daß das Junggesellentum ein gutes Ende gefunden
hat — der jungen Frau meinen Glückwunsch!"

Er reichte dem beglückten und tief dienernden Apo-
theker die Hand und entließ ihn mit huldvollem Lächeln.
Als er ihn dann das Vorzimmer hatte verlassen hören,
überließ er sich heftigem Hin- und Herschreiten. Nach
und nach wurde sein Schritt mäßiger. Schließlich
nahm er Notiztafel und Stift und begann ein versöhn-
liches Sendschreiben an den Pforzheimer Magistrat:

„Liebe Getreue! Uns jammert der armen, unver-
ständigen und verblendeten Leute zu Pforzheim, daß
sie diesen neuen Tumult um des ehr- und eidvergessenen
Peter Ebertz willen angefangen — — —"

Der Apotheker Grieninger vergaß, noch einmal den
Hauptmann Gößlin zu besuchen; aber er ließ sich
nichts entgehen, was so ein Sonntag voll Besuchen und
unerwarteten Begegnungen an Behagen und Freuden
bringen konnte, er gönnte sich im Wirtshaus einen
besseren Tropfen als sonst schon und griff ungewöhnlich
tief in den Beutel, als er dem welschen Händler, den er

hehlings aufsuchte, einige Endchen Spitze für Frau und Mutter abkaufte; aber er gab sich heute nicht hin wie sonst. Sein Geschäft machte er rasch und großartig ab und bei allen Gesprächen und Ereiferungen saß er heiter und gelassen dabei, ließ andern das Wort, sparte mit dem eigenen Witze, nicht aber mit freundlicher Anerkennung des fremden, benahm sich ganz wie ein Mann, der sein Schäfchen im Trockenen hat, während er die Andern sich noch plagen sieht. Von der Absicht, in Durlach zu nächtigen, war er gleich nach dem Besuch auf der Karlsburg wieder abgekommen, die Freude trieb ihn heim, die höhere Geltung, in der er sich fühlte, verlangte zu Hause ausgenossen zu werden. Er ließ es sich was kosten, gegen Dämmerung noch ein Geleite auf den Heimweg zu bekommen.

Seine Frau dagegen konnte, als er bei Dunkelheit nicht zurückkam, ruhig annehmen, er werde die Nacht ausbleiben, und nutzte, nachdem sie die Tage her ungewöhnlich früh herausgemußt hatte, nun die Gelegenheit, sich zeitig schlafen zu legen. Da sie bei sich selbst nicht den Verdacht zulassen wollte, als gäbe sie etwa in Gedanken nach, so begnügte sie sich auch diesmal mit der wohlverbarrikadierten Hälfte des Lagers und schlief nach einigem Kopfschütteln und Seufzen über die Männer fest ein.

Als der Apotheker den Markt herab und am „Adler" vorbeikam, lockte ihn die Helle und das

Stimmengewirr in der Weinstube, und er war einen Augenblick versucht, hineinzutreten und zu erzählen, wie er dem Markgrafen auf den richtigen Weg geholfen habe und wie nun die Not ein sanftes Ende nehmen werde; er dachte aber, das würde sich morgen, so ganz geschäftsmäßig, noch besser machen, und überdies glaubte er seine Freude zunächst seiner Frau und seiner Mutter schuldig zu sein.

Das Haus dunkel und nur noch den Gehilfen wach findend, befliß er sich größter Stille in seinen Bewegungen, begnügte sich, da Pela den Speiskammerschlüssel hatte, mit Brot und Obst und einem Krüglein Wein, das er mit Bissigkummer unter Gesprächen über seine Besorgungen und die Pforzheimer Geschehnisse des Tages leerte.

Rücksichtsvoll zog er die Schuhe schon auf dem Gang aus und betrat strümpfig das Schlafzimmer. Pela wachte nicht auf, er konnte vor sie hintreten und beim schwachen Schein des Nachtlichtes betrachten, wie sie dalag und wie die Falten der Decke auf ihrem gleichmäßig atmenden Leibe sich bewegten. Er hatte sie noch nicht schlafen sehen. Der hilflose Ernst ihrer Züge rührte ihn, aber aufatmend schüttelte er den Kopf und dachte: nein, meine Liebe, dafür bin ich zu alt; es gilt! Er wandte sich ab und entkleidete sich.

Als er sich aber mit der unverstellten Schwere seines Körpers in seine Abteilung des Bettes niederließ, da fuhr Pela aus dem Schlaf und schrie:

„Was ist? Was ist?"

„Verzeih! ich bins bloß."

„Was willst du denn! Was ist denn?" fragte sie wieder, immer noch ganz wirr von schwerem Schlafe.

„Ich geh zu Bett, weiter ist gar nichts. Jaso —!" setzte er, sich besinnend, hinzu: „— einen schönen Gruß vom Markgrafen!"

„Ach —" seufzte sie, „die guten Witze immer —! — wenn man schlafen möchte! — Jaso, du kommst von Durlach! Ich bin noch gar nicht bei Sinnen. Du wirst recht hungrig sein und nichts gefunden haben!" Sie setzte sich aufrecht, bereit, ihm noch etwas zu holen.

„Alles besorgt! Danke schön."

„Ich habe dich nicht mehr erwartet," fing sie zur Entschuldigung an; „auch die Mutter meinte, du kämest nicht mehr. Alles gut gegangen?"

Er berichtete, bestellte Grüße von Bekannten und Verwandten und setzte hinzu:

„Und — wie gesagt — der Markgraf läßt dich auch schön grüßen und dir Glück wünschen — zu mir natürlich."

„Ach, schwätz —!" entgegnete sie mit geringschätzigem Seufzer.

„Ob dus glaubst oder nicht: er hat mir die Hand geschüttelt, der Markgraf, und hat gesagt: adieu, lieber Grieninger, und einen schönen Gruß an die junge Frau,

ich wünsch ihr Glück. Ich erinnere mich noch gut an sie vom großen Schützenfest her, da war sie das schönste Mädchen beim Fest!"

Der Stolz bedrängte ihr den Atem; aber sie hauchte über die Schulter und die Zwischenwand hinweg:

„Schwindler —!"

Michel blieb behaglich liegen und brummte:

„Ja, — s ist so! und er hat ganz recht."

„Wie kommst denn du — zum Markgrafen?!" fragte sie, und es sollte sehr ungläubig klingen.

„Nun — er hat mich zu sich — gebeten! Ist denn das so was Riesiges? — Rasendes? Er ist doch auch nur ein Mensch wie wir und kann nicht recht gehen, wenn er 's Zipperlein hat."

„Wie käm er denn dazu! Was sollt' er denn von dir wollen?"

„Was — ? — Er wollte über die Pforzheimer Händel einmal die Ansicht eines vernünftigen, ruhigen Menschen hören. — Na — und die hat er zu hören gekriegt. Es war übrigens sehr gemütlich, wir saßen zusammen, wie wenn ich mit deinem Vater zusammensitze. Er ist überhaupt ein sehr liebenswürdiger Mensch, der die Wahrheit vertragen kann, durchaus nicht der Hitzkopf und Zornnickel, den sie immer aus ihm machen. Ich hab manchmal gedacht: jetzt verbrennst du dir aber die Zunge! — keine Spur! Er war sehr nett. Ich hätte nur manchmal sein Gesicht sehen

mögen; aber s war zu dunkel.“ Und ruhig auf dem Rücken liegend gab Michel seiner Frau einzelne Proben seiner politischen Kunst und schloß: „Und das hat ihm offenbar eingeleuchtet. Er sagte wenigstens, es sei ihm sehr wertvoll, mich gehört zu haben, er sei mir sehr dankbar, er glaube nun auch, daß die Sache anders anzufassen sei. — Toll, was über so einen Herrn, der im Grunde eine ganz zugängliche Natur ist, für falsche Ansichten umlaufen! Wirklich, er ist gar nicht übel. — Und dann hat er mich verabschiedet, — wie ich dir ja schon gemeldet habe.“

„Wie denn? ich habe vorhin gar nicht recht zugehört; ich dachte, es sei Unsinn.“

Grieninger wiederholte es geduldig und vergaß auch nicht, was er vom schönsten Mädchen hinzugeschwindelt hatte.

Und das war natürlich für Pela das Süßeste. Aber auch alles andere erfreute sie und machte sie stolz, und sich aufrichtend sagte sie über die Scheidewand hinab:

„Du bist doch ein ganzer Kerl! Komm, da muß ich dir einen Kuß geben! Hast mir überhaupt noch nicht einmal guten Abend gesagt!“

Michel setzte sich aufrecht.

Pela streckte ihre blanken Arme hinüber, umschlang seinen Hals und küßte ihren Mann zärtlich. Und von der Zwischenwand behindert, die hart und kühl gegen

ihre Brust drückte, sagte sie zwischen zwei Küssen und im Tone des Versehens:

„Tu doch das Brett weg!"

Grieninger ergriff es gelassen, rüttelte sachte daran und brummte:

„Ja, ich versteh mich auf so Sachen nicht. Ich werde morgen den Schreiner kommen lassen —"

Ehe er noch ausgesprochen hatte, erklang die Nachtglocke. Er sprang auf und zum Fenster, sprach einige Worte hinab, fuhr dann in den Schlafrock und verließ mit den Worten:

„Es ist gleich geschehn!" die Stube.

Pela saß noch da und ihre Arme, denen sich Michel so plötzlich entwunden hatte, hingen trostlos über die Scheidewand hinab. Dann zog sie die Arme zurück und faßte das Brett mit den Händen —. Kopfschüttelnd ließ sie es wieder los, legte den gebogenen Arm über die Brettkante und den Kopf auf den Arm —: plötzlich sprang sie hastig auf, lief um das Bett herum und legte sich in Michels Abteilung.

Da kam Grieninger auch schon wieder und sagte noch unter der Tür:

„Bissigkummer ist noch auf."

Als er aber auf das Bett zutrat, rief er:

„Ja was ist denn das!" und blieb stehen.

Sie hatte die Augen zu und lag mäuschenstill.

Er lachte hinaus; der schlaue Einfall gefiel ihm.

„Da bleibt mir ja nichts übrig —!“ sagte er, hob das Brett aus und stellte es hinter den Schrank.

„Es heißt: der Gescheiteste gibt nach,“ brummte er auf dem Rückweg; „ich glaube, diesmal stimmt es nicht.“

Letztes Kapitel

Grieninger meldete dem Bürgermeister und Rat der Stadt die Sinnesänderung des Markgrafen in bescheidener Kürze, über sein eigenes Verdienst sprach er klüglich nur, was ihm zur Begründung unerläßlich schien, und er erntete dafür, wie er doch nicht erwartet hatte, Lächeln und Achselzucken. Dann kam der Brief des Fürsten und bestätigte des Apothekers Worte, brachte eine Wendung, die ja aller Wunsch war, vermochte aber auch nicht, den gewitzigten Leuten jeden Argwohn zu nehmen: es konnte ja alles so gemeint sein, wie zu lesen stand; des Markgrafen angekündigter Besuch, der erst im Frühjahr erfolgen sollte, blieb immerhin noch abzuwarten. Als allmählich bekannt wurde, der Fürst scheine gegen seine Räte und Helfer bei diesem Bekenntnisstreite sehr ungnädig gestimmt zu sein und behandle sie mit auffallend gleichmäßiger Kühle, da wuchs in Pforzheim doch das Vertrauen in seine Absichten, zumal er der Stadt gegenüber durchaus keine übermäßige Nachgiebigkeit zeigte und zum Beispiel den Superintendenten Ungerer, als den Ursächer des Handels, nicht wieder bestätigte, sondern durch einen neuernannten Superintendenten ersetzte. Man beruhigte sich also, behielt aber die in den letzten Monaten geübte Wachsamkeit als wohltätige Gewohnheit bei. Man mochte es nicht glauben, daß sich der Nackte

Mann für nichts und wieder nichts verzeigt haben sollte.

Der Markgraf selbst sprach nicht über den fehlgeschlagenen Bekehrungsversuch und wich jeder Berührung desselben wie einem schlechten Geruche aus. Das regnerische Wetter hielt ihn im Zimmer, und da er sich vorsichtiger in acht nahm und pflegte, so verbreitete sich die Meinung, er sei diesmal härter von Schmerzen heimgesucht als sonst. Er beschäftigte sich unablässig mit den Angelegenheiten der Markgrafschaft Baden-Baden, die infolge der einstigen Straßenräubereien des Markgrafen Eduard Fortunatus immer noch vom auswärtigen Handel und Wandel gemieden wurde und sich nur langsam aus der wirtschaftlichen Zerrüttung erhob. Er las viel in kalvinischen Bekenntnisschriften, doch ohne wie sonst seine Gelehrten und Geistlichen zu Rate zu ziehen. Häufig, wenn er allein saß, rief er sich die Jacobea ins Zimmer und ließ sie bei sich ihr Wesen treiben. Da er über ihre Zukunft noch keinen endgültigen Entschluß kundgegeben hatte, so sah es bald aus, als wollte er sie noch besonders deutlich seine Liebe fühlen lassen und im voraus für die unvermeidbare Härte entschädigen, bald auch, als sei er noch nicht entschlossen und gebe so dem Kinde alle Gelegenheit, die politischen Gründe zu entkräften.

Der Verkehr mit Gößlin war ihm ärgerlich, beschämte und empörte ihn. Die tiefe Verschiedenheit

der Meinungen hatte ja seit des Fürsten Übertritt zum Kalvinismus bestanden, war aber kaum je zum Ausdruck gekommen, und das Schweigen, das sich Leuprant bei widerspruchherregenden Anlässen zur Pflicht gemacht hatte, war vom Markgrafen nur zu oft als Zustimmung aufgefaßt worden. Nun beim Vorgehen gegen die eigene Vaterstadt konnte der Hauptmann den Gegensatz nicht mehr verhehlen, es war ihm nicht gelungen, auszuweichen, und er vermochte nicht einmal den würgenden Zwang, gegen den er sich abquälte, dem Fürsten begreiflich und mitfühlbar zu machen. Der Markgraf verargte ihm die Weigerung, belud ihn mit der Schuld an dem beschämenden Mißlingen des Vorgehens und legte ihm die Erleichterung, die der Pforzheimer und Lutheraner fühlen mußte, als Schadenfreude aus. Wenn er so im Treiben und Wühlen seiner Gedanken auf Gößlin geriet, nahm er sich wohl vor, ihn bei nächster Gelegenheit Ungnade und Mißtrauen fühlen zu lassen: sooft er aber mit ihm zusammengewesen war, mußte er nachträglich inne werden, daß er es versäumt, daß er nicht daran gedacht, daß er sich in des alten Freundes Gegenwart heimisch und leicht gefühlt, daß er ernst und heiter, vertraulich und anzüglich mit ihm gesprochen und in triebhaft freundschaftlicher Fürsorge alles Störende im Unbewußten zurückgehalten habe. Das ärgerte ihn erst und empörte ihn bei der Wiederholung: er fühlte da eine bestimmende Macht, die er nicht an-

erkennen wollte. Gewiß war ihm Leuprant von jeher lieb und schätzbar; aber diese Freundschaft durfte doch nicht zu einer Fessel und einem Zwange für den Fürsten ausarten! nicht in Zeiten des besten Einverständnisses, erst recht nicht im Momente tiefen Mißtrauens. Und doch war es gerade jetzt nicht zu ändern! Er hatte schonungslos die Probe schon ausgedacht, die dem Hauptmann nichts übrig ließ, als sich bis ins letzte hinein dem Freund und Fürsten zu eigen zu geben oder in offener Untreue sich selbst zu richten und zu zerstören. Diese Probe, nach der sein verletzter Freundes- und Herrenstolz ebenso gebieterisch verlangte wie nach der Rache an Pforzheim, sie durfte nicht durch eine Aussprache mit Gößlin aufs Spiel gesetzt werden, und so schwieg Ernst Friedrich, ertrug die Beleuchtung und Luft und Wärme einer Freundschaft, die er verworfen hatte, und schluckte die manchesmal aufstoßende Schande seiner Heimlichkeit rasch wieder hinunter. Er schonte auch sich selbst nicht.

Die zweite Woche des Oktobers machte dem nassen windigen Wetter ein Ende. Eines Morgens schien die Sonne, weither aus der Rheinebene schimmerten die Häuser und Türme; die Halden des Turmberges waren gelb vom welkenden Reblaub, aus den dunklen Wellen der Wälder tauchten braune und gelbe Inseln auf, die Wege des Parkes waren voll gelber Ulmen- und fleckiger Ahornblätter. Und als der Markgraf mit seiner Ge-

mahlin sich in einen sonnigen Winkel setzte, wo das rote Laub der Rebwand sich knisternd in der Hitze krümmte, da kam die ganze Kinderschaar des Schlosses im Gänsemarsch vorbeistolziert, Blätterkränze auf dem Kopf und um den Hals und die Schoten des Ahorns auf die Nasen geklebt, und machten mit diesen Gecks-nasen sehr ernsthafte Verbeugungen; dann rannten sie davon und lachten in der Ferne. Der Fürst streckte die Beine in die Sonne, ließ sichs wohlsein und sah den einsamen schneeweißen Wolken zu, die in der unend-lichen Bläue verloren wie bewußte Wesen kühn ihrem Lose zuflogen.

Das trockene stille Sonnenwetter hielt an, dem Markgrafen kam seine Beweglichkeit, er begann Gänge zu machen, er berauschte sich an den gährenden Düften, die aus den letzten Rosen und Reseden, aus dem welken Laub, aus der umgebrochenen Ackererde in die sonnige Luft drangen, er fühlte nach der Ofenhockerei eine Ver-jüngung, es war ihm, als sei er gewachsen und schreite aufrechter und leichter und höher dahin als je. Und alsbald überließ er sich wieder seiner Rastlosigkeit. Wenn die Gemahlin oder der Arzt warnte, so erwi-derte er, die schlechte Zeit sei ihm nur erträglich, wenn er die gute nicht verloren habe. Er ging und fuhr hin und her, er wollte überall selbst sein und nachsehen, und wie ein Mann im Segelboot, dem nach trübseligem Rudern endlich wieder der Wind das Segel füllt, nun

am Steuer sitzend sich des Segeldruckes und sausenden Dahinpflügens freut, so genoß er die Wonne seiner Unermüdlichkeit.

Und eines Tages fuhr er mit Gemahlin und Nichten und dem nötigen Hofstaat, ein ganzer Wagenzug, nach Baden, um die Bäder und die Wärme des geschützten Tales zu nutzen, solange das Wetter anhielte, zugleich um selbst nach dem Rechten zu sehen und mit den Beamten und Behörden zu beraten.

Aber wie er sich so in erregender Tätigkeit und Erfrischtheit des zäherrungenen schönen Besitzes freute und dessen Zukunft zu gestalten strebte, da drängte sich ihm um so peinigender die Erinnerung an das Mißlungene auf und wollte nicht mehr weichen: hinter jeder Absicht, jeder Hoffnung, jeder Freude trat der Gedanke an Pforzheim, an die Niederlage und an die Aufgabe hervor. Wie ein böser Geist hielt ihn die Vorstellung der Stadt besessen.

Eines Morgens besichtigte er die Besatzung Badens, berechnete, was er auf einige Tage ohne Gefahr wegziehen könnte, und fand, daß es verstärkt durch ein Bauernaufgebot und einige Trüpplein aus Mühlberg und Durlach genügen müßte, um die Stadt Pforzheim zu überrumpeln und dem Trotz der Wollkämmer und Zeugweber und Flößer ein Ende zu machen.

Warum warten bis zum Frühjahr —? Jetzt gab Gott das schöne Wetter und die Gesundheit! — Was

brauchte Ernst Friedrich mehr, um seine Pflicht zu erkennen?! War er sicher, daß er das Frühjahr erlebte? — daß Gott den Zögerer nicht als unbrauchbar für die große Aufgabe aus dem Amte rief?! Ohne dem Hauptmann Gößlin das Geringste zu sagen, traf er seine Anordnungen, so daß die Truppen von einem bestimmten Tage an wohlversehen jedem Befehle bereit ständen.

Dann, obschon die Sonne noch immer das Tal mit untrübbarer Wonne füllte und wie ein leichter Zauberrauch der Herbstduft über dem Gold der Hänge und dem Schwarzgrün der Höhen schwebte, nach vierzehn Tagen befahl der Fürst ebenso unerwartet wie die Herreise nun die Rückkehr nach Durlach.

Da betrieb er still seine Vorbereitungen weiter.

Gößlin merkte, daß etwas ihm Unbekanntes im Gange sei; er war aber zu stolz, nachzuspüren, wo er sich übergangen fühlte, und wurde darum nicht wenig überrascht, als Ernst Friedrich gegen Allerheiligen zu ihm sagte:

„Wir reiten morgen abend nach Pforzheim. Ich muß da endlich reinen Tisch machen. Willst du die morgen hier zusammenkommenden Truppen auf ihre Bereitschaft hin mustern, zugleich auch deinerseits die Meinung verbreiten, es handle sich dabei um Ablöhnung und Entlassung der jetzt überflüssigen Mannschaft!"

Leuprant sah sich Soldaten rüsten gegen seine Vaterstadt, Lügen verbreiten, verhindern, daß die bedrohte

gewarnt würde, sah sich hinziehen in nächtlichem Eilmarsche, die Mauern stürmen, den Brand in die Gassen der Heimat werfen, sah sich gegen Vater, Verwandte und Jugendfreunde den Arm heben um ihres Glaubens willen, den er selbst im Herzen trug, — das alles aus Freundschaft, die der andere in demselben Momente zertrat wie eine reife Traube, — aus Treue gegen einen Mann, der aus seinem Freunde einen Schurken zu machen bereit war, nur um ihn in der Hand zu behalten, — er sah dies, er fühlte die wohlberechnete Folter der zum Verrate noch gegebenen Frist des letzten Tages, er blickte dem Fürsten ins forschende Auge, darin schon das Licht eines Triumphes flackerte, er verneigte sich und sprach:

„Es soll geschehen!"

Sich zu entziehen, beiseite zu treten, war längst nicht mehr die Zeit. Vor Jahren, als er zum ersten Male empfunden und erkannt, daß er mit dem Freunde nicht mehr so weit mitgehen könnte, wie der Fürst verlange, und als er es daraufhin doch gewagt hatte, — damals hatte er diesen jetzigen Kampf vorbereitet und angenommen. Jetzt hieß es standhalten! Ihm war, als sei er wieder der zwölfjährige Knabe, der sich so oft im Scherz und Ernste mit dem starken, listenreichen und in seinem Stolze rücksichtslosen Prinzen im Ringen maß.

Er tat, was er dem Fürsten zugesagt hatte. Er

besichtigte die Mannschaft, er sorgte für das Kleinste und verstand es, dem Ganzen durch gute Laune, Musik und Lustbarkeit ein so harmloses Aussehen zu geben, daß niemand auf den Gedanken kam, es handle sich um geheime Rüstung. Zugleich schickte er auf allen Wegen verkleidete Spähwachen nach Pforzheim, um womöglich jede Meldung des Soldatentreibens abzufangen. Er bemühte sich seinem Auftrag wie seinem militärischen Ehrgeiz bis zum letzten genugzutun.

Als der andere Abend aufdunkelte, überraschte der Markgraf das ganze Schloß durch plötzlichen Marschbefehl.

Alles lief zusammen und drängte sich um den Wagen, der im Schloßhof auf den Herrn wartete.

Endlich erschien er, einen goldschimmernden Helm auf dem Kopfe, seine Gemahlin an der Hand führend, begleitet von den Prinzessinnen und Herren und Damen. Vor dem Wagen, im hellen Scheine tropfender Pechfackeln, wandte er sich lachenden Auges um und verabschiedete sich von den Zurückbleibenden.

Jacobea starrte mit großen entsetzten Blicken den Oheim an, der sich mit ungeduldig freudiger Miene zu blutiger Gewalt anschickte; da runzelte er flüchtig die Stirne und sprach zu ihr und ihrer Schwester:

„Und ihr — macht euch mit dem Gedanken an Baden vertraut! Ihr wißt jetzt, daß es sich dort leben läßt. Wenn wir zurück sind, werd ich euch hinschicken

müssen. Aber tröste dich, Jacobea! ich werde euch deinen Freund Leuprant mitgeben." Er hob ihr das Kinn und sah ihr nahe in die Augen, die aber, als ob das Kind gar nicht gehört hätte, desselben Ausdruckes voll blieben.

Endlich ergriff er die weiße Hand seiner Gemahlin, drückte sie an die Lippen und schaute still in das geliebte Antlitz. Da preßte sie heiß seine Hand, legte den Kopf etwas zurück und schloß innig lächelnd langsam die Augen. So voll heimlicher Zärtlichkeit war ihm diese Gebärde, daß sein Herz zitterte und er plötzlich eine bannende Abschiedsschwere fühlte. Einen Moment stand er bestürzt. Dann riß er sich zusammen und stieg in die Kutsche, rief mit der Hand herauswinkend: „Auf Wiedersehen!" und fuhr davon, während Gößlin und die andern Begleiter, noch von den Pferden herab grüßend, nachsprengten.

Auf der Straße nach Grötzingen wurde die voranmarschierte Kriegsschar eingeholt. Schwerfällig drang der Zug vorwärts, der Boden dröhnte und bebte von Schritten, von Hufen, von Rädern; Waffen rasselten und blitzten im Sternenschein, das dumpfe Gewirr der Stimmen wogte hin und her. Zuseiten hoben sich schwarze Waldhügel und dehnten sich Äcker und Wiesen, der Himmel funkelte darüber, der Mond ließ noch auf sich warten. So ging es von den Lichtern eines Dorfes zu den Lichtern des andern, und bei jedem, soweit sie schon kalvinisch waren, schloß sich ein Trupp

bewaffneter Bauern an, die durch eine vorausgeschickte Patrouille zum Amtsfahnen aufgeboten worden waren.

Dieselben Dörfer aber, unter dem aufgezwungenen Kalvinismus noch gut lutherisch gesinnt, sandten auch Burschen ab, die der Patrouille zuvorkommend die Alarmnachricht weitertrugen, und einigen gelang es, sich quer durch Wald und Felder bis Pforzheim durchzuschleichen und die Torwachen anzurufen. Der Bürgermeister wurde herbeigeholt, die Burschen wurden eingelassen und verhört, und wieder rasselte das Kalbfell, schrie das Horn und gellte die Sturmglocke durch die Stadt, hetzte die Bürger aus dem Schlafe, in den Harnisch, auf die Gassen und Plätze, auf die Türme und Wehrgänge.

Auch Michel Grieninger sprang auf und horchte zum Fenster hinaus, und als er vernahm, der Markgraf sei im Anmarsch, da wehrte er sich wohl einen Moment gegen die Nachricht und zitterte in der Schwäche der Beschämtheit; im nächsten Augenblick aber lief er mit heftigen Schritten nach seinem Kriegszeug und waffnete sich, ohne seiner fragenden Frau auch nur Antwort zu geben. Da ging auch sie zum Fenster und lauschte hinaus, dann warf sie ein Gewand um und rannte ihrem Manne nach. Sie fand ihn in der Waffenkammer. Wirr von Schlaf und trunken von Schrecken umklammerte sie ihn und flehte ihn an, sie nicht allein zu lassen, nicht in den Tod zu

gehen. Er riß sie von sich los, hielt sie mit harten Fäusten von sich und starrte sie zornig an. Er sagte ihr nicht, daß er den Überfall des Markgrafen als einen Anschlag auf seine Ehre empfinde, daß er sich in den Augen seiner Mitbürger als Verräter, als eitles Werkzeug der fürstlichen Tücke fühle, daß ihm in dieser Nacht kein Wagestück zu tollkühn und kein Tod zu früh sei, wenn er sich dadurch rein erweisen könnte, — er schüttelte die Frau, die das nicht in seinen Augen las, schüttelte sie mit seiner ganzen erbosten Kraft, ließ sie dann wie ein Häuflein Jammer zu Boden fallen und zog sich weiter an.

Pela riß sich entsetzt auf und jagte hinab zu seiner Mutter, die auch schon aufgestanden war. Hilflos fiel sie der alten Frau um den Hals und bettelte wimmernd, sie möchte ihren Sohn zurückhalten, er kenne sich selbst nicht, er sei der Freund des Markgrafen, er tue, was ihn reue, er werde nicht zurückkommen, er werde sie nach fünf Wochen zur Witwe machen — —

Michels Mutter hörte erstaunt und leise kopfschüttelnd zu und wollte erst nicht begreifen, wie die trotzige junge Frau so kleinmütig und haltlos sein könnte; dann plötzlich beugte sie sich von ihr ab und sah ihr mit verwundert forschenden Augen ins Gesicht, dann drückte sie sie an sich und streichelte sie beruhigend wie ein Kind. Endlich sagte sie:

„Hör einmal, Pele! Ich habe nur diesen einen

Sohn und, wenn ich ihn verliere, kann ich keinen mehr kriegen, — wie du einen kriegen wirst, — und wie man etwa einen zweiten Mann finden kann oder einen dritten; und doch will ich lieber, daß er heute nacht vom Feinde totgeschossen wird, als daß morgen seine Mitbürger ihm ausweichen! Du doch auch?!"

Die junge Frau blieb eine ganze Weile am Herzen der alten liegen und rührte sich nicht und nur ihr banger Herzschlag zuckte hinüber in den Leib der Greisin. Endlich richtete sie sich auf, blickte die Schwiegermutter beschämt an und fragte: „Mutter, — was ist mir denn? Ich versteh es gar nicht, ich kenne mich ja gar nicht mehr! Was wird er von mir denken!"

Die Mutter küßte sie und sprach:

„Komm, es wird schon alles gut werden!"

Auf der Treppe schritt ihnen Michel schon entgegen.

„Siehst du mich noch an?" fragte Pela bittend.

„Wenn auch nur flüchtig, doch mit Vergnügen; denn ich sehe, daß du aufgewacht bist und wieder herzhafte Augen machst. Gib mir noch einen Kuß auf den Weg!"

Er drückte sie mit der freien Hand an sich, umarmte noch seine Mutter und ging klirrend davon.

Er drängte sich durch die hastige Menge hindurch zum Bürgermeister, den Ratsverwandten und adligen Herren, die das Verteidigungswerk leiteten, und bat, man möchte ihn, der sich als Überbringer der trüge=

rischen Botschaft des Markgrafen der Stadt gegenüber schuldig fühle, an gefährlichster Stelle verwenden.

Alt-Peter Gößlin, feiertäglich gekleidet wie immer, die ringgeschmückte Hand auf eine langgestielte Streitaxt stützend, sprach spöttisch:

„Spiritus, merkst du was? dem Apothekerle wirds anders! Schickt ihn auf die Pechnase am Heiligkreuztor, Pech und Öl sieden! Oder laßt ihn fünfhundert Ellen Pflaster streichen! die Markgräfischen werden's morgen nötig haben!“

Die Andern lachten belustigt und schadenfroh und nickten.

Der Bürgermeister Simmerer aber sprach zu dem tapfer standhaltenden Apotheker:

„Da ist ihm die Pechnase, glaub ich, doch lieber; — obgleich er sich die Finger ja schon verbrannt hat.“ Und ihm einen freundlichen Schlag auf die Schulter gebend: „Also, recipe siedendes Öl und flüssiges Pech!“

Und Grieninger verfügte sich gehorsam nach dem Heiligkreuztor, um die Pechnase zu bedienen.

Der Feind schob sich mit gleichmäßiger Schwerfälligkeit durch die Nacht und hatte die Hälfte seines Weges zurückgelegt. Der Markgraf saß, um seine Kräfte zu schonen, immer noch im Wagen. Er hatte sich an den Aussichten und Möglichkeiten des

bevorstehenden Handstreiches müde gedacht, schließlich die Augen geschlossen und geschlafen . . .

Ein Stoß an das Bein und ein summender Glockenklang weckte ihn auf: sein Helm war gefallen, lehnte am linken Fuß und wie er beim Holpern des Wagens hin- und herschwankte, so flossen von dem schmalen vergoldeten Rande grelle Lichtwellen in die Höhlung hinein wie in eine unausfüllbare Tiefe. Erst sah der Fürst schlaftrunken zu, dann hob er das Ding auf und betrachtete es von ungefähr. Ein Birnhelm, kunstvoll graviert und reich vergoldet: auf jeder der beiden Seiten stand in einem Arabeskendickicht ein Herold, der hielt mit der Linken das stehende Wappenschild, mit der Rechten schwang er das Schwert über den verschlungenen Goldbuchstaben E. F. M. B.

„Ernestus Fridericus Marchio Badensis —" murmelte der Fürst unbewußt, drehte den Helm um und schaute wieder in die von dem Goldring des Randes umglänzte tiefe Höhlung hinein; aber die Kälte des Erzes durchschauerte ihn von den Handflächen aus so sehr, daß er den Helm auf den Rücksitz legte, wo er nun in seiner ganzen Pracht eisig schimmerte.

Der Mond, fast noch voll, war über die Hügelwellen gestiegen, ringsum war schattenreiche Silberhelle, der Raum war weiter geworden und der Lärm des Zuges aufdringlicher. Der Markgraf lauschte eine Weile noch benommen hinaus und nahm Stimmen und Gelächter

wahr, Tritte und Hufklappen, Rumpeln der Räder, ehernes Rasseln und Klirren, bedrängenden Staub, Schweißdunst der Männer und Gestank der Pferde. Er suchte sich in der Gegend zurecht und dachte: noch nicht weiter?! Er fühlte großes Unbehagen und merkte, daß seine Beine vor kribbelnder Unruhe fortwährend den Platz wechselten, und er fragte sich, ob das nur vom unbequemen Sitzen käme oder ob es einen Wetterumschlag bedeute. Und sofort waren die Gedanken wieder bei dem Überfall, der gelingen mußte, und eine große Unruhe überkam ihn. Er rief einen Junker an den Wagen und gab ihm den Auftrag, das Reitpferd zu schicken.

Er behelmte sich, stieg auf und trabte am ganzen Zug entlang, vorwärts und wieder zurück. Wie langsam das ging! Was konnte in den Stunden, bis man in Pforzheim war, nicht noch alles geschehen!

Er hielt sich, um seine Gedanken abzulenken, neben einem Soldatentrupp und hörte zu, wie sie vom Krieg in Frankreich erzählten, von Coligny — Guise — La Rochelle — Blut — Plünderung — Weibern — — und er ritt weiter. Da sprachen Offiziere und Herren von den Kämpfen und Blutströmen in den Niederlanden — — er schüttelte es ab und ritt weiter.

Er sah sich nach Gößlin um, konnte ihn aber nicht finden. Betroffen fragte er und erfuhr, der Hauptmann reite vorn an der Spitze.

Er setzte sein Tier in Trab und eilte allein nach vorn, wo er den Gesuchten bald in einiger Entfernung vor dem Zuge langsam hinreiten sah. Da zuckte er zurück und zögerte einen Moment, als gälte es, über das eigene Gewissen wegzuschreiten; dann lachte er durch die Nase und trieb sein Pferd an. Er fühlte schon etwas wie Verachtung für den da vorne.

Auch Leuprants Gedanken eilten voraus und arbeiteten sich an der Vorstellung ab, wie er unter den Mauern seiner Vaterstadt die Umklammerung der vielen Jahre, die er fern geweilt, von sich schütteln und reißen, dem Fürsten absagen und ihm gegenübertreten müsse. Da hörte er Hufschläge und sah sich vom Markgrafen eingeholt.

„Soweit voraus —?"

Zögernd antwortete der Hauptmann:

„Ja", und weiter nichts.

Und schweigend ritten sie nebeneinander hin, jeder voll und schwer von seinem Willen.

Ernst Friedrich sah Pforzheim im Mondlichte liegen und auf ihn warten. Wie ein Mann, der am Rande eines Baches zurückgesunken und eingeschlafen ist, so schlief die Stadt dort hinter den Wäldern in ihrem Tale in der hellen Nacht und sie durfte nicht erwachen, bevor ihr Herr die Hand an ihrer Kehle hatte; ohne Blut wollte er es machen. Aber — vielleicht standen die Bürger schon auf ihren Mauern und Türmen,

und der Tod rieb sich schon die Hände! Nun, — wie Gott will! Der Fürst hatte nur auszuführen! Vielleicht war auch ihm schon die Kugel gegossen! Das Herz schlug ihm plötzlich laut und zuckend, und eine Bangigkeit durchschreckte ihn, als habe er keine Zeit mehr und das Beste und Wichtigste seines Lebens versäumt und vergessen. Er schaute hin und her, konnte sich aber nicht besinnen, was das Wichtigste war.

Was ließ er zurück? Ein aufgeregtes Land, ein unvollendetes Bekehrungswerk, Verwirrung, in der er sich mühe-, mühevoll aufrecht gehalten hatte! Nun — das war höhere Fügung. — Was aber hatte er erreicht und nicht versäumt? Schnell! Kinder, die ihm gehörten, ob sie wollten oder nicht, die sein Blut waren, — hatte er nicht. Die Liebe seiner Frau — was bedeutete sie angesichts des Todes? War sie ein ewiger Besitz? Diese Liebe nahm er nicht mit sich. Diese Frau blieb zurück wie ein kostbarer Ring, mit dem sich bald eine andere Hand schmücken wird, wie eine süße Laute, die ein Anderer aufnimmt und wieder stimmt. Sie wird nach dem zweiten den dritten Gemahl lieben und nach diesem den vierten, — und es muß so sein! Er senkte den Kopf. Sein Bruder —? Seine fürstlichen Freunde, Waid- und Zechgesellen? Sie werden ihn feierlich beerdigen und dann werden sie ihn versaufen! Dieser Mann hier neben, der steil auf dem Gaule saß und in unerhörter Treue neben ihm vorwärts ritt? — Diesen

nahm er mit! Diesem Leben hatte er Inhalt und Form gegeben bis zu dieser äußersten Probe: diesem Leben würde er fehlen, dieses würde einen Teil des Toten täglich wieder lebendig machen, neben diesem würde er auch künftig dahinreiten und -schreiten und in der Dämmerung sitzen, und erst wenn dieser stürbe, würde auch er tot sein!

Er schielte hinüber. Sie ritten durch Wald, der Mond beleuchtete die rechte Seite und hob die silbergrauen Buchenstämme aus dem Dunkel des Waldes heraus.

Gößlin sah gespannt in die Ferne. Er sehnte sich nach dem erlösenden Anblick seiner Stadt. Er ertrug es nicht, neben dem Markgrafen dahinzureiten. Schlief jetzt sein Vater — oder war die Bürgerschaft gewarnt worden? Wie er es als Knabe vom riesigen Bergfrit des Schlosses hoch über der Stadt gesehen hatte, so schob sich ihm jetzt das Bild vor die weit offen in die Mondnacht starrenden Augen: zu seinen Füßen floß voll friedlichen Sonnenscheines die Straße den Schloßberg hinab zum sonnigen Markt, der vom Handel und Wandel tätigen Lebens wimmelte und lärmte. Weithin drängten sich ringsherum die braunen Reihen stiller Giebeldächer, mit kleinen Höfen, dämmerig und tief wie Brunnen. Lange Gassen waren dazwischengekerbt, eng und krumm, voll Schatten und Sonne und Mühe. Türme langten daraus empor und glänzten im Lichte

des Himmels, — — eine Stadt wie hundert andere, ein Wunderwerk tapferer Arbeit! — — Und nach ein paar Stunden? — Morgen? — Der Brand darüber weg — die hohen Dächer verschwunden — die Häuser wüste Klüfte mit geschwärzten Mauern — die Kirchen entweiht — die Bilder mit Säbeln zerhackt und mit Kot besudelt — der Altar umgestürzt, der uralte Goldkelch von trunkenen Lippen geschändet, die Orgel mit Hellebardenhieben zerhackt, die Bürger erschlagen, ihre Ehre zertreten, alles, womit das Herz des Knaben genährt, sein Stolz und seine Mannheit aufgebaut und beseelt worden war, zerbrochen, in den Dreck geworfen, verspien! Und er ritt darauf zu, Seite an Seite mit dem Verderber! Und er — warten — bis vor die Mauern der Stadt! — warten noch einen einzigen verfluchten Augenblick!

Er sah zur Seite nach dem Fürsten in der leuchtenden Rüstung, dessen Auge unter dem Goldhelm vor scharf in die Ferne zielte, und er trieb sein Pferd quer vor das des Markgrafen, das sich kurz und schwer zurückbäumte. Mit der Linken das Schwert bei der Scheide erhebend, blickte er dem Fürsten in die vom Mond beleuchteten überraschten Züge, riß mit der Rechten das Schwert halb aus der Scheide und sagte darüber hinweg mit heftiger Stimme:

„Markgraf, hier beginnt Pforzheim! Es gilt! Wehre dich!“

Ernst Friedrich fuhr empor wie von einer Peitsche getroffen, er sah fremde, harte Augen, er beugte sich vor, nach dem Schwertgriff zuckend, aber die Hand irrte jählings ab nach der Brust, er bäumte sich nach Luft ringend und schnappend empor, er sank schwer auf den Hals des Hengstes nieder, der Goldhelm fiel ihm vom Haupte und rollte wie eine Glocke klingend am Boden hin.

Gößlin begriff nicht sofort; dann aber hatte er sein Schwert zurückgestoßen und den tiefer sinkenden Körper des Fürsten umfangen. Die Tiere Seite an Seite drängend und mit Zuspruch beruhigend, hob er ihn empor und fand ihn besinnungslos. Er konnte ihn nicht vom Gaule lüpfen; so blieb er sitzen, preßte mit dem rechten Arm den schweren Leib an sich, während die Linke mit den aufgeregten Tieren zu tun hatte. Er horchte nach dem fernen Lärm der Reisigen, forschte nach Herzschlag und Atemzug des Bewußtlosen, er sah in das Dunkel und Silberlicht des Waldes, er starrte auf den Helm, der wie eine umgestürzte Goldschale am Boden lag und glänzte.

Es dauerte lange, bis der Zug herankam; soweit waren die beiden in ihrem Gedankentreiben vorausgeritten. Endlich füllten die Reisigen den Wald mit ihrem wilden Lärm.

Gößlin rief den Vordersten aus der Ferne Halt entgegen, und mit vielem Geschrei hielten sie. Er schickte,

ohne sich den Ohnmächtigen abnehmen zu lassen, nach den Herren des Gefolges und dem Arzte und als diese kamen, berichtete er, daß der Fürst plötzlich nach Atem gerungen habe, auf den Hals des Pferdes gesunken und seitdem bewußtlos sei.

Der Markgraf wurde vom Gaul gehoben, auf einen Mantel gelegt und vom Arzt untersucht. Endlich erhob sich dieser wieder und sprach:

„Ihre fürstlichen Gnaden sind an einem Stickflusse verschieden."

Alle entblößten den Kopf und standen stumm im Kreise um die Leiche.

Leuprant kniete nieder und sah den Toten an, dessen weitoffene Augen im Lichte des Mondes wie Perlmutter schimmerten, und er vergaß sich und dachte nicht daran, wieder aufzustehen, bis er gemahnt wurde. Da drückte er dem Toten die Augen zu.

Eine Leiter wurde zersägt, eine Bahre hergerichtet, und auf Soldatenschultern wurde die Leiche des Markgrafen weitergetragen, um in der Stadt, die er hatte überfallen wollen, seinen Platz bei den Ahnen in der Schloßkirche zu finden.

Nur die Herren des Gefolges und eine kleine Bedeckung zog mit; der größere Teil der Schar blieb für die Nacht in Remchingen.

Um Mitternacht wurde von der Durlacher Straße her nach Pforzheim gemeldet, daß am Klaffnert Lichter gesehen worden seien, und jedermann schüttelte den Kopf über die Fackeln in mondheller Nacht und mancher dachte, am Ende sei es wieder blinder Lärm gewesen.

Aber die Fackeln kamen näher, langsam die Höhe herunter auf die Stadt zu, bis plötzlich eintöniges Trommeln einsetzte und den Zug bis nahe vor die Mauern begleitete, wo Halt gemacht wurde.

Mit einem Trompeter ritt Hauptmann Gößlin zum Graben vor dem Heiligkreuztor und verlangte im Namen des Markgrafen Georg Friedrich Einlaß für die irdischen Reste des weiland Markgrafen Ernst Friedrich von Baden und Hochberg, Landgrafen zu Sausenburg, Herrn zu Rötteln und Badenweiler.

Die Bürger fürchteten eine Kriegslist und schickten den Arzt, den Bürgermeister Simmerer und Alt-Peter Gößlin hinaus, um sich vom Tode des Fürsten zu überzeugen.

Leuprant sah seinen Vater auf sich zukommen, und von Bewegung übermannt, trat er ihm entgegen und begrüßte ihn.

Der Alte maß ihn kühl und unnachgiebig und fragte mit leisem Kopfnicken:

„Soso —? auch hiesig?"

Darauf wußte der Sohn nichts zu erwidern, er hielt

den Blick des Vaters aus, biß auf die Zähne und versuchte seinen schweren Atem und Herzschlag zu beherrschen. Dann sprach er:

„Der Markgraf ist unterwegs verschieden.“

„Eben davon wollen wir uns überzeugen!“

„Ihr — traut mir nicht, Vater?“

Alt-Peter kniff ein Auge zu und sprach:

„Das wäre zu viel verlangt, Hauptmann!“

Und mit der Linken auf die leichte Streitaxt gestützt, beugte er sich nieder, legte die Rechte auf die Hand des Markgrafen, dann auf dessen Stirn, erhob sich wieder und wie im Zweifel, ob er sie abwischen sollte, seine Handfläche betrachtend, sprach er:

„Kalt!“ und ohne sich weiter an den Sohn zu kehren, sah er zu, wie der Doktor Müller die Untersuchung vornahm.

Der Arzt bestätigte den Tod und stand mit dem Bürgermeister und Alt-Peter Gößlin eine Weile barhaupt vor dem Toten; dann kehrten die drei in die Stadt zurück, das Tor ward aufgesperrt und das Gatter aufgezogen.

Langsam bewegte sich das Geleite durch die Gasse, die hüben und drüben mit Menschen bestanden war. Voran dumpfer, gehackter Paukenklang, dann Reiter, in der Linken die tropfende Fackel, in der Rechten das blinkende Schwert, dann die Träger mit dem Leichnam, und wieder Berittene mit rauchenden Fackeln.

Erleichterten Herzens und neugierig stand das Volk unter den Fenstern und auf der Straße und sah, wie der gefürchtete Herr sich auf den Schultern der Träger geduldig rütteln und schütteln und von tausend Gesichtern begaffen ließ, auf denen die Schadenfreude mit dem Anstande stritt.

Als Hauptmann Gößlin an der Spitze des Zuges gegen den Markt vorritt, stand da einer am Rande der Menge, die Hellebarde an der Hand, und sang unversöhnlich und trotzig heraus, was in tausend Herzen jubelte:

„Lustig, ihr Buben!
Heut ist der letzt Tag.
S wär mancher gern lustig,
er liegt schon im Grab!
Er liegt in dem Grab
und hat die Äugele zu —
und ich steh auf der Gass'
und bin ein lustiger Bu!"

Dieses Lied traf den Hauptmann Gößlin so tückisch und tief, daß er in unwillkürlicher Abwehr ausholend einen Schwertstreich nach dem singenden Lutz hinüberschlug; aber der flinke Mann parierte mit der Hellebarde und rief:

„Ja, Gößle, kommst morgen wieder her!"

Ein Stück des Schwertes sprang ab und hinüber ins Gebälk des Amthauses, wo es stecken blieb und im wechseln-

den Scheine der vorbeigetragenen Fackeln wie eine aus der Wand heraussteckende Flamme glühte und zuckte.

Den Schwertstumpen wie einen Feldherrnstab auf den Schenkel stützend, bog Leuprant den Schloßberg hinauf und führte den rotqualmenden Zug zur Schloßkirche, wo er dem Freunde die Totenwacht hielt.

Ende

Werke von Emil Strauß:

Menschenwege. Zwei Erzählungen.
Don Pedro. Tragödie.
Der Engelwirt. Eine Schwabengeschichte. Dritte Auflage.
Freund Hein. Roman. Zwanzigste Auflage.
Kreuzungen. Roman. Sechste Auflage.
Hochzeit. Drama.
Hans und Grete. Novellen. Dritte Auflage.

Druck von W. Drugulin in Leipzig.